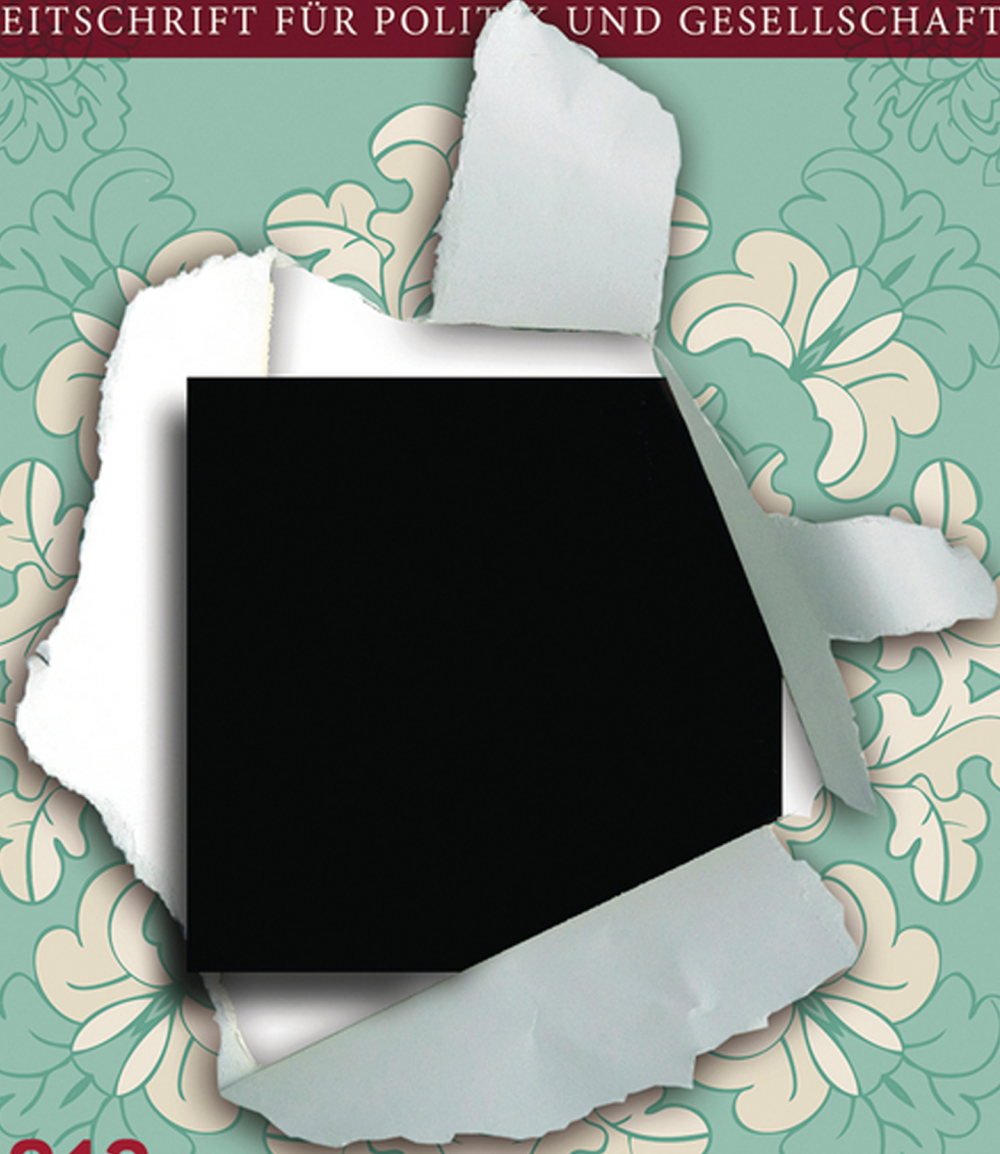


INDES

ZEITSCHRIFT FÜR POLITIK UND GESELLSCHAFT



1913

Martin Sabrow **Zäsuren des Jahrhunderts** Interview mit Florian Illies **Das Jahr der Moderne** Erich Loest **Das Leipziger Völkerschlachtdenkmal** Anna Bergmann **Am Vorabend einer neuen Sexualmoral?** Sam Roberts **New York's Grand Central Terminal** Franz Walter **Der Hohe-Meißner-Mythos**

»ES IST SEITDEM NICHT MEHR VIEL DAZUGEKOMMEN.«

EIN GESPRÄCH MIT FLORIAN ILLIES ÜBER KUNST UND GESELLSCHAFT 1913

Licht in die Dunkelkammer 1913 zu werfen – das Unterfangen liegt nicht unmittelbar auf der Hand, es erschließt sich erst während der Lektüre Ihres Buches »Der Sommer des Jahrhunderts«. Wie kamen Sie auf die Idee, ein Buch über 1913 zu schreiben?

Duchamps erstes Readymade und Malewitschs Schwarzes Quadrat, beide datieren auf das Jahr 1913. Ich hatte sie gefühlt später verortet. Und doch entsteht beides in einem Jahr, von dem es immer heißt, es geht alles zu Ende. Das war der Auslöser: Man lässt den Krieg gedanklich weg, man versucht es zumindest, man befreit das Jahr also einmal von dem ganzen Ballast, der logischerweise auf ihm liegt aus unserer posthumen Betrachtung, und fragt einfach: Was begann eigentlich 1913?

Meine Sensoren waren immer schon sehr auf diese Überraschungen in einer Gleichzeitigkeit ausgerichtet. Und so habe ich dann versucht, das zu erzählen. Als Querschnitt, weil ich aus dem Querschnitt der Disziplinen immer einen zusätzlichen Erkenntnisgewinn gezogen habe. Wie verbinden sich ein Film, ein Bild mit den politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen in demselben Jahr? Oder einen Jahrgang zu betrachten, wie 1929, Enzensberger, Habermas, Pierre Brice werden geboren, solche Verbindungen. Es gibt eine Zeitschrift aus den zwanziger Jahren, *Der Querschnitt*, eine wunderbare Zeitschrift, die das genauso begriff, alles miteinander anzuschauen und querzuschneiden.

Hätten Sie das Gleiche auch über, beispielsweise, 1912 schreiben können?

Man kann über jedes Jahr sehr viel Erhellendes erzählen, auch und gerade 1912 als kulturelles Epochenjahr beschreiben. Ich glaube aber, dass es besonders gut funktioniert mit dem Jahr 1913, weil es so aufgeladen ist. So aufgeladen dadurch, dass danach der Krieg beginnt, man aber über das Jahr

an sich nicht viel weiß. Und das war für mich als Autor die ideale Kombination. Nun ist 1913 auch noch eines der großen Jahre der Moderne, deswegen geschieht auch noch so viel – aber es lädt sich auf durch den Krieg, der ein Jahr bzw. sechs Monate später, beginnt. Deswegen war schließlich klar für mich: Es kann nur dieses *besondere* Jahr sein. Es ist *besonders* durch den Schatten, der auf ihm liegt, nämlich der des Kriegs; und dieser Schatten war so stark, dass das Jahr eigentlich in völliger Dunkelheit lag. Man hat das Jahr im Grunde gar nicht angeschaut, weil man immer sehr pauschal von der »Vorkriegszeit« sprach.

Wenn man dann aber doch genauer draufschaut, sieht man, dass es wirklich ein besonderes Jahr ist, dass sich kulturelle Schlüsselereignisse häufen: in der Musik mit den großen Konzerten von Schönberg in Wien und Strawinsky in Paris, wo diese Eklats stattfinden und wo man wirklich an der Nahtstelle zwischen Tradition und Moderne sitzt. Es knirscht. Die Moderne und das bürgerliche Publikum geraten direkt aneinander. In der Literatur hat man James Joyce, Proust, Thomas Mann, Kafka und Musil, die sich alle um dieses Jahr gruppieren. Die großen Heroen der Literaturgeschichte sitzen in diesem Jahr an ihrem Hauptwerk oder an ihrem großen Beitrag zur Literaturgeschichte; die Gedichte von Gottfried Benn und Georg Trakl – Jahrhundertgedichte – entstehen in diesem Jahr, der »Mann ohne Eigenschaften« beginnt im Jahr 1913. In der Bildenden Kunst sind es Duchamp, Malewitsch, auch der Blaue Reiter mit Hauptwerken; Kirchners Potsdamer Platz, letztlich ebenfalls sein Hauptwerk, Picassos Kubismus, Matisse ... Kunst, Literatur, Musik – wirklich ein besonderes Jahr mit kulturellen Ereignissen, die das Jahrhundert prägen. Es ist nicht nur ein Jahr, das im Schatten lag, sondern aus sich selbst heraus ein außerordentliches Jahr. Natürlich war es auch schön, als Autor ein Licht darauf werfen zu können. Schön, wenn man merkt, dass noch niemand sonst versucht hat, das alles gegeneinander zu schneiden und zu erzählen.

Ihr Werk ist ganz offensichtlich auch Konstruktion, nicht nur eine Aneinanderreihung von Fakten. Gibt es etwas, was Sie – bewusst oder unbewusst – ganz besonders betont haben, auch weggelassen haben, um eine spezifische Stimmung zu untermalen?

Ich habe ja das Prinzip der Collage gewählt. Erstens, weil ich das eine sehr überzeugende Form finde, diese *Short Cuts*, nach dem Film von Robert Altman, dieses Nebeneinanderschalten. Zweitens, weil, und das finde ich auch sehr schön, das Jahr 1913 das Jahr des Synthetischen Kubismus war. Picasso hat genau das als Kunstform etabliert: gemalt neben Zeitungsartikeln neben aufgeklebter Tapete. 1913 ist also auch das Jahr der Kunst der Collage.

Dieses Collagieren war eine große Arbeit. Ich hatte sehr, sehr viele Zettel und Passagen, und es war nicht einfach, dort einen Rhythmus zu finden, der läuft zwischen ernst und weniger ernst, zwischen einer Anekdote und dann vielleicht doch mal ein paar Seiten über Trakl; diese Stimmenwechsel, Tempiwechsel, Temperaturwechsel. Es war für mich sehr wichtig, dass man das Buch so durchlesen kann, dass man aber auch, wenn eine beschriebene Person nicht so interessiert, danach wieder gefangen wird und dass der Leser immer mal kurz Luft holen kann und dann geht's ganz anders weiter.

Meine Hoffnung ist, dass man als Leser am Ende Analogien zieht, man und aber zugleich sieht: »Oh, das ist gleichzeitig, das passt ja gar nicht zusammen.« Das man ein bisschen begreift, was gleichzeitig möglich ist. Dass Asta Nielsen irgendwelche verrückten Filme in Potsdam-Babelsberg dreht und parallel in Detroit das erste Fließband läuft – und in Wien seit 65 Jahren Kaiser Franz Joseph regiert, der sitzt seit 1848 auf seinem Thron. Dass man das kapiert, das ist alles im selben Jahr. So etwas finde ich toll. Oder dass es ein Duell gibt, ja, dass die gängige Form ist, eine Ehrverletzung auszutragen, obwohl Coco Chanel ihren Hutladen eröffnet. Genau so passiert es, im selben Jahr, gleichzeitig. Und beides erzählt etwas über das Jahr.

Weggelassen habe ich – bis auf Weniges – diese ganze klassische Vorkriegsthematik im Sinne von Balkankrieg und diplomatischen Verwerfungen. Die Zabernkrise habe ich kurz erwähnt. Aber das ganze Donnergerollen habe ich maximal reduziert, weil ich es in allen anderen Darstellungen maximal vergrößert empfinde. Und meine Idee war ja, das Jahr aus der Perspektive der handelnden Personen des Jahres zu erzählen. Wir können zwar viel über dieses Jahr sagen, aber wir wissen nur, dass sie *nicht* wussten, dass der Krieg kommt. Es gab manche, die es ahnten, die sind im Nachhinein bestätigt worden. Es gab eben auch genauso viele, die darüber nicht nachdachten oder die sehr plausibel begründen konnten, warum es nie zu einem Krieg kommen könne. Es gab keine Gewissheit.

Man hat den Eindruck, dass Sie versucht haben, quasi als Zeitgenosse zu schreiben, als ob Sie selber dabei sind und tatsächlich noch nichts wissen über die hundert Jahre, die danach kommen. An ganz wenigen Stellen durchbrechen Sie diese Erzähllogik – warum?

Weil es zu schade wäre, das nicht zu erzählen. Es gibt ein paar Punkte, an denen wird es ein bisschen spielerisch und ich mache eine Klammer auf: dass z.B. Kokoschka die »Windsbraut« verkauft und davon dann das Pferd erwirbt, mit dem er in den Krieg zieht, oder dass Schönberg wirklich an

einem Freitag, den 13. stirbt, das darf man nicht vorenthalten, das kann ich als Autor nicht übers Herz bringen, das wegzulassen.

Aber ansonsten habe ich immer versucht, mich als Zeitgenosse zu benehmen. Ich habe versucht hineinzukommen in das Lebensgefühl und die Sprache des Jahres – durch Lektüre der Briefe natürlich, durch Tagebücher, vor allem aber auch durch Alltagskultur, durch banales Sekundärmaterial, Drogeriekalender oder Billigzeitschriften, aber auch Gehobenes wie den *Simplissimus*. Mit Dialogen habe ich mich zurückgehalten. Es gibt keine Dialoge außer die überlieferten. Denn das halte ich immer für die schwierigste Form und die größte Falle: in einer Sprache schreiben zu wollen, die man einfach nicht kennt. Das habe ich gelassen, weil ich nicht wusste, wie das »normale Gespräch« aussah. Ansonsten habe ich stark versucht, mich als Zeitgenosse zu fühlen, insofern man das simulieren kann.

Aber grundsätzlich sind mir dieses Weglassen und dieses Nichtwissen nicht allzu schwergefallen. Beim Schreiben habe ich tatsächlich vergessen können, was danach kommt – und war wirklich in der Gegenwart dieses Jahres.

Wann ist bei dieser freien Form des Erzählens die Grenze zur Erfindung überschritten und inwiefern »darf« man das als Autor, etwa im Gegensatz zu wissenschaftlichen Konventionen? Sie beschreiben Begegnungen, die so tatsächlich stattgefunden haben können. Kurz, es könnte in jedem Fall so gewesen sein; es könnte aber auch in keinem Fall so gewesen sein. Angenommen, es wäre jedes Mal schief gegangen: Würde das den Tenor des Buches verändern?

Das ist natürlich der Unterschied zwischen einer Universitätsarbeit und einem Buch: dass ich als Autor diese Freiheit habe. Zugleich gilt: Ich spekuliere auf einer gesicherten Basis. Man weiß von Hitler und Stalin, dass sie nicht nur in Wien waren, sondern auch im Schlosspark Schönbrunn. Und dann kann man diesem Gedankenspiel nachhängen, weil es einfach faszinierend ist und sehr viel klarmacht. Zwei Figuren treffen hier an einem bestimmten Punkt ihrer Biografie aufeinander, dann überlegt man, wie es sich später entwickelt hat. Dass Musil, Kafka und Joyce am selben Tag in Triest waren – man wird nie wissen, ob es tatsächlich so war. Aber es *könnte* sein, und alleine, dass es sein könnte, ist ein schönes Gedankenspiel, eine Illustration des Belegs, wie eng alles miteinander verknüpft war und wie viel sich kreuzte.

Sie haben es bereits angedeutet, Politik kommt bei Ihnen kaum vor. Die politischen Fragen bzw. die Vorkriegsahnungen etc. seien anderswo schon zur Genüge abgehandelt, sie haben vielleicht auch zu viel Gewicht bekommen. Warum haben Sie dann doch ein paar ausgewählte politische Aspekte erwähnt?

Das ganze Buch erzählt ja eigentlich Geschichte über Menschen oder Geschichte über Geschichten. Ich habe dann etwas aufgegriffen, wenn es für mich fassbar oder erzählbar wurde; und erzählbar wurde es meist, wenn Anekdoten da waren, wenn Lebensumstände da waren, die irgendetwas plausibel machen. Es ging schließlich auch darum, die Anekdote zu rehabilitieren als Erkenntnis-mittel. Denn wenn man die richtige Anekdote auswählt, erzählt sie sehr viel.

Der Erzherzog, den Thronfolger aus Österreich, der kommt natürlich vor als Figur, weil er ein Jahr drauf ermordet wird. Aber ich zeige ihn in diesem Jahr eben als einen Heißsporn. Die Zabernaffäre habe ich aufgenommen, weil sich an ihr der zunehmende Nationalismus erzählen lässt. Dort wird etwas fassbar, was man sonst oft nur abstrakt kennt. Oder wenn Franz Marc ein Bild malt, das »Balkankrieg« heißt, wenn es so einfließt in die Kunst oder Kultur, dann kommt es natürlich vor. Aber meinem Gefühl nach ist das alles schon stark erzählt und beleuchtet. Also habe ich mich einfach dem genähert und das aufgeschrieben, was meiner Meinung nach oft noch unerzählt war. So ist es insgesamt sehr auffällig, wie wenig diese sogenannte »Vorkriegs-stimmung« in die Literatur, in die Kunst, in die Musik einfließt. Künstler, die als Seismographen gelten, sind für so etwas eigentlich ganz gute Quellen. Politisch gab es die Balkankriege, aber die haben Gottfried Benn in seinem Krankenhaus in Berlin nicht weiter beschäftigt. Zumindest nicht sichtbar, in seinen Tagebüchern oder Gedichten.

Mein Versuch ist ja eine Simulation der Realität, des Alltags im Jahr 1913. Aber natürlich wirft die Zukunft ein bisschen ein Echo in dieses Buch hinein, aus unserem Wissen heraus, wie es weiterging.

Sie betrachten eine Künstlerelite, ein sehr modernes, globalisiertes Milieu mit Kontakten von Moskau bis nach Italien. Und trotzdem schlittern sie genauso in den Weltkrieg hinein wie alle anderen. Handelte es sich hier also um eine abgekoppelte, apolitische Künstlerelite, die als Intellektuelle – so sie sich als gesellschaftliche Intellektuelle verstanden haben – versagt haben. Oder gab es nichts zu spüren?

Natürlich liegt der Fokus ganz klar auf einer kulturellen Elite. Wenn man in die diplomatischen oder industriellen Kreise dieses Jahres schauen würde, vermute ich, käme man zu anderen Erkenntnissen, einem anderen politischen Stimmungsbild. Dieses Künstlermilieu war in der Tat sehr international, und, so glaube ich, auch nicht nationalistisch – wie eine »Übergesellschaft«, eine alteuropäische Kultur, die sich dort so verbindet. Und die mit der nationalistischen Strömung nur bedingt etwas zu tun hat. Manchmal hat es sich überschritten. Marc, Macke, Dix etwa sind noch begeistert in den Krieg gezogen, andere wurden von der schrecklichen Ahnung stimuliert.

Bislang behauptete man ja gerne, dass also der Erste Weltkrieg notwendig war, um in der Kunst und Kultur so viele Dinge nach vorne zu bringen. Wenn man sich dieses Jahr, 1913, nun aber so genau anguckt, würde man eher sagen, eigentlich ist alles schon da, der Erste Weltkrieg würgt das nur alles ab – und am Ende, wer weiß, ist vielleicht auch diese Kultur ein Beitrag dazu, dass alles auseinanderfliegt. Weil das, was kulturell stattfindet, ist so sprengend, diese Malereien von Schiele, diese Musik von Strawinski oder diese Geschichte von Bennis, das ist so zersetzend, gesellschaftszersetzend, gewissheitszersetzend, sinnzersetzend, sinnzerstörend, sinnzertrümmernd. Die Kultur hat also sicherlich am Ende mit zu dieser Beschleunigung beigetragen, oder zu dieser Sinnsuche. Weil auf den verschiedensten Weisen eher »Anti-Utopien« in der Kunst vorgeführt wurden. Ich finde sehr interessant, wie »weit« das alles schon war, wie nah an dem, was wir heute für unser modernes Menschenbild halten. Es ist seitdem nicht mehr viel dazugekommen.

Auffälliger finde ich, dass die beschriebenen Künstler 1913 alle sehr mit der Verwirklichung ihrer persönlichen kulturellen Vision beschäftigt sind. Es ist extrem individualisiert; es gibt keine Gruppen mehr. Die Futuristen haben sich quasi aufgelöst, die Brücke hat sich aufgelöst, es sind eigentlich alles Einzelgänger, alle machen ganz eigene verrückte Projekte, egal, ob Musil oder Proust oder Kirchner. Jeder sucht sich irgendetwas und sagt, hier kann ich jetzt die Moderne schaffen. Der eine sagt: Ich male den Potsdamer Platz und schaffe Moderne, indem ich Gegenwart in Kunst umsetze, diese Geschwindigkeit, diesen Lärm am Potsdamer Platz. Der andere sagt: Ich erzähle von meinen Urlauben am Meer, wie Marcel Proust, und schaffe Moderne, indem ich Erinnerungen schaffe; Der nächste, Strawinski, sagt: Ich schaffe Gegenwart, indem ich die Urmythen, die Urmusik, die Archaik in die Musik reinhole, das ist Gegenwart, das ist Moderne.

Auf der einen Seite hat die Künstlerelite der Moderne versucht, einen Ausdruck zu geben. Auf der anderen Seite standen die Rezipienten, das Bildungsbürgertum, welches in der Moderne nach Orientierung, nach Sinn suchte und aus unüberschaubaren Deutungsangeboten – sei es die Lebensreform oder die Anthroposophie – wählen konnte. Gab es da Überschneidungen oder war das Künstlermilieu total entkoppelt von dem, was im Bürgertum verhandelt wurde? Gab es kollektive Sehnsüchte, auf die man Bezug nahm, die bei den Künstlern selbst vorhanden waren?

Vielleicht ist es auch eine Generationenfrage. Die jungen Künstler, von denen wir jetzt reden, sind 20, 25, 30 Jahre alt. Das Bürgertum rund um Rathenau ist 40, 50. Es spielt durchaus eine Rolle, wie arriviert man bereits ist. Zweifellos gibt es, das sieht man z.B. am Hohen Meißner, tatsächlich

Kollektivsehnsüchte. Wenn man die Individuen anguckt und die Individuen auch so erzählt, wie ich es gemacht hab, wird man gegenüber solchen kollektiven Erzählungen, kollektiven Deutungen skeptisch.

Die Künstler gehören zu einer anderen Welt. Sie erzählen ja alle hochgradig individuelle Geschichten. »Der Tod in Venedig« oder »Der Zauberberg«, Marcel Proust – es sind allesamt höchst individuelle Welten, die die Literaten erzählen; dabei sind sie selbst schon wieder weiter. Als das Bürgertum dann modernekritisch ist, merkt es gar nicht, dass parallel schon wieder die nächste Stufe der Moderne gezündet ist. Das Bürgertum ist noch kritisch gegenüber der Moderne von 1905. Und drumherum geschieht bereits die nächste Stufe, die es ja gar nicht kennen konnte. Duchamps Readymade steht in irgendeinem Atelier in Paris, es sieht kein Mensch, Kafka schreibt seine Briefe, die sieht Felice, aber die sieht niemand sonst auf der Welt.

Erst aus heutiger Perspektive, mit 100 Jahren Abstand, ist das Jahr 1913 überhaupt erst zu erzählen als »das Jahr der Moderne«. Damals war das eigentlich alles eine Intimität, die oft im eigenen Tagebuch, in irgendeinem Notizbuch stattgefunden hat. Wenn man als Zeitgenosse durch das Jahr gegangen ist, hat man das alles gar nicht gesehen. Dass Robert Musil, der krankgeschriebene Bibliothekar aus Wien, am »Mann ohne Eigenschaften« schreibt, weiß ja niemand. Das weiß man und dessen Bedeutung erkennt man erst zeitversetzt. 1913 beginnt die nächste Modernitätsstufe, aber bis auf wenige Dinge, z.B. die Armory-Show in New York oder ein paar Ausstellungen in Deutschland, findet das ja außerhalb der Öffentlichkeit statt.

Völlig unterschiedliche Sachen, völlig unterschiedliche Ansätze, und heute sehen wir sie alle eigentlich als »modern« an, aber es ist im Grunde alles individuell und gar nicht kombinierbar. Hier die Gedichte von Benn aus der Krebsbaracke und da Lyrik von Rilke, schwelgerische Lyrik. Jeder geht seinen eigenen Weg. Es gibt auch keine politischen Essays oder ähnliches, nicht von Kafka, aber auch nicht von Thomas Mann. Die Künstler interessiert das alles nicht. Sie sind offenbar in dieser Zeit mit ihren persönlichen Angelegenheiten, mit ihrer Kunst beschäftigt, ich habe da nichts weggelassen. Auch Thomas Mann, der ja die politischste Figur unter ihnen war, hat sich nur mit privaten Sachen beschäftigt.

Wie war überhaupt das Verhältnis zwischen diesen Künstlern und ihrem Publikum?

Die Künstler, die ich beschreibe, hatten quasi kein Publikum. Bis auf Thomas Mann – aber der ist immer eine Ausnahme. Die ganzen Maler spielen kaum eine Rolle. Avantgarde und Publikum sind weit voneinander entfernt. Das schönste Beispiel sind die »Gurre-Lieder« von Schöneberg. Dass die so

großen Erfolg haben, herrlich. Warum? Weil sie zehn Jahre alt sind. Damit hat man relativ präzise den Zeitabstand der Avantgarde zum Publikum. Nur weil sie erst so spät uraufgeführt wurden, war das Publikum in Wien sozusagen nachgerückt im Geschmack und bejubelt diese Gurre-Leider – und vier Wochen später präsentiert Schönberg sein aktuelles Schaffen und das Publikum tobt und flippt aus und brüllt ihn nieder. Zehn Jahre Vorsprung. Erstmal. Und nach hundert Jahren wird abgerechnet, wer wirklich als Sieger durchs Ziel geht.

Dann konnten sie natürlich auch die Warnerfunktion kaum erfüllen – selbst wenn sie den Krieg hätten kommen sehen. Wenn es niemanden gab, dem sie es hätten erzählen können ...

Nein. Es gibt Ludwig Meitner, der diese apokalyptischen Landschaften malt, tolle Bilder, die auch wirklich so heißen, »Apokalyptische Landschaften«; aber er malt sie auch schon 1912 – und er malt sie auch noch 1922! Dann heißen sie immer noch »Apokalyptische Landschaften«. Wenn man die anschaut, denkt man, das ist eine Kriegswarnung, nichts anderes, explodierende Städte. Dann gibt es C.G. Jung, der diesen Traum träumt von Europa unter Feuerschlünden und Blutregen usw.

Vielleicht gibt es Menschen, die Ahnungen haben. Das würde ich jedenfalls nie bestreiten. Aber ich behaupte auch, man hat es *nicht* spüren können. Es gibt aber auch einfach Menschen, die so große Angst haben, dass die zu Träumen wird und die werden dann zu Kunst. Dort aber zu unterscheiden, was Ahnung ist und was Angst, ausgemalte Angst, das sollten wir nicht tun, denn: Das wissen wir nicht. Davor warne ich nur. Wir möchten nur gerne, dass es Vorahnungen sind, weil es dann eine schönere Erzählung ist von der Vorkriegszeit.

Erst aus dem Rückblick ordnet sich alles wunderbar. Man betrachtet dann nur die sieben Punkte der Perlenschnur, die für dieses Ergebnis die Kausalkette bilden – die anderen nicht mehr. Und mit Blick auf das Durcheinander dieses Jahres, weiß ich gar nicht, für was sich diese Künstlerelite hätte schuldig fühlen müssen. Vielleicht mussten sie auch nicht verantwortlich fühlen, weil es ja niemand wusste. Das ist der Punkt.

Es gab keine moralischen Appelle, keine politischen Warnungen. Dabei könnte man aus diesen ganzen Tagebucheinträgen, aus diesen Briefen unglaublich viel herauslesen an fundamentalen Zerrissenheiten. Aber es scheint alles sehr, sehr innerlich ...

Ganz innerlich! Große innerliche Revolutionen, große innerliche Befragungen, aber ganz außerhalb der Gesellschaft, auch außerhalb der gesellschaftlichen Entwicklungen. Das stellt sich alles auch gar nicht in Bezug zu

den gesellschaftlichen Entwicklungen. Auch andere gesellschaftliche oder politische Themen, z. B. Massenarbeiter oder soziale Fragen, spielen allesamt keine Rolle. 1913 ist wirklich ein sehr, sehr innerliches, und kulturell sehr durch persönliche Projekte ausgeleuchtetes Jahr.

Die Künstler fühlten sich nicht schuldig, aber nicht wenige von ihnen litten, innerlich. Musil etwa leidet an »Neurasthenie«, wie viele andere. Woran genau leiden die? Und, lassen sich Parallelen zur heutigen »Modekrankheit« Burn-out feststellen?

Ich habe den herrlichen zeitgenössischen Spott zitiert: »Haste nie und raste nie, sonst haste die Neurasthenie.« Daran merkt man, dass schon den Zeitgenossen klar ist, dass die Neurasthenie für völlig widersprüchliche Sachen steht, d. h. sowohl für völlige Erschöpfung wegen zu viel tun als auch für Erschöpfung aus Langeweile. Neurasthenie ist eben eine Modekrankheit, die aber sehr bequem und sehr gerne von diesen ganzen Intellektuellen gewählt wird als Erklärung für ihr Leiden an der Welt und ihr Überfordertsein an der Moderne. Aber ich denke, dass schon diese Neurasthenie die psychosomatische Reaktion auf die Beschleunigung ist. Die Beschleunigung, die damals schon alle erfasst und die sie überfordert – vor allem die hochsensiblen Gemüter. Man kann durchaus Parallelen zum Burn-Out-Diskurs erkennen. Es handelt sich einfach um einen Behelfsbegriff für völlig unterschiedliche Symptome – und insofern passt das in diesem Falle auch.

Besonders groß scheint die Unsicherheit bei Männern gewesen zu sein. Sie kultivierten und stilisierten ihr Leiden, hielten ausufernd und ohne Scham ihre seelischen Leiden in Tagebüchern fest. Währenddessen wurden immer mehr Frauen, als Zeichen fortschreitender Emanzipation, selbstbewusste Künstlerinnen. Auch die Formen des Zusammenlebens waren fortschrittlicher, moderner.

Ja, es ist schon bemerkenswert, wie sehr die Männer ihr Leiden nach außen kehren. Und der Krieg hatte noch nicht mal angefangen. Danach haben sie geschwiegen. Wie Rilke. Danach wird es verkapselt, das Leiden. Aber vorher, 1913, ist es eher ein Seelenleiden und es wird in der Tat noch sehr ausgebreitet. Die Frauenfiguren sind hingegen sehr stark und es gibt natürlich viele, die sehr »modern« waren: Else Lasker-Schüler, Franziska von Reventlow, Virginia Woolf. Sie hatten zwar nichts mit der gesellschaftlichen Realität zu tun, aber es ist bemerkenswert, welche Stärke diese Frauen hatten und ausstrahlten.

Es ist völlig irritierend – und sehr interessant –, wie 1913 außerhalb von Konventionen gelebt und geliebt wurde. Der Umgang mit Geliebten, mit Homosexualität (man denke z. B. an den George-Kreis) war sehr, sehr offen.

Natürlich nur in einem sehr kleinen Milieu, in der bourgeoisen Künstlerboheme – dort zumindest aber ist das alles offenbar akzeptierte Normalität gewesen.

Normalität ist ein schönes Stichwort. Jean-Claude Juncker hat in einem beachtenswerten Interview gesagt, der martialische Ton in der Debatte gegenüber den »Südländern« erinnere ihn bisweilen an 1913. Es zeigt ihm, wie schnell in einem aufgeheizten Umfeld etwas kippen kann. Zugleich können wir natürlich nicht in die Tagebücher, in die E-Mails, die gerade geschrieben werden, reingucken. Es ist die Frage nach möglichen Analogien, Beschleunigung haben Sie ja bereits genannt, auch Burn-out ...

Juncker, so habe ich gehört, verschenkt das Buch unter Kollegen, als Zeichen dafür, wie schnell etwas umkippen kann, wie gefährlich es ist. Ich halte mich sehr zurück mit den Analogien. Dieses Buch wird von jedem Leser weiter gelesen und interpretiert. Man kann es als historisches Buch lesen, man kann es aber offenbar auch, gerade mit 100 Jahren Abstand, als Gegenwartsbuch lesen.

Es erzählt natürlich von einer *scheinbaren* Ruhe. Eine solche scheinbare Ruhe kann aber immer herrschen. Und wenn die Lektüre dazu führt, dass man die eigene Realität als etwas demütiger wahrnimmt, als einen Augenblickseindruck und als etwas, was sich jederzeit ändern kann, dann ist das für mich ein guter Effekt dieses Buches. Denn natürlich erzählt es von 1913, und davon, dass das, was man dort sieht, fragil ist, wie wir heute wissen. Aber natürlich ist alles fragil. Und es gibt die scheinbaren großen Sicherheiten in der Geschichte nicht. Die gibt es nie – und das gilt auch für die Gegenwart.

Es ist aber weder meine Idee noch mein Anliegen beim Buchschreiben gewesen, aus der Gegenwart kommend ein Stützrad in der Vergangenheit zu finden. Für mich war es – das Jahr 1913 – beim Schreiben ganz die Gegenwart. Mich hat das aktuelle Drumherum nicht weiter beschäftigt.

Wenn man, meiner Ansicht nach, überhaupt Vergleiche ziehen will, dann geht es darum, dass man hier noch einmal sieht, was das alte Europa war – im kulturellen Sinne. Wie vernetzt es war, wie selbstverständlich die Deutschen und die Italiener in Paris waren und die Italiener, Engländer und Amerikaner in Berlin, und was für ein ungeheures kulturelles Fundament Europa in diesem Vorkrieg eigentlich hatte. Diese Formen von selbstverständlichem kulturellem Austausch gibt es, glaube ich, nicht mehr in dieser Form: Rilke macht ein Buch mit Rodin und die Futuristen stellen in Berlin aus und Picasso hat die größte Ausstellung bislang in München, alles 1913. Sie fühlen sich alle selbstverständlich der Vorhut der Moderne zugehörig,

egal, welcher Nationalität sie angehören. Das finde ich faszinierend. Und ich finde, das spürt man hier.

Aber das hat mich nicht gelehrt. Das irritiert nur jetzt aus der Gegenwart. Gustav Seibt hat es ja auch so gedeutet und in seiner Rezension geschrieben, es sei eben »das Buch zur Krise«. So wird es interpretiert. Als ein Buch, das beschreibt, dass einem der sichere Boden immer unter den Füßen weggezogen werden kann. Allerdings ist das natürlich auch eine Wahrheit, die für jedes Jahr und immer gilt.

Nach einem solchen Buch, gehen Sie jetzt mit einer anderen Wachheit an andere Jahre heran?

Ich bemerke bei mir, dass eine solche Fixierung auf Jahreszahlen extrem zugenommen hat, dass ich bei Bildern immer genau wissen will, aus welchem Jahr sie sind, oder dass, wenn ich ein Buch lese, ich wissen will, aus welchem Jahr es ist. Man kann das unendlich ausdehnen, man kann aus dem gleichzeitigen Ungleichzeitigen immer viel erzählen.

Und an das Jahr 2013? Wie geht etwa, über das bisher Gesagte hinaus, der Kunsthistoriker Illies an das Jahr heran? Ändert sich gerade etwas, gibt es Künstler oder Ausstellungen, an denen sich irgendeine Bewegung erkennen lässt? Beispielsweise war auf der letzten documenta das Thema Nachhaltigkeit und Ökologie relativ stark.

Es wäre schön, wenn es eine größere Rolle spielte. In der zeitgenössischen Medienbetrachtung spielt es sicher eine größere Rolle, aber das Urteil, ob es kulturell bedeutend ist, spricht immer die Nachwelt. Das habe ich an 1913 gemerkt. Das ist eben hier und heute. Aber was wirklich Bedeutendes geschieht in der Kultur, sehen wir jetzt gar nicht.

Wir sehen das, was sichtbar ist, aber nicht das, was im Verborgenen entsteht. Und der 100-Jahre-Abstand scheint mir ein guter zu sein, um zu beurteilen, ob etwas bleibt. Weil die Frage einfach lautet: Wieso interessieren uns diese Figuren, die hier erzählt werden, noch heute? Das ist hochinteressant. Denn diese Figuren haben drei Generationen interessiert. Und genau dieses Erkenntnis habe ich aus dem Schreiben gezogen: Wenn eine Figur wie Kafka oder Kirchner oder Schönberg es geschafft hat, drei Generationen zu überstehen, dann gibt es eine Form von Kanonisierung, die funktioniert.

Natürlich gibt es viele, die kurzzeitig populär in ihrer Zeit sind und dann wieder verschwinden. Aber wenn man nach drei Generationen das Gefühl hat, mich berührt die Figur oder mich berührt die Literatur von Kafka, die Kunst von Kirchner, dann ist das etwas sehr Nachhaltiges. Aus der Gegenwart

oder zehn Jahre danach kann man allerdings überhaupt nichts sagen. 1923 spielten wahrscheinlich alle diese Figuren außer Thomas Mann quasi keine Rolle, weil die wilden Zwanziger waren und man sich mit ganz anderen Dingen beschäftigte. Heute aber würde man von ihnen durchaus sagen, das sind so die Figuren, die geblieben sind.

Das hat mich nochmal sehr in dem Urteil bestätigt, dass man über die Gegenwart immer nur sehr relative Urteile abgeben kann. Als Journalist habe ich natürlich immer eins abgegeben. Musste ich ja auch, da hat man kein anderes Instrument. Der Faktor Zeit kommt immer hinzu und wie sich ein Werk in der Zeit behauptet, und das kann man nicht im Vorhinein wissen.

Welches Nachleben wird das Buch haben?

Es geschieht noch etwas sehr, sehr Faszinierendes: Das Buch wird übersetzt in andere Sprachen und jedes Land wählt eine ganz andere Gestaltung. In England hat das Buch plötzlich einen neuen Untertitel, es heißt nicht mehr »Sommer des Jahrhunderts«, sondern »The year before the storm«. Man sieht allein durch solche Details, durch die Auswahl der Bilder, wie vital nationale Blicke auf einen Weltkrieg sind. Die holländische Ausgabe ist sehr interessant, sie heißt übersetzt »Das letzte goldene Jahr des 20. Jahrhunderts« und für den vorderen Umschlag haben sie ein Sorglos-Sommer-Bild von Macke gewählt – da ist man doch in einer noch heileren Welt. Bei mir ist ja schon die Wolke da.

Eine letzte Frage, was kommt nach dem Buch, werden Sie sich ein anderes Jahr herauspicken?

Auch wenn mir inzwischen auch bei anderen Jahren die Analogien die ganze Zeit zufliegen, weil ich mittlerweile so stark darauf achte, werde ich kein Buch mehr drüber schreiben. Ich arbeite gerade mit an einer kleinen Ausstellung, die nur Bilder aus dem Jahre 1913 zeigt und alles nebeneinander stellt, die Avantgarde und den Mainstream, um auch nochmal die Fallhöhen zu zeigen.



Dr. Florian Illies, geb. 1971, studierte Geschichte und Kunstgeschichte in Bonn und Oxford, war Leiter des Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* und der *Zeit*. Er ist Autor von »Generation Golf« und »1913« und ist jetzt verantwortlich für die Kunst des 19. Jahrhunderts beim Berliner Auktionshaus Villa Grisebach.

Um sich diese Fallhöhen abschließend noch einmal vor Augen zu führen – was waren denn, im Vergleich zur Avantgarde, typische Motive im Mainstream?

Blumenstillleben, so etwas. Also ganz harmlose Malerei, ganz klassisch – und daneben die Avantgarde, die aber auch ganz unterschiedlich aussehen kann: ein Kirchner vom Potsdamer Platz oder ein Readymade, ein Pissarro von Duchamp. Das ist eben 1913. Das ist toll. Alles gleichzeitig.

Das Interview führten Michael Lühmann und Katharina Rahlf.

BEBEL – EBERT – BRANDT

SCHICKSALSJAHR DER DEUTSCHEN SOZIALDEMOKRATIE

≡ Franz Walter

Was für ein Jahr für die deutschen Sozialdemokraten. 1913 starb ihr schon zu Lebzeiten legendärer Tribun und Parteiführer August Bebel. 1913 rückte dann als neuer Mann an die Parteispitze der spätere erste Reichspräsident in der ersten deutschen Demokratie, Friedrich Ebert also. Und auf die Welt kam in diesem Jahr, in dem die Sozialdemokraten überdies das Jubiläum ihres 50-jährigen Bestehens feiern konnten, die Lichtgestalt der linken Volkspartei in der Bundesrepublik der 1960er und 1970er Jahre, Willy Brandt. Und 1913 kreuzten sich die großen Entwicklungslinien dieser Partei: der Kulminationspunkt im Aufstieg einer sozialen Bewegung; allmähliche Stagnationen in der durchorganisierten Apparatpartei als frühe Indikatoren für die geistige, politische und agitatorische Erstarrung des Sozialismus in der späteren Kriegs- und Zwischenkriegszeit; schließlich die ersten Sprossen – oder auch die letzten Blüten? – einer nun neuen sozialen Demokratie, erwachsen im Niedergang von Marxismus und proletarischem Klassensozialismus.

Mit August Bebel schied am 13. August 1913 die große, noch lange als heroisch, aufopferungsvoll und sieggekrönt besungene Phase der Arbeiterbewegung, die sich ein halbes Jahrhundert lang im steten Aufstieg gesehen hatte, dahin. Als Bebel, 1840 geboren, nach einer bedrückenden Kindheit die Politik entdeckte, steckte die politische Formation der Arbeiterbewegung noch in den kleinsten Kinderschuhen, war nicht mehr als ein auf wenige Industrieorte beschränktes Konventikel. Doch mit diesem Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein (ADAV) wollte Bebel nichts zu schaffen haben.¹ Er konnte den eitlen Theatraliker Ferdinand Lassalle, den Patron des ADAV, nicht ausstehen. Und er glaubte als junger Mann noch an den Wert der Bildungsvereine bürgerlicher Façon und Obhut.² Die Bildung blieb ihm zeitlebens das wichtigste Medium der sozialen Emanzipation, aber im Bürgertum sah er bald weder Stütze noch Träger, sondern allein den Gegner und Feind – hier indes ganz im Einklang mit dem plebiszitären Populisten Lassalle. Noch nicht dreißig Jahre alt, gehörte Bebel zu den Initiatoren und Gründern einer zweiten sozialdemokratischen Partei, schon als 27-Jähriger war er, kurz zuvor, als erster Sozialist zum Abgeordneten des Reichstages, damals noch des Norddeutschen

¹ Ernst Schraepfer, August Bebel. Sozialdemokrat im Kaiserreich, Göttingen u. a. 1966, S. 12 ff.

² Felix Butzlaff, Vom Liberalismus zum »Kladderadatsch« – August Bebel und die Wiege der deutschen Sozialdemokratie, in: Franz Walter u. Felix Butzlaff (Hg.), Mythen, Ikonen, Märtyrer, Berlin 2013, S. 26–35.

Bundes, gewählt worden. In jungen Bewegungen und Parteien sind derartige Frühkarrieren noch gut möglich. Als Bebel starb, war die Sozialdemokratie die stärkste parlamentarische Kraft im Reich, seit den Reichstagswahlen 1912 zählte sie bereits 110 Abgeordnete in ihrer Fraktion. Bebel selbst war in diesen 46 Jahren durchweg parlamentarisch aktiv. Er, der vom Bürgertum und Adel gefürchtete Revolutionär, war nahezu ein halbes Jahrhundert lang der Parlamentarier schlechthin in Deutschland.³

Doch wäre Bebel hellauf in Rage geraten, hätte man ihn mit dem Vorwurf des bloßen Parlamentarisierens, der verblendeten Illusion auf die Wirkkraft parlamentarischer Mitarbeit im bürgerlichen Staat traktiert. Gewiss, Bebel war in Tagesdingen durchaus pragmatisch, konnte in seinen Redebeiträgen im Reichstag viele Details zur sozialpolitischen Gesetzgebung beisteuern. Doch er blieb stets demonstrativ bei seinem apodiktischen *Nein* zu all den Sozialreformen in der Monarchie. Das Parlament bedeutete ihm in erster Linie eine Tribüne für die Agitation, es war ihm ein Ort der Anklage, eine Stätte der Aufklärung, ein öffentliches Forum für die Enttarnung bürgerlich-reaktionärer Machenschaften. Bebel suchte in der repräsentativen Körperschaft nicht nach Partnern, bastelte keine Bündnisse, um Mehrheiten zu komponieren, um damit die Herrschenden des wilhelminischen Obrigkeitsstaats unter Druck zu setzen.

Dabei war Bebel nicht eigentlich ein unbeweglicher Fundamentalist. In den inneren Auseinandersetzungen seiner Partei konnte er bemerkenswert elastisch agieren, hier beherrschte er alle taktischen Tricks und überrumpelnden Rochaden. Aber ein Stratege war er nicht. Im Alltag verhielt er sich nüchtern, auch wendig und listig. Und er glaubte – er glaubte wirklich im wörtlichen Sinne – an das helle Übermorgen, an die Erlösung der Arbeiterklasse in der Zukunftsgesellschaft. Für den Raum dazwischen, das Morgen, interessierte er sich nicht.⁴ Gegenwärtige Empirie und entfernte Vision blieben unverknüpft, bildeten seither ein ewiges sozialdemokratisches Vakuum und Dilemma. Schuld war gewissermaßen das Fortschrittsdenken, ja: die Fortschrittsgewissheit, die zu Lebzeiten Bebels noch weitgehend das Denken beherrschte. In der gesellschaftlichen Fortschrittsbewegung musste der rückständige Kapitalismus seinen Untergang finden, mussten die entfesselten Produktivkräfte zu neuen Produktions- und Eigentumsverhältnissen schier drängen: zum Sozialismus eben. Das stand für Bebel so fest wie für den Christen die Auferstehung des Sohnes Gottes. Es gab für Bebel nie einen Zweifel am »Kladderadatsch«, am Zusammenbruch des Kapitalismus mithin. Überhaupt zählten Zweifel nicht zur Innenausstattung seines Charakters. Er geriet in keine Grübeleien, versank nicht in Depressionen, ließ sich in seinen festen Überzeugungen nicht irritieren.⁵

³ Hierzu und insgesamt zu Bebel siehe Brigitte Seebacher-Brandt, *Bebel. Kämpfer und Kärner im Kaiserreich*, Berlin/Bonn 1988, S. 15 ff.

⁴ Vgl. Hellmut von Gerlach, *August Bebel. Ein historischer Essay*, München 1909, S. 56.

⁵ Robert Michels, *August Bebel*, in: *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik*, Bd. 37 (1913), S. 671–700, hier S. 677.

Warum auch? Bebel bewegte sich nicht nur im Fluss der Fortschrittsideologien, er sah sich dabei auch im engsten Bund mit der Wissenschaft. Der Marxismus hatte die Entwicklungsgesetzmäßigkeiten der Geschichte identifiziert und konnte daher mit strenger Objektivität den Gesellschaftsverlauf antizipieren. Der Sozialismus war so aus der Sicht Bebels nicht Utopie, nicht ethisches Sollensprinzip, keine Wunschvorstellung, sondern unaufhaltsames glückliches Ende aller Geschichten von antagonistischen Klassen und zerstörerischen Klassenkämpfen. Aus diesem Glauben, der sich für sachlichste wissenschaftliche Erkenntnis hielt, schöpfte Bebel seine Kraft, durch ihn überstand er auch die 57 Monate Gefängnis und Zuchthaus, die ihn demütigten, ihm aber auch die Zeit ließen, seine Reden vorzubereiten, seine Artikel zu verfassen und das große Buch über »Die Frau und der Sozialismus« zu schreiben. Die Haft war den Revolutionären von 1914 die Universität, wie es in den sozialistischen Kreisen Europas gerne schmunzelnd kolportiert wurde.⁶

Aber die sozialistische Wissenschaft und Universität erstickten auch einiges von der früheren Glut der sozialen Bewegung – gerade in Deutschland, wo der Marxismus, wie vereinfacht auch immer, besonders stark und besonders quietistisch rezipiert worden ist. Bebels Lieblingstheoretiker, der von ihm treu protegierte Karl Kautsky, verhinderte mit seinem Objektivismus der Theorie oft die Aktion, den verwegenen Kampf, auch unorthodoxe Allianzen. Der Schuss Voluntarismus, der viele linksoppositionelle Bewegungen auszeichnet und durchaus zu bereichern vermag, er fehlte in der Sozialdemokratie des August Bebel.

LASALLE WURDE BEWUNDERT, BEBEL GELIEBT

Dabei ging er doch ganz in der Rolle des Tribünen auf, des magischen Redners, der die Massen faszinierte, ihnen durch Rhetorik und Gestik seinen Willen aufzuzwingen vermochte.⁷ Vieles davon hatte er, der kleine Handwerker mit magerer Volksschulbildung, erst zäh in oratorischen Dauerexerzitien erlernen müssen. Doch trat er seinen Zuhörern, die Plaketten mit seinem Konterfei trugen und aus Bierkrügen mit seinem Bild tranken, nicht wie ein Schauspieler entgegen, nicht wie einst Ferdinand Lassalle, sondern als ein »der Sache« vollständig ergebener, von seiner Mission durchdrungener Führer des Volks.⁸ Lassalle mochten die Arbeiter zunächst bewundert haben – aus der Distanz. Aber Bebel liebten sie – als Teil ihrer selbst, der mit einem Löwenmut kämpfte, den die meisten von ihnen nicht aufbrachten, wohl aber gern ebenfalls gezeigt hätten.

Mit Bebel wurde die Sozialdemokratie groß. Aber sie wurde dadurch auch anders, konnte nicht so bleiben, wie sie begonnen hatte. Bebel spürte das, sah es im Herbst seines Lebens mit Sorge, mit Argwohn. Die Zahl der

⁶ Heinz Kühn, Auf den Barrikaden des mutigen Wortes, Bonn 1986, S. 51.

⁷ Hans-Peter Goldberg, Bismarck und seine Gegner. Die politische Rhetorik im kaiserlichen Reichstag, Düsseldorf 1998, S. 99 ff.

⁸ Dieter Langewiesche, August Bebel – Repräsentant der deutschen Arbeiterbewegung, in: Kleine Schriften, hrsg. von der Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte, Nr. 7, Heidelberg 1991, S. 11 ff.

Hauptamtlichen in seiner Partei stieg; Sicherheits- und Karrieredenken ersetzte den ursprünglichen Schwung und ethischen Idealismus. So jedenfalls kam es Bebel vor, dem auch nicht verborgen blieb, dass man begann, sich über ihn und seine Revolutionsschwärmereien zu mokieren. Überall, in Partei und Fraktion, breiteten sich nunmehr die Gewerkschafter, die Bebel nie gemocht hatte, mit ihrem reformistischen Klein-Klein aus. Zum Ende seines Lebens befahlen den notorischen Optimisten Bebel pessimistische Anwendungen, was den Frieden in Europa, was die Zukunft seiner Partei anging.

In einem dicken Sammelband, das in dieser Zeit ein »Gesamtbild der Kulturentwicklung« im »Jahr 1913« zu geben versuchte, hatten auch andere Autoren die »Vergewerkschaftung« der Partei im Visier, die zu Ängstlichkeit in der politischen Agitation führte, wie ausgerechnet der Führer des revisionistischen Flügels, Eduard Bernstein, in einem Beitrag für das Buch kritisch anmerkte. Der Fraktionsvorsitzende der Badischen Nationalliberalen Edmund Rebmann, dem durchaus daran gelegen war, dass sich die Sozialdemokraten in die staatlichen Verhältnisse schickten, nahm die negative Seite dieser Medaille in der gleichen Publikation ebenfalls scharfsinnig wahr:

»Einer um den anderen von den alten Programmpunkten zerbröckelt und verschwindet, ohne dass dafür Ersatz geschaffen wird. Die Partei verliert dadurch nach und nach ihre Ideale, an deren Stelle sich die derb materialistischen Bestrebungen der Gewerkschaften in den Vordergrund schieben; für das innere Leben der Partei eine schwere Gefahr.«⁹

1913 markierte in organisatorischer Hinsicht den Höhepunkt der Vorkriegssozialdemokratie. Aber 1913 war zugleich das Jahr, in dem sich erstmals Stagnation, d. h. die auch künftige Mobilisierungs- und Rekrutierungsgrenze der sozialistischen Arbeiterpartei im deutschen Kaiserreich, abzuzeichnen begann:¹⁰

Jahr	Mitgliederzahl	Steigerung
1906	384.327	–
1907	530.466	38 %
1908	587.336	10,7 %
1909	633.309	7,8 %
1910	720.038	13,6 %
1911	836.562	16,1 %
1912	970.112	15,9 %
1913	982.850	1,3 %

9 Edmund Rebmann, Politik vom nationalliberalen Standpunkt, in: Dr. D. Samson (Hg.), Das Jahr 1913. Ein Gesamtbild der Kulturentwicklung, Leipzig/Berlin 1913, S. 30.

10 Siehe Eduard Bernstein, Politik: Vom sozialdemokratischen Standpunkte, in: Dr. D. Samson (Hg.), Das Jahr 1913. Ein Gesamtbild der Kulturentwicklung, Leipzig/Berlin 1913, S. 8. Hieraus entstammen auch die Angaben der folgenden Tabelle.

Der Mann, der auf lange Zeit am stärksten mit Stagnation, Verkrustung und Erstarrung der Sozialdemokratie identifiziert wurde, war Friedrich Ebert. Viele Jahrzehnte inkarnierte er für linke Kritiker inner- und außerhalb der SPD den Typus des Apparatschiks, auch des Bonzen, wie Kurt Tucholsky ihn maliziös karikierte. Dagegen wurde Ebert nach 1945 auf Gedenkfeiern bürgerlicher Geschichtsdeuter zur staatsmännischen Leitfigur umgemodelt. Zu seinen Lebzeiten hatten die Meinungsführer des Bürgertums lediglich Spott, Häme, Verachtung, Verunglimpfung für ihn übrig, was Ebert 1925 im Alter von 54 Jahren in den Tod trieb. In den 1950er und 1960er Jahren galt er im selben Milieu als besonnener, pragmatischer Sozialdemokrat, der nicht Klassenkampf gepredigt, sondern die Zusammenarbeit aller gutwilligen politischen Kräfte gesucht hatte und dem Radikalismus von rechts wie vor allem von links entschieden entgegengetreten war.¹¹

Natürlich trugen die Gunstbeweise des liberal-konservativen Spektrums gegenüber Ebert nicht dazu bei, dessen Sympathiewerte bei der politischen Linken zu heben. Dabei, ganz gerecht waren die harten Verdikte von links gegen Ebert nicht. Sicher verbreiteten seine Reden nicht den gleichen Zauber wie die Ansprachen Bebels. Ein Buch wie »Die Frau und der Sozialismus« durfte man von ihm, den es zu intellektuellen Höhenflügen nie drängte, nicht erwarten. Er hatte keine leuchtenden Visionen. Er inspirierte nicht durch Fantasie, Imagination oder Ideenreichtum. Und ja, auch das ist nicht zu leugnen: Ebert war durch und durch praktisch veranlagt, mehr an starken Organisationen als an illuminierender Programmatik interessiert. Funktionsfähigkeit und Berechenbarkeit wertete er höher als Spontaneität, Originalität und das politische Experiment.

Ebert musste anders sein als Bebel, durfte die Partei gar nicht mehr so führen, wie es dieser getan hatte. Ebert war 31 Jahre jünger als Bebel. Er war gewissermaßen ein Mann der zweiten, vielleicht schon dritten Generation der Arbeiterbewegung in Deutschland.¹² Er hatte nicht die Kinderkrankheiten des Sozialismus in seiner schwierigen Konstituierungsphase miterlebt. Vor allem fehlten ihm die Erfahrungen der langjährigen Illegalität, der rigiden Ausgrenzung während des Sondergesetzes gegen die Sozialisten nach 1878. Die Demütigungen durch Ausweisung und Zuchthausstrafen, die Bebel und Liebknecht etwa vielfach ertragen hatten, waren Ebert weitgehend erspart geblieben. Als er, 1871 als Sohn eines Schneiders in Heidelberg geboren, in der Sozialdemokratie aktiv wurde, begann die Zeit des kontinuierlichen Wachstums, der Ausdehnung des sozialdemokratischen Organisationswesens, der Professionalisierung der Parteiadministration, ihrer Medien, ihrer Agitatoren und Arbeiterbildner, ihrer Funktionäre und Mandatsträger. Das

11 Als eine aktuellere Variante dieser Lesart siehe Horst Möller, *Folgen und Lasten des verlorenen Krieges: Ebert, die Sozialdemokratie und der nationale Konsens*, Heidelberg 1991, S. 35 f.

12 Hierzu Bernd Braun, *Die »Generation Ebert«*, in: Klaus Schönhoven u. Bernd Braun (Hg.), *Generationen in der Arbeiterbewegung*, München 2005, S. 69–86.

wurde zur Welt des Friedrich Ebert, die ihn zunächst prägte, die er dann selber formte, an deren Spitze er schließlich trat, um sich am Ende allerdings auch darüber zu erheben.

Denn kaum ein anderer in der Arbeiterbewegung hatte das Gesetz eines solchen Organisationskosmos besser begriffen als er. Hätte man um 1900 schon den Begriff »Vernetzung« ähnlich geschätzt wie heute, dann wäre Ebert unzweifelhaft als »Vernetzungsgenie« etikettiert worden. Er war ein Multifunktionär, nicht nur in der Partei, sondern auch im Gewerkschaftsbereich.¹³ Schon deshalb war Ebert – natürlich – moderner als Bebel, da er den Zug zur Ausdifferenzierung in den Organisationen und Strukturen der bürgerlichen Gesellschaft erkannte und nutzte. Doch im Unterschied zu August Bebel hatte er frühzeitig auch die wachsende Bedeutung von Gewerkschaften erfasst und ebenfalls als Ressource seines weiteren Aufstiegs gebraucht.¹⁴ Dass Sozialdemokraten und Gewerkschaften im 20. Jahrhundert so nahe aneinanderrückten, war kein Naturgesetz, sondern war in jener Sattelzeit auf die spezifischen Leistungen und die Umsicht Eberts mit zurückzuführen.

EBERT, PERFEKTER MASCHINIST DER (SOZIALDEMOKRATISCHEN) ORGANISATION

Biografisch war Ebert primär Gewerkschafter, erst im zweiten Schritt Parteimann; später verschränkte sich beides in ihm. Gelernt hatte er das Sattlerhandwerk. Aber seine eigentliche gewerkschaftlich-politische Lehrzeit lag in seinen Bremer Jahren; sie gründete in seiner Tätigkeit als Arbeitersekretär, der er zwischen 1894 und 1900 ohne Entgelt in seiner Gastwirtschaft, dann in besoldeter Funktion bis 1905 ein gutes Jahrzehnt lang nachging. Hier ging es um die sehr konkreten Alltagsnöte des norddeutschen Proletariats. Hier musste sich Ebert in die Fragen des Versicherungswesens, des Sozialrechts, der Wohnungs- und Mietangelegenheiten einarbeiten, um präzise Antworten auf präzise und drängende Fragen geben zu können.¹⁵ Raum oder Zeit für schweifende Reflektionen über sozialistische Zukunftsgesellschaften blieb wenig. Die Sozialisierungsformel half in dieser Situation nicht weiter. Aber auch die Hoffnung auf den großen »Kladderadatsch«, welche August Bebel noch den Lebenssinn vermittelte, verblasste, schwand mit der Zeit ganz. Denn Ebert erreichte ja etwas mit seinem Tun, sah Ergebnisse, bilanzierte Erfolge. Ebert zielte nicht auf den großen Bruch, die gewaltige Transformation. Der Arbeitersekretär versprach sich mehr von einem ruhigen, allmählichen, nicht zuletzt vom Staat gesteuerten Wandel. Der gesellschaftliche Organismus sollte sich ändern, verbessern, gerechter werden, aber doch nicht der Zerstörung anheimfallen.

¹³ Dieter K. Buse, Friedrich Eberts Aufstieg in der Sozialdemokratie des Deutschen Kaiserreichs, in: Rudolf König u. a. (Hg.), Friedrich Ebert und seine Zeit, München 1991, S. 35–53, hier S. 41.

¹⁴ Helga Grebing, Friedrich Ebert: Von der Verantwortung für die Demokratie in Deutschland, Heidelberg 1996, S. 13.

¹⁵ Walter Mühlhausen, Friedrich Ebert (1871–1925), in: Michael Fröhlich (Hg.), Die Weimarer Republik. Porträt einer Epoche in Biographien, Darmstadt 2002, S. 139–152.

So machte sich Ebert bekannt als perfekter Maschinist der sozialdemokratischen Organisation. 1905 kam er als Sekretär zum zentralen Parteivorstand nach Berlin. In der Lindenstraße 69 glänzte er durch unermüdlichen Fleiß, durch breit gestreute Sachkenntnisse und durch weit gefächerte Kontakte in die Untergliederungen seiner Partei im gesamten Deutschen Reich hinein. 1913 rückte er nach dem Tod von Bebel neben Hugo Haase an die Spitze der Partei. 1916 führte er zusammen mit Philipp Scheidemann auch die Fraktion im Reichstag. 1917 hatte er die Chefposition der MSPD schließlich alleinig inne.

Dass es nur die MSPD war und dazu noch eine USPD gab, hatte allerdings auch mit Ebert zu tun, der in den Jahren des Krieges die Parteioption durch strikte Einheitskommandos aus der sozialdemokratischen Mutterpartei herauskatapultiert hatte. Dabei galt Ebert bis 1914 durchaus als Mann des Ausgleichs. Ebert, Bebel, später dann Brandt waren als Parteiführer ganz überwiegend Mittler und Integratoren, die zusammenzuführen versuchten, was an Heterogenität in der Partei, die 1913/14 und 1977 doch immerhin eine Million Mitglieder zählte, entstanden war. Aber Ebert insistierte, sicherlich mehr als Brandt und wohl auch stärker als Bebel, auf Ordnung und Stabilität. Die Ebert-Sozialdemokraten waren Verfechter des »Keine Experimente«-Credos, aus dem die Adenauer-CDU ein Vierteljahrhundert später unter erheblich günstigeren sozialen Bedingungen erfolgreich ihren Honig saugte. Bis 1914, in den 44 langen Friedensjahren mit erstaunlichen kapitalistischen Wachstumsschüben, innerhalb derer durch die hartnäckigen Organisationsanstrengungen von Sozialdemokraten und Gewerkschaften auch die soziale Lage der Arbeiter angehoben werden konnte, war das plausibel, hatte auch eher eine gemütlich-behägige Seite. Aber im Krieg, während der Revolution und in den Bürgerkriegsmonaten der Weimarer Republik mündete die konservative Essenz der »Keine Experimente«-Mentalität in radikale Ausfälle gegen solche Kräfte, die weniger die Unberechenbarkeit heftigen politischen und sozialen Wandels fürchteten als die Beständigkeit des für die Kriegskatastrophe ursächlich verantwortlichen Alten.¹⁶ Ebert bewahrte, was ihm gewohnt war; er bekämpfte, was neu, ganz anders, ihm fremd daherkam, für Unruhe sorgen, am Ende gar chaotische Verhältnisse mit sich bringen mochte.

Die Sozialdemokraten Friedrich Eberts, der von 1919 bis 1925 als Reichspräsident amtierte, sahen den Feind auf der radikalen Linken, nicht so sehr in der rechten Mitte, auch und selbst nicht noch weiter rechts davon. 1923 entsandte Ebert das Militär nach Sachsen gegen die Linksregierung; die rechtsdiktatorischen Separatisten an der Spitze der bayerischen Regierung blieben zur gleichen Zeit verschont. Oft wird gesagt, dass dahinter ein überzeugender

16 Reinhard Rürup, Friedrich Ebert und das Problem der Handlungsspielräume in der deutschen Revolution 1918/19, in: König u. a. (Hg.), S. 69–87, hier S. 84 ff.

Plan zur Befriedung und Rettung der Republik gestanden habe. Ebert strebte, anders als der hier rein attentistische Bebel, das Bündnis von liberaler und sozialdemokratischer Arbeiterbewegung an, wollte auch das verunsicherte und der neuen Demokratie gegenüber misstrauisch gesinnte Bürgertum mit dem republikanischen Staat versöhnen. Und doch kann man zweifeln, ob Ebert den Parteienstaat und die repräsentative Demokratie substanziell verstanden und gefördert hatte. Dass er Ende 1922, als das Land wirtschaftlich und politisch in schwere Gewässer geriet, ausgerechnet den parteilosen und parlamentarisch ganz unerfahrenen Direktor der HAPAG, Wilhelm Cuno, zum Reichskanzler einer Regierung mit Vertretern vorwiegend der Wirtschaft ernannte, ohne zuvor die Parteien und Fraktionen zu konsultieren,¹⁷ dürfte schwerlich als gelungener Coup zur Konsolidierung der parlamentarischen Demokratie auszudeuten sein. Eberts großzügige Bereitschaft, mit dem Notstandsparagrafen 48 der Weimarer Reichsverfassung auch den wirtschafts- und finanzpolitischen Gesetzen der Reichskabinette gegen die Reichstagsmehrheit über die Hürden zu helfen, präjudizierte bereits, was der Republik und dem Parlamentarismus in den frühen 1930er Jahren den Garaus bereitete.¹⁸ Mitte der 1920er Jahre war Ebert großen Teilen der industriellen Arbeiterschaft geradezu verhasst. Auch bei den besonnenen Mitgliedern und Funktionären der SPD herrschten dem früheren Parteichef gegenüber Gefühle der Befremdung und des Unverständnisses vor. Der gewerkschaftliche Sattlerverband, dem er einst führend angehört hatte, schloss ihn gar aus.¹⁹ Als Ebert im Februar 1925 starb, regierte in Deutschland eine Koalition der katholischen Parteien, der Rechtsliberalen und Deutschnationalen.²⁰ Die Sozialdemokraten standen außen vor, ebenso die linksliberale DDP. Ebert hatte es zwischen 1914 und 1925 gewiss sehr viel schwerer als August Bebel nach 1890. Das ist zu berücksichtigen, wenn man gleichwohl darauf hinzuweisen hat, dass die politische Bilanz von Ebert als Repräsentant der deutschen Sozialdemokratie eher trübe als licht ausfällt.

13 Tage, bevor das Jahr 1913 zu Ende ging, gebar die Verkäuferin Martha Frahm im Lübeck ihren unehelichen Sohn Herbert. Willy Brandt, wie sich dieser seit den Jahren der Emigration nach 1933 nannte, war schon als Kind über die Mutter und den Großvater gleichsam naturgemäß in das sozialdemokratische Umfeld hineingewachsen, was weder für Bebel noch für Ebert zutraf, die beide erst aufzubauen hatten, worin Brandt dann politisch selbstverständlich heranreife.²¹ Aber wie fragil das Konstrukt war, wie sehr einige der planerischen Annahmen der Sozialismus-Architekten getrogen hatten, das hatte Bebel nicht mehr erleben müssen, das dürfte Ebert erst in seinen letzten Jahren gedämmt haben – Brandt aber wurde mit dieser Erfahrung groß.

17 Wolfram Pyta, die Präsidialgewalt in der Weimarer Republik, in: Marie-Luise Recker (Hg.), *Parlamentarismus in Europa*, München 2004, S. 65–95, hier S. 71.

18 Heinrich August Winkler, *Der Schein der Normalität. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1924–1930*, Berlin/Bonn 1985, S. 234.

19 Hans Mommsen, *Arbeiterbewegung und nationale Frage*, Göttingen 1979, S. 311.

20 Auch Klaus Megerle, Friedrich Ebert, die deutsche Sozialdemokratie und die Koalitionsfrage 1919–1925, in: Rudolf König u. a. (Hg.), S. 131–145, hier S. 135.

21 Zur Kindheit und Jugend siehe Martin Wein, Willy Brandt. *Das Werden eines Staatsmannes*, Berlin 2003, S. 9 ff.

Als er zu den Roten Falken ging und im Jahr 1930, gerade 16-jährig, der SPD beitrug, unterschied sich die Welt der Arbeiterbewegung, differierte die Lage der Sozialdemokratie grundlegend von der im Jahr 1913. Der internationalistische Optimismus – perdu. Die Siegesgewissheit des Sozialismus – gebrochen. Das Monopol auf die Opposition gegen die bürgerliche Gesellschaft – passé. Die Hoffnung auf den Volksstaat – enttäuscht. Willy Brandt gehörte zu jener Kohorte junger Sozialisten, die mit 16 Jahren unter dem Banner »Republik, das ist nicht viel, Sozialismus ist unser Ziel« durch die Straßen marschierte. Diese Gruppe bestand aus dezidierten Anti-Eberts. Ihre sozialistische Projektion besaß längst nicht mehr die heitere und unbekümmerte Selbstsicherheit wie in der Generation Bebel. Der Glaube enthielt nunmehr starke Züge der Skepsis, zuweilen der Verzweiflung, wohl auch des Trotz-Dogmatismus, um bohrende Fragen, das Gift des Einwands, das niemandem mehr unbekannt war, nicht an sich heranzulassen.

Die junge Weimarer Generation im Sozialismus, in der sich Melancholie und Voluntarismus merkwürdig mischten, rieb sich nahezu verzweifelt an den alten Formen, organisatorischen Beharrungsneigungen und der politischen Ideenlosigkeit in der alten Garde der Sozialdemokratie. Aber anders als die Frontgeneration der – Mitte der 1890er Jahre geborenen – Kurt Schumachers, Carlo Mierendorffs, Theodor Haubachs, die ähnlich unruhig auf die Stagnation der Linken reagierten, aber nicht wirkkräftig zum Zuge kamen, erhielt die »Generation Brandt« ihre politische Chance in den 1950er bis 1970er Jahren. Und dabei führte sie das gesamte Erfahrungsgepäck der furchtbaren politischen Katastrophen und tiefen gesellschaftlichen Umwandlungen aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit sich. Lernen, umlernen, neu orientieren – das wurde zur Richtschnur zumindest der sensiblen und intelligenten Kader der jungen Linken der späten Weimarer Jahre, die, wie Willy Brandt, bereits 1931 ihre Mutterpartei verließen, etwas Neues ausprobieren, gewiss voller Illusionen steckten, die allerdings trogen und in Sackgassen manövierten, aus denen man erneut herausfinden musste, weiterhin auf der Suche nach dem richtigen Weg.

Im Grund hatte Willy Brandt als politische Figur dennoch Glück in unglücklichen Zeiten. Als »1913er« lebte er mitten in den Spannungen des 20. Jahrhunderts, aber er wurde keines ihrer Opfer; in den Momenten politischer Zäsuren und gesellschaftlicher Umschläge boten sich ihm vielmehr Optionen für neue Versuche. Unter allen Parteiführern in der Sozialdemokratie wies Brandt die größte innere Vielfalt auf: Er war kein Fatalist des Geschichtsverlaufes wie August Bebel. Ihm galten gegebene Ordnungen nie besonders viel, im Unterschied zu Friedrich Ebert. Und im Vergleich zu seinem großen

innerparteilichen Rivalen der 1960er bis 1980er Jahre, Helmut Schmidt also, dachte Brandt weit mehr in verschiedenen Möglichkeiten, da er wieder und wieder unterschiedliche Logiken, Systeme, politische Charaktere kennen- und zu begreifen gelernt hatte, während Schmidt einseitiger sozialisiert war, seine Argumente stets eng führte, wenn er seine Kausalketten aus *Problem-Ursache-Folgerung-Handlung* fertigte. Brandt kannte die Welt auch jenseits der Rationalität, wusste um die Lockungen der Utopie, die Depressionen im Scheitern, den Fanatismus und Hass der Konvertiten, mithin: um die Bedeutung von Gefühlen, Neurosen und Kompensationen für Politik.²² Schmidt dagegen hatte davon nie etwas wissen wollen, fürchtete sich vor fremden und wohl auch eigenen, oft nur mühsam eingehegten Emotionen.

BRANDT UND DIE HUMANE QUALITÄT DES ZWEIFELS

Brandt musste mit 19 Jahre emigrieren und brauchte dabei kein Emigrant der sonst üblichen Art zu werden, wollte es auch vom ersten Tag an nicht sein. Die älteren Emigranten, die sich an die fremde Sprache nicht gewöhnen mochten, igelten sich in ihrer Rolle ein. Sie blieben unter sich und setzten die dogmatischen Dispute der früheren Jahre fort, fixiert auf die Vergangenheit. Brandt hingegen mied diese introvertierte Atmosphäre. Er lernte rasch die norwegische Sprache, arbeitete in der norwegischen Partei und streifte im Zuge deren reformistischer Abkehr vom Marxismus ebenfalls seine revolutionären Kostüme der Weimarer Jahre ab.²³ Als Emissär des Sozialismus reiste er in jenen Jahren nach Frankreich, nach Belgien und Holland, auf die britischen Inseln, in das Spanien des Bürgerkriegs. Alle neuen Erlebnisse sog er auf, erweiterte sein Weltbild, fächerte es aus. Viel davon dürfte die Faszination ausgemacht haben, die von Brandt in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren gerade auf die nachgewachsenen Bundesdeutschen ausgegangen ist. Brandt verstand, besser als die meisten anderen Politiker, die neue Vielfalt, die sich jetzt herausbildete, zunächst polarisierend wirkte und Konfrontationen nährte. Brandt war schließlich selbst durch ein solches Mosaik gegangen, konnte dadurch in den schwierigen Jahren nach 1968 das werden, was Helmut Schmidt eher verächtlich fand: ein Integrator. Brandt war natürlich kein 68er, aber er verstand, was sich da abspielte, und sah in Polizeiaktionen kein geeignetes Rezept. Er war kein Friedrich Ebert, der die Auflösung aller Ordnungen fürchtete. Auch hielt Brandt Stabilität und eindeutige Mehrheitsverhältnisse einer Regierungskoalition nicht für Primärwerte. Daher stand er der Großen Koalition kühl gegenüber. Deshalb ging er 1969 auch lieber das Abenteuer einer sozialliberalen Koalition ein, entgegen aller Warnungen von Wehner und Schmidt, die in überkommener Manier der klassischen

22 Auch Brigitte Seebacher, Willy Brandt, München 2004, S. 119.

23 Einhart Lorenz, Möglichkeiten und Grenzen des Exils in Norwegen, in: Exilforschung: Ein internationales Jahrbuch, Bd. 8 (1990), S. 174–184, hier S. 178 ff.

Sozialdemokratie das Experiment fürchteten, überhaupt Liberalismus und Individualismus zumindest in der Politik als störendes Ärgernis betrachteten.

Brandt war da anders.²⁴ Lassalle, Bebel, Ebert, Wels, Schumacher – ihnen allen sagte der Liberalismus nichts. Sie verstanden sich als links; und sie waren autoritär. Links und frei war demgegenüber das explizite Credo von Brandt. Darüber zog eine neue Mentalität in die Sozialdemokratie ein, wenngleich nur für einige Jahre. Auch Brandts stete, unruhige Suche nach neuen sozialen und politischen Allianzen, seine Witterung für Themen, die sich erst anzudeuten begannen – die Frauen- und Ökologiefrage etwa –, belebte, veränderte seine Partei. Natürlich blieb vieles auch vage in seiner Rhetorik, die nie donnernd und großspurig, sondern meist zögerlich, tastend war. Wahrscheinlich sind die Enttäuschungen, die der reformerische Anspruch der frühen sozialliberalen Zeit in der Folge durch die geringen, auch kontraproduktiven Wirkungen erzeugt hat, nicht gering zu veranschlagen. Auch hat die Pose der majestätischen Entrückung, welche Brandt nach seinem großen Wahlsieg 1972 einnahm, den republikanisch-freiheitlichen Appell an den souveränen, vom staatlichen Paternalismus emanzipierten Bürger fast zurückgenommen, beinahe diskreditiert. Aber verglichen mit den Geburtsjahrgängen und Generationen der »1870er« von ehedem und der »1970er« heute in der sozialdemokratischen Führungsriege hat diese besondere Lebensgeschichte, die 1913 begann, der demokratischen Linken hierzulande wenigstens für ein knappes Jahrzehnt den rechtzeitigen Wandel, die Kunst des Bündnisses, die erörternde Argumentation, die Fähigkeit zur Antizipation neuer gesellschaftlicher Strömungen und kultureller Einstellungen, nicht zuletzt auch die humane Qualität des Zweifels gelehrt.

24 Etwas überspitzt, aber im Kern einleuchtend Klaus von Dohnanyi, Gegen die Anruchigkeit des Erfolgs, in: Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte, Jg. 49 (2009) H. 3, S. 183–187.



Prof. Dr. Franz Walter, geb. 1956, ist Professor für Politikwissenschaft an der Universität Göttingen.

GESCHUNDENE STEINE

DAS LEIPZIGER VÖLKERSCHLACHTDENKMAL

≡ Erich Loest

Wie bist du doch missdeutet und missbraucht worden, du granitener Riese am Südrand von Leipzig. Nun, 2013, so lautet das Ziel, werde alles edel und gut.

Deutsche Bürger um Clemens Thieme entwarfen, finanzierten und bauten das Mal, das an den Sieg über Napoleon erinnern sollte, an die 110.000 Gefallenen, dabei weniger an umgekommene Franzosen und schon gar nicht an die toten Sachsen, die mitten in der Schlacht die Fronten wechseln mussten, auch nicht an Bauern und Bürger und deren Frauen und Kinder weit herum, die alle Habe verloren, Gesundheit oder das Leben.

Deutschlands Fürsten, von denen die meisten nur ungern daran dachten, wie ihre Väter mit dem Korsen gepackelt hatten und in der Denkmalsidee zutreffend demokratische Umrtriebe witterten, setzten, als alles fertig war, die Helme mit den Federbüschen auf und besteckten den Leib mit glänzenden Schärpen und Orden. So schritten sie zur Weihe, der Kaiser voran. Zeppe-line flogen, zehntausende Turner trugen in Staffelläufen vom Bodensee, von Waterloo und Riga her ihre Stäbe herbei, Fichtenwälder fielen, um Leipzigs Häuser mit Reisig schmücken zu können, Lichter flackerten auf allen Sims, Löwen brachen aus, die Sozialdemokraten ging der Rummel nichts an, und ein Jahr später stand Europa in Flammen.

Die Wächter unter der Denkmalskrone stützten sich stumm und hilflos auf ihre Schwerter, während fern in der Türkei, in Frankreich, Serbien und Russland die Völker aufeinander schlugen. Erst nach und nach im neuen Frieden geriet das Mal wieder ins Bewusstsein, Frontkämpfer trafen sich, reckten alte Fahnen und fühlten sich im Felde unbesiegt. Wer drang zuerst ins Fort Douaumont vor Verdun ein? So und ähnlich lauteten ihre Diskussionspunkte. Hitler fand es total überwältigend, hier SA-Standarten zu weihen; hundert Sonderzüge brachten braune Kolonnen an einem Frühlingssonntag 1933 nach Leipzig, vor dem Erzengel Michael und den Kriegsfurien feierten sie ihren Triumph über Klassenkampf und jüdische Tücke. Fotos zeigen Männer, Männer und nicht eine einzige Frau. Das Völkerschlachtdenkmal ist Mönnersache, daran wird sich nichts ändern.

Als die Bomben Leipziger töteten, wurde ihrer hier gedacht; Pylone glühten, Thomaner sangen; sie singen in Leipzig immer. Deutsche Soldaten verkrochen sich 1945 in den Kellern; als es ernst wurde, kamen sie mit erhobenen

Händen heraus. Danach entdeckte Walter Ulbricht die Kulisse für seine Absurditäten. Die Russen, sächselte er, hätten hier mit fortschrittlichen Deutschen, das waren seinerzeit seltsamerweise die Preußen, den westlichen Aggressor bestraft – so würde es heute den Amerikanern ergehen: Die Sowjetunion mit den fortschrittlichen Deutschen, den Bürgern der DDR, würden sie im Friedenskampf ebenso Mores lehren. Dumpf dröhnten die Trommeln der Freien Deutschen Jugend, gellten Fanfaren, und die Thomaner sangen. Die Wächter ganz oben überstanden das alles in germanischer Schwermut.

Als die DDR zusammenbrach, zeigte auch unser Klotz die üblichen realsozialistischen Kollateralschäden. Birkchen wuchsen aus den Ritzen, das Kondenswasser setzte im Inneren den Reiterfiguren, die ihre Pferde nach Hause führen, böse zu. Stimmen wurden laut, das Schandmal zusammenfallen zu lassen; im Rathaus ging die Meinung um: So lange auf Leipzigs Straßen nur noch *ein* Schlagloch zu entdecken sei, bliebe für das Ding da draußen keine Mark. Das Kulturamt genehmigte Badewannenjux und Bierfeste nahebei. Es dauerte Jahre, bis sich Bürger, wieder einmal Bürger zusammenfanden, um für Rettung, Sanierung und Würde zu sorgen. Sie hatten es schwer in Stadt und Land und bewiesen Zähigkeit wie einst Clemens Thieme. Sie setzten sich durch bei Politikern und Verwaltern – heute finden sie *nur* noch Verbündete. Sie waren erfindungs- und findungsreich, wie es machtarme Patrioten nun einmal sein müssen, jetzt steht ihnen schönster Lohn bevor: Es wird ein Riesenfest, mit einer Viertelmillion Gäste darf man rechnen, Traditionsvereine stehen Gewehr bei Fuß, Museen wappnen sich, Völkerverständigung ist selbstverständliches heiliges Ziel. Wir alle, das steht fest, liebten *schon immer* unser Wahrzeichen.

Die Thomaner werden singen.



Erich Loest, geb. 1926, ist Schriftsteller und ein bedeutender Chronist der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert. In diesem Jahr erschien von ihm der Roman »Löwenstadt«, in dessen Zentrum das Völkerschlachtdenkmal steht.

DIE JUGENDBEWEGUNG AUF DEM BERG

DER HOHE-MEISSNER-MYTHOS

≡ Franz Walter

Das patriotische Deutschland rüstete sich seit dem Sommer 1913 für ein monströses Denkmalfest im westlichen Sachsen. Aber einige wollten partout nicht hingehen. Dabei waren sie keineswegs weniger vaterländisch gesinnt, nicht minder der Heimat und der Nation zugetan. Auch opponierten sie nicht gegen den Kaiser, trotzten weder Volks- noch Preußentum. Nur am Spektakel im Südosten von Leipzig wollten sie nicht teilnehmen. Dort hatte man bereits seit 1897, 15 lange Jahre also, an einem massigen Denkmal gebaut, das an die Völkerschlacht hier gegen Napoleon Bonaparte erinnern sollte. Die Einweihung des 91 Meter hohen Monuments wurde auf den 18. Oktober platziert. Natürlich war seine Majestät, Kaiser Wilhelm II., zugegen, nebst mehreren anderen Fürsten und Königen. Der akademische Nachwuchs marschierte in den organisierten Reihen von studentischen Korporationen und Verbindungen farbenkräftig auf.

Doch, nochmals, einige fehlten, gerade aus dieser Schicht und Kohorte der Studentenschaft. Sie obstruierten nicht den Anlass der Leipziger Festivität, standen nicht im Gegensatz zum Hause Hohenzollern. Aber sie störten sich an der konventionellen Kultur der nationalen Feste, an den Kommerzen uniformierter Studenten, am Alkohol, der dort floss, am Tabakdunst, der allgegenwärtig war, am Gegröle, das zum Ende der Veranstaltungen regelmäßig aufkam. Für die Leipziger Denkmaleinweihung war mit alldem wieder zu rechnen. Daher zog es diejenigen, die das nicht goutierten und von denen viele in Göttingen, Marburg und Jena studierten, in die Lebensreform und Natur, im Oktober 1913: zu einem alternativen Ort der Erinnerung an die Befreiungskriege. Man traf sich auf einem 753 Meter hohen Berg in der deutschen Mitte, vierzig Kilometer östlich von Kassel, fünfzig Kilometer südlich von Göttingen gelegen, mit einem weiten Hochplateau, das sich daher

bestens für eine größere Anzahl von Teilnehmern und Darbietungen eignete. Wir reden vom Meißner im Fulda-Werra-Bergland, der Heimat, wie erzählt wird, von Frau Holle, die hier ihre berühmt gewordenen Betten ausschüttelte.¹ Die juvenilen Initiatoren der Gegenveranstaltung zum großposigen Leipziger Denkmalsakt² strebten auf dem Meißner eine Begegnung ganz im »Geiste der Jugendbewegung« an.

Die Jugendbewegung war seit der Jahrhundertwende der *Dernier Cri* im gebildeten Bürgertum. Überhaupt herrschte kein Mangel an Jugend im Deutschen Reich um 1900. Man zählte damals 56,4 Millionen Einwohner; davon waren gut 25 Millionen jünger als zwanzig Jahre.³ Deutschland war jung – als Nation, als Staat, als Industriegesellschaft. Doch war die Kategorie der Jugend nicht in erster Linie biologisch gefasst, war nicht der bloße Sammelbegriff für 14- bis 21-jährige junge Menschen. Neu war, dass sich diejenigen, die sich nun selbst zur Jugend zählten, als etwas Eigenes verstanden, das sich abhob von der Lebensart der Älteren und das sich in der Erfahrungswelt von Gleichaltrigen überlokal, gleichsam reichsweit wiederfand. In der Jugend des späten Wilhelminismus drückten sich die Resultate und Wirkungen der jähren sozialen, ökonomischen und kulturellen Transformationsschübe während des letzten Drittels im 19. Jahrhundert aus. In der Gesellschaft dominierten weiterhin noch Verhaltensmuster, Einstellungen und Wertemaßstäbe, die aus den Zeiten des ersten Wilhelms und des großen Bismarcks stammten, aber im frühen 20. Jahrhundert nicht mehr recht passten. In solchen Momenten pflegen die Sozialisationsmotoren zu stottern, da junge Leute in der Zeit ihrer Orientierungsfindung Widersprüchlichkeiten zwischen realen Lebensformen und rhetorischer Ausdeutung höchst sensibel bemerken. Das ist oft genug der Ausgangspunkt für einen Konflikt der Generation, letztlich: für eine Anpassung der Sozialisationsnormen an veränderte Gegebenheiten.

AVANTGARDE DES GEBILDETEN BÜRGERTUMS

Doch darf man nicht zu schnell zu pauschal werden. Im Grunde vereinnahmt allein der Begriff »Jugend« mehr, als er historisch wirklich erfasst hat. Zumindest die Jugendbewegung des frühen 20. Jahrhunderts setzte sich nur aus einer Minorität der damals heranwachsenden Deutschen zusammen. Die Akteure dieser Jugendbewegung verstanden sich auch als Avantgarde, nannten sich stolz selbst Elite, fühlten sich als besondere Auslese. Man musste schon über Zeit und Muße, über eine spezielle kulturelle Ausstattung verfügen, um Jugendkultur konstituieren und ausfüllen zu können. Arbeiterjugendliche konnten dabei zunächst nicht teilhaben, auch nicht Bauernkinder, nicht einmal die Zöglinge von Angestellten, Krämern oder Wirtschaftsbürgern. Die

1 Jürgen Reulecke, Hoher Meißner 1913–2013: Zum Umgang mit einem Jubiläum, in: Jahrbuch des Archivs der deutschen Jugendbewegung, Bd. 5 (2008), S. 190–212.

2 Vgl. dazu auch den Beitrag von Erich Loest in diesem Heft.

3 Wolfgang Saur, 100 Jahre Wandervogel: Geschichte – Deutung – Wirkung, in: Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte, Bd. 54 (2002) H. 2, S. 171 ff., hier S. 171.

Jugendbewegung der Jahrhundertwende war Produkt der Bildungsbürgerlichkeit; ihr Entstehungsort war das Gymnasium. Diese Geschichte ist oft erzählt worden, daher kann man sich knapp halten. Alles begann in Steglitz, so um das Jahr 1896, mit einem Studenten der Rechtswissenschaft und Liebhaber der Stenografie. In seinen Kursen zur Kurzschrift animierte er Schüler aus den oberen Klassen des Steglitzer Gymnasiums zum gemeinschaftlichen Wandern. Erst nahm man sich den Grunewald zum Ziel, dann marschierte man weiter ins Nuthetal, südlich von Berlin.⁴ Und so dehnte man die Wanderungen und Fahrten Jahr für Jahr aus, bis es an den Rhein ging.

Als der Stenograf, Hermann Hoffmann, die Stadt und das Reich aus beruflichen Gründen verließ, folgte ihm ein Gymnasiast aus seiner Wandergruppe, Karl Fischer. Die jugendbewegte Geschichtsschreibung machte Fischer in den folgenden Jahrzehnten zur Kultfigur, zur Ikone eines autonomen Jugendprotests gegen Eltern und Schule. Er, nicht Hoffmann, galt fortan als Gründer der Bewegung.⁵ Dabei war Fischer ein rechter Sonderling, wie man ihn häufig in den Anfangsjahren sozialer Bewegungen und Generationskulturen findet. In der Schulzeit, während des Studiums, im Beruf gelang ihm wenig. Salopp könnte man ihn als eine gescheiterte Existenz bezeichnen. Dafür ging er ganz in der Organisation der Steglitzer Gymnasialwanderer auf. Er machte aus der losen Gruppe 1901 einen stabilen Verein, den »Wandervogel. Ausschuss für Schülerfahrten«, zog feste Strukturen ein und begründete eine Art Autokratie.⁶ Er, Fischer, stand an der Spitze, alle hatten ihm, Fischer, zu huldigen, seinen, Fischers, Weisungen Folge zu leisten. Mit Fischer wanderte man nicht, man marschierte. Er legte Wert auf militärische Disziplin, ermunterte seine Adrepten zu Kriegsspielen in freier Natur. Gerade die Jüngeren im Wandervogel verehrten ihn, liebten ihn für sein Soldatentheater. Doch je älter die Wandervögel wurden, desto stärker störten sie sich an der eitlen Egozentrik Fischers. Die Gefolgschaft bröckelte, der Prophet des Jugendreiches war zutiefst verletzt, verließ seine Gemeinschaft, die ihm bis dahin doch alles bedeutet hatte. Er ging 1906 nach China, kehrte erst 1920 zurück, nach Steglitz. Dort verharnte er einsam, kontaktlos, ohne Engagement und Erwerb in der Wohnung seiner Mutter. Bis zu seinem Tod 1941 brach der frühere Aktivist der ersten Stunde nicht mehr aus seiner Apathie und Erstarrung aus. Nochmals: Auf dergleichen Skurrilitäten und tragische Lebensgeschichten stößt man oft, wenn man sich mit den Pionieren anspruchreicher Bewegungen beschäftigt.

Aber in ihrer Zeit als Aktivisten bewegte dieser Typus, wenn die Konstellationen dafür günstig waren, doch Einiges. Dann setzten sich Ehrgeiz, Unbedingtheit, Messianismus, auch rauschhafte Betriebsamkeit in beträchtliche Organisationsenergien und Führungskraft um. Man wird wohl nicht die

4 Ulrich Grober, Packt euren Rucksack leicht!, in: Die Zeit, 31.10.2001.

5 Vgl. Heinrich Ahrens, Die deutsche Wandervogelbewegung von den Anfängen bis zum Weltkrieg, Hamburg 1939, S. 13 ff.

6 Vgl. Gerhard Ille u. Günter Kohler, Der Wandervogel – Es begann in Steglitz, Berlin 1987.



Metapher des »Flächenbrandes« bemühen dürfen, um die Ausbreitung des Wandervogels von Steglitz in das Reich hinein zu charakterisieren. Doch beeindruckend war schon, wie sehr in den Landschaften mit prägenden protestantischen Bildungseinrichtungen die neue Jugendkultur binnen eines Jahrzehnts um sich griff. In etlichen Städten konnte man in den Vorkriegsjahren, wenn man Frühaufsteher auch an Wochenenden war, auf Trupps jugendlicher Wanderer stoßen, die sich in ihrem typischen Erscheinungsbild Richtung Wald, Wiesen, Schloss und Burgruinen außerhalb der Urbanität aufmachten. Die Jungs trugen kurze Hosen, führten einen Hordentopf und einen Spirituskocher für die frugalen Mahlzeiten mit. Übernachtet wurde im Heuschöber. Und man hörte sie ständig singen, begleitet von der »Zupfgeige«, wie man in diesen Kreisen die Gitarre bezeichnete, in spöttischer



Abhebung von den im bürgerlichen Milieu weit höher geschätzten Musikinstrumenten kultivierter Hausmusik. Ein Student der Medizin, der aus dem Wandervogel kam, sammelte das Liedgut seiner Jugendkumpanen und kompilierte es zu einem Buch, dem »Zupfgeigenhansel«, das 1910 erschien und zu einem erstaunlichen Bestseller avancierte, da sich innerhalb der folgenden 15 Jahren rund 750.000 Exemplare der Liedersammlung verkaufen ließen.⁷

BEFREIENDE SPALTUNGEN

Man mag das als Indikator für Einfluss und Wirkung dieser Jugendkultur nehmen. Als Organisation erreichte der Wandervogel nicht die gleichen imposanten Werte. 1913, im Jahr der Feste in Leipzig und auf dem Meißner, gehörten dem Wandervogel rund 25.000 Mitglieder in knapp 800 Ortsgruppen an.⁸ In der Dekade zuvor hatte es auch hier, wie in den Kinderjahren von sozialen Bewegungen üblich, mehrere Spaltungen, Wiederannäherungen, neuerliche Schismen und Querelen gegeben. Die Protagonisten in diesen Vorgängen bemühten – auch hier: wie gewohnt – einige ideologische Versatzstücke für ihr Treiben, was in erster Linie aber auf persönliche Ambitionen und Eifersüchteleien zurückzuführen war. Die Jugend-

bewegung jener Anfangsjahre war keineswegs programmatisch inspiriert, war nicht durch eine dezidierte politische Absicht in Gang gesetzt worden. Man hat den Wandervogel später gerne als oppositionellen Jugendprotest zu veredeln versucht, als Reformkraft gegen wilhelminischen Pomp, kleinbürgerliche Lebensweisen, den Vormarsch naturwissenschaftlicher Professionen, tönernen Patriotismus, auch als Widerstand gegen autoritäre Lehr- und Erziehungsmethoden in Schule und Elternhaus. Doch weit markanter fällt ins Auge, wie harmonisch der frühe Wandervogel mit Eltern und Lehrern seines Milieus kooperierte, diese auch brauchte als Patrone für die Vereinsbildung. Das Gros der Wandervögel kam aus liberal geführten Häusern und Oberschulen, hatte nicht unter Kadavergehorsam oder Drill zu leiden gehabt.⁹ Ihre

7 Helmut Henne, Zur Sprache der Jugend im Wandervogel, in: Zeitschrift für germanistische Linguistik, Jg. 8 (1981), S. 20–33, hier S. 22.

8 Gerhard Ziemer u. Hans Wolf, Wandervogel und Freideutsche Jugend, Bad Godesberg 1961, S. 7.

9 Rudolf Kneip, Wandervogel ohne Legenden. Die Geschichte eines pädagogischen Phänomens, Heidenheim 1983, S. 54f.

Eltern, auch selbst ein wenig zumindest vom Esprit der Lebensreform affiziert, animierten die Kinder regelrecht, bei den gesunden Wanderungen an der frischen Luft mitzumachen. Den 13- bis 17-Jährigen, die zu Beginn diese Jugendbewegung dominierten, war das recht. Ein Wochenende mit Gleichaltrigen auf Wanderung oder Fahrt bedeutete zwei Tage kein Klavierunterricht, keine Geigenstunde, keine Nachhilfe in Latein oder Griechisch. Stattdessen war man unbeaufsichtigt, man konnte seine eigenen Lieder singen, sich etwas exzentrisch kleiden, exzessiv Sport treiben, ein paar Abenteuer erleben, nicht zuletzt: mit anderen rund um die Uhr zusammen sein. Das brachte ihnen, im Vergleich zu früheren Jahrzehnten und im Vergleich zur Lebenswelt der allermeisten anderen Menschen, einen Zuwachs an Freiheitsraum, ein Mehr an Erlebnissen im unmittelbaren Sinn.¹⁰ Das genoss die Jugend des Bildungsbürgertums, die in sicheren sozialen Verhältnissen lebte und deren berufliche Aussichten seinerzeit denkbar günstig erschienen. Im Wandervogel findet man keine frustrierten, gesellschaftlich blockierten Gruppen mit aggressiver Oppositionsneigung. In der klassischen Bildungsbürgerlichkeit der Werktage und dem jugendkulturellen Überschwang am Wochenende lagen Befriedigung und Genuss, aber kein Herd von Enttäuschungen und Bitterkeiten gegen die obwaltenden Verhältnisse.

Doch blieben die Wandervögel nicht auf ewig Pennäler. Sie wuchsen weiter heran, machten Abitur, verließen also das Gymnasium, schrieben sich an Universitäten ein. Das war für nicht ganz wenige der Zeitpunkt, dass sie dem Gemeinschaftswandern Ade sagten. Individuelle Liebeleien im intimen Duo nahmen nun einen höheren Rang ein als kommunitärer Volkstanz. Andere aber mochten sich auch als Studenten von ihren Jugenderlebnissen im Wandervogel nicht verabschieden.¹¹ Nur benötigten sie jetzt, als junge Männer und (weniger) Frauen, einen höheren Sinn, eine Art philosophisch-grammatische Begründung für ihr Tun, die Wanderung, die Naturschwärmerei, die Passion für Volkslieder und mittelalterliches Brauchtum. Mit der Studentisierung des Wandervogels zog das Weltanschauliche in die Bewegung, kamen Fraktionsstreitigkeiten auf. Auch die Initiative für das große Jugendfest auf dem Meißner im Herbst 1913 kam nicht mehrheitlich aus den Reihen des genuinen Wandervogels, sondern aus den Gruppen der »Deutschen Akademischen Freischar«, einer studentischen Korporation, zu der sich erstmals 1906 in Göttingen Ex-Gymnasiasten mit Wandervogelvergangenheit zusammengeschlossen hatten. Das war die eine, die endogene Entwicklung, die zur spirituellen Aufladung der jugendbewegten Szenerie führte.¹² Die andere kam von außen. Denn natürlich lockte der neue manifeste Jugendaktivismus allerlei Propheten, Verkünder und Missionare unterschiedlicher

10 Siehe Winfried Mogge, »Ihr Wandervögel in der Luft ...«. Fundstücke zur Wanderung eines romantischen Bildes und zur Selbstinszenierung einer Jugendbewegung, Würzburg 2009, S. 123.

11 Sigrid Bias-Engels, Zwischen Wandervogel und Wissenschaft. Zur Geschichte von Jugendbewegung und Studentenschaft 1896–1920, Pfaffenweiler 1990, S. 18.

12 Winfried Mogge, Der Freideutsche Jugendtag 1913: Vorgeschichte, Verlauf, Wirkungen, in: Ders. u. Jürgen Reulecke (Hg.), Hoher Meißner 1913. Der erste Freideutsche Jugendtag in Dokumenten, Deutungen und Bildern Köln 1988, S. 33–62, hier S. 42.

Provenienz an, die ihre Proselyten zu machen versuchten.¹³ Erwachsene mit festen Weltbildern waren kein sonderlich fruchtbarer Acker für Demiurgen eines neuen Glaubens. Daher priesen die Religionsstifter und Lehrmeister die Jugend, noch jungfräulich und reich, formbar und neu zu begeistern. Die Kundgebung auf dem Meißner ging nicht allein, aber doch in guten Teilen auf diesen Typus zurück, Lebensreformer und Schulrevolutionäre im mittleren, zuweilen auch höheren Alter, als Jugendliche jedenfalls nur schwerlich noch zu qualifizieren.

GUSTAV WYNEKEN: MISSIONAR DER AUTONOMEN JUGENDKULTUR

Die 1913/14 wohl bedeutendste, einflussreichste, von den einen angehimmelte, bei anderen aber die umstrittenste, am heftigsten abgelehnte Person dieser Façon war Gustav Wyneken. Er befand sich bereits im 39. Lebensjahr, als er für einen Teil der Jugendbewegung zur Führungs- und Lichtgestalt wurde. Der Sohn eines Pfarrers aus Stade wurde in Philosophie promoviert, dann aber seine Lebensaufgabe als Erzieher einer neuen Jugend gefunden. Er hatte die Formel und das ideologische Gerüst von der »autonomen Jugendkultur« kreiert. In diesem Kontext siedelte auch seine Idee zu einer neuen, freien Schulgesellschaft. 1906 gründete er ein Landschulheim dieser Observanz im südlichen Thüringer Wald, in Wickersdorf, von vielen noch über Jahrzehnte verklärt, von anderen oft bitter als Sektenorden oder abgeschottetes Kloster geißelt, in dem die Schülerinnen und Schüler – die Koedukation war dort eingeführt – zu einer Clique von selbstgefälligen, hochnäsigen, elitären Alternativgurus herangezogen wurden.¹⁴ Missionarismus und Führungshybris waren im Auftreten und Schrifttum von Wyneken in der Tat zuhauf zu finden. Wyneken war ein glänzender Rhetoriker, der stundenlang frei, dabei suggestiv und einfordernd vortragen konnte. Als Hegelianer verstand er es, jederzeit dialektisch zu argumentieren, den »objektiven Geist« als Zielvorgabe für sein Erziehungssystem, das natürlich an Ganzheitlichkeit der Lebensführung ausgerichtet war, vorzugeben. Wer ihm folgte und dabei Stärke bewies, sich dennoch unterwarf – »Hingabe« gehörte zu den Postulaten des Landschulheims –, fand die Zuwendung des »Meisters«, wie ihn seine Lieblingsschüler gerne nannten. Wen er allerdings für schwach oder medioker hielt, wen er gar als Zweifler an seiner Lehre ausgemacht hatte, den strafte er mit Nichtbeachtung, den konnte er, schlimmer noch, mit Håme, Spott und Zynismus vernichten. Schon Lehrer in seinem Kollegium taten sich mit dem sarkastischen Auftritt schwer, unter den Schülern gab es einige, die daran zu zerbrechen drohten. Das Individuum galt Wyneken nicht viel, die Gemeinschaft besaß allen Primat. Auch das war eine Brücke zwischen den

¹³ Walter Laqueur, *Die deutsche Jugendbewegung. Eine historische Studie*, Köln 1983, S. 47.

¹⁴ Vgl. Peter Dudek, »Versuchssacker für eine neue Jugend«. *Die Freie Schulgemeinde Wickersdorf 1906–1945*, Bad Heilbrunn 2009, S. 55 ff.

Wickersdorfer Schulideologen und der assoziativ geführten neuen Jugendkultur, die sich damit im Oktober 1913 öffentlich auf dem Bergmassiv an der Werra präsentieren wollte.¹⁵

Der Aufruf, mit dem dorthin mobilisiert wurde, war wesentlich von Wyneken verfasst worden, in der ihm eigenen Mischung aus Pathos, Distanz zum phrasenhaften Patriotismus und Appell zur juvenilen Runderneuerung von Volkstum, der Nation und dem Weltbürgertum zugleich:

»Die Deutsche Jugend steht an einem entscheidenden Wendepunkt. Die Jugend bisher nur ein Anhängsel der älteren Generation, aus dem öffentlichen Leben ausgeschaltet und auf eine passive Rolle angewiesen, beginnt sich auf sich selbst zu besinnen. Sie versucht, unabhängig von den Geboten der Konventionen sich selbst ihr Leben zu gestalten. Sie strebt nach einer Lebensführung, die jugendlichem Wesen entspricht, die es ihr aber zugleich auch ermöglicht, sich selbst und ihr Tun ernst zu nehmen, und sich als einen besonderen Faktor in die allgemeine Kulturarbeit einzugliedern. Sie möchte das, was in ihr an reiner Begeisterung für höchste Menschheitsaufgaben, an ungebrochenem Glauben und Mut zu einem adligen Dasein lebt, als einen erfrischenden, verjüngenden Strom dem Geistesleben des Volkes zuführen. Sie, die im Notfall jederzeit bereit ist, für die Rechte ihres Volkes mit dem Leben einzutreten, möchte auch im Kampf und Frieden des Werktags ihr frisches reines Blut dem Vaterlande weihen.

Sie wendet sich aber von jenem billigen Patriotismus ab, der sich die Heldentaten der Väter in großen Worten aneignet, ohne sich zu eigenen Taten verpflichtet zu fühlen, dem vaterländische Gesinnung sich erschöpft in der Zustimmung zu bestimmten politischen Formeln, in der Bekundung des Willens zu äußerer Machterweiterung und in der Zerreißung der Nation durch politische Streitigkeiten.«¹⁶

WETTER UND ERINNERUNGEN

Anfangs schien das erste nationale Treffen der Jugendbewegten in Deutschland indes auf ein Fiasko hinauszu laufen. Das hatte schon mit den widrigen Wetterbedingungen zu tun: Große Jugendaktivitäten im Freien bleiben in der Regel freundlich in Erinnerung, wenn an diesen Tagen die Sonne scheint und eine angenehme Wärme die Teilnehmer lockert. Aber als rund 2.000 bis 3.000 junge Leute Richtung Meißner zogen, war es kalt. Und es regnete in Strömen. Zunächst, am 10. Oktober 1913, begann das Treffen noch nicht als Vollversammlung, nicht auf dem Meißner selbst, sondern als eine Art Delegiertenkonferenz auf einer benachbarten Anhöhe, dem Hanstein, bereits in Thüringen gelegen.¹⁷ Dort stand eine imposante Burgruine mit einem

¹⁵ Heinrich Kupffer, Gustav Wyneken, Stuttgart 1970, S. 85 ff.

¹⁶ Dokumentiert in Arthur Kracke (Hg.), Freideutsche Jugend. Zur Jahrhundertfeier auf dem Hohen Meißner 1913, Jena 1913, S. 4 f.

¹⁷ Mogge, Der Freideutsche Jugendtag, S. 45 ff.; Ders., Naturverständnis und Kulturkritik. Der Hohe Meißner als Symbol der Jugendbewegung, in: Jahrbuch des Archivs der Deutschen Jugendbewegung, Bd. 15 (1984), S. 171–200.

keineswegs kleinen Rittersaal. Aber er mochte die 500 Abgesandten nicht fassen; es drohte Einsturzgefahr. Man musste im Hof die Vorträge hören und die Debatten führen. Allein diese Umstände waren schwerlich geeignet, eine rationale, responsive Erörterung zu gewährleisten.

Aber das war auch gar nicht Absicht der meisten Redner. Auf dem Hanstein hatten sich Vertreter – nicht wenige davon schon über vierzig Jahre alt – aller möglichen Bünde und Konventikel aus den diversen Reform-, Bildungs-, Abstinenz-, Siedlungs- und Menschheitswerdungsbewegungen des Deutschen Reichs eingefunden. Alle ritten ihr spezifisches Steckenpferd, jeder versuchte neue Jünger zu rekrutieren. Ein Klärungsprozess, den man doch ursprünglich angestrebt hatte, kam erst gar nicht zustande. Gustav Wyneken immerhin hatte Gespür für die Depressionen und Enttäuschungen, die sich unter den Jugendlichen breit machten, und warnte vor den egozentrischen Instrumentalisierungsbemühungen der anderen Redner, stempelte sie verächtlich als »Reformphilister« ab, um ihnen gegenüber die Eigenständigkeit und Selbsterziehung der Jugend in ihrer Kultur herauszuheben. Im Übrigen blieb der Tag ohne Ergebnisse. Kurz vor Mitternacht begann der Abstieg in die Schlafquartiere der Dörfer am Fuß des Meißner. Zwei Stunden dauerte etwa der Fußmarsch durch den Regen, der nicht nachgelassen hatte. Erschöpft, völlig durchnässt und reichlich frustriert legten sich die Avantgardisten der Jugendbewegung in der Nacht vom 9. auf den 10. Oktober ins Heu.

Der frühe Morgen des nächsten Tages verhielt ebenfalls keine Besserung. Der Regen hielt an, der Tag begann trüb, über Tal und Berg hing dichter Nebel. Die jungen Leute froren, als sie den Aufstieg zum Meißner zu bewältigen hatten. Aber dann brach kurz vor Mittag die Sonne durch. Es wurde schlagartig freundlicher und auch milder. Etliche Zeitzeugenberichte dokumentieren es: Die Laune hob sich unmittelbar. Man wird die Bedeutung des Wetters für die Konstruktion von Erinnerungsorten und mythenbildenden Zusammenkünften sozialer Bewegungen nicht unterschätzen dürfen. Jedenfalls: Die Übellaunigkeit des Vortages schwand. Auch fanden an diesem Samstagnachmittag keine Reden der Reformautoritäten fortgeschrittenen Alters statt. Körper und Bewegung ersetzten in diesen Stunden Kopf und Diskurs. An der einen Stelle der Festwiese tanzten junge Leute, an der anderen musizierten und sangen sie. Andernorts hatte man sich zu sportlichen Wettkämpfen eingefunden, lief um die Wette, maß sich im Speerwurf. Die nächsten führten Possenspiele auf.¹⁸

Reigen, Spiel, Musik, gewiss auch Flirts – das machte den 11. Oktober 1913 wohl für die meisten jugendlichen Anwesenden, darunter rund ein Viertel weiblichen Geschlechts, zum rauschhaften Erlebnis, zu einem einzigartigen Ereignis emotionaler Verbundenheit in einer Großgruppe, da dergleichen

18 Hans Bohnenkamp, Zum Selbstverständnis der Meißnerjugend, in: Göttinger Sammlung. Göttinger Blätter zur Kultur und Erziehung, Jg. 3 (1963) H. 3, S. 25 ff.

überlokale oder gar überregionale Jugendtreffen zu tausenden in freier Natur ein bis dahin exklusives Phänomen war. Die schwärmerische Erinnerung an den »Meißner-Geist«, die noch über Jahrzehnte wieder und wieder auf Jubiläumsveranstaltungen und Veteranenzusammenkünften beschworen wurde, hatte hier, im barfüßigen Tanz und ausgelassenen Gruppengesang, ihren Ursprung.¹⁹

DIES SCHALE SICHT DES HISTORISMUS

Aber für die Historiker zählt mehr, was sie an schriftlichen Dokumenten vorfinden. Die Geschichtsschreiber – ob aus dem Umfeld der Jugendbewegung oder im universitären Sektor beheimatet – hielten sich in ihren Interpretationen an nachgelassenen Zeugnissen der akademischen Autoritäten, deren Reden und Artikel als Broschüren oder Bücher erschienen und durch allerlei Neuauflagen und Nachdrucke gut zugänglich blieben. Man inspizierte die Festschrift zur Meißner-Feier, um durch akribische Textanalyse der Beiträge von Eugen Diederichs, Ludwig Gurlitt, Alfred Weber, Paul Natorp, Leonard Nelson, vor allem Ludwig Klages und etlicher anderer dem »Geist« der Kultstätte der Jugendbewegungen in den spätwilhelminischen Jahren auf die Spur zu kommen. Aber mit dem Ablauf der Tage auf dem Meißner selbst hatte das alles, was in den Studierzimmern vorab durch einzelne Geistesgrößen schriftlich verfasst worden war, wenig zu tun. Mehr Bedeutung fiel gewiss den vier zentralen Rednern auf dem Meißner zu, Gottfried Traub, Knut Ahlborn, Gustav Wyneken und Ferdinand Avenarius. Das war schon ein wunderliches Quartett. Gottfried Traub setzte noch am Samstagabend den Beginn. Traub, ein soeben suspendierter protestantischer Pfarrer, zählte bereits 44 Jahre. Politisch gehörte er 1913 dem sozialliberalen Zirkel um Friedrich Naumann an, aber nach Kriegsbeginn im April 1914 wechselte er ins alldeutsche, dann scharf deutschnationale Lager des Alfred Hugenberg. Auch aus seiner Ansprache auf dem Meißner triefen das nationale Pathos und die Staatsapothekose. Die Abschlussrede hielt einen Tag später Ferdinand Avenarius, Redakteur der im gebildeten Bürgertum einflussreichen Zeitschrift *Kunstwart* und Leiter des »Dürerbundes«, mit knapp 57 Jahren gar noch 13 Jahre älter als der Eröffnungssprecher dieses jugendkulturellen Höhepunktes von 1913. Eine nachhaltigere Wirkung als diese beiden erzielten die Vorträge der Redner dazwischen. Knut Ahlborn, damals 23 Jahre alt, Medizinstudent und als Alt-Wandervogel und Gründer der Akademischen Freischar in Göttingen der einzige genuine Vertreter der Jugendbewegung unter den Vieren, hielt am Abend die »Feuerrede«. Dabei trug er einige Sätze programmatischer Selbstbeschreibung jugendbewegten Wollens vor, die er mit zwei weiteren Studenten

19 Auch Fritz Borinski u. Werner Milch, Jugendbewegung. Die Geschichte der deutschen Jugend 1896–1933, Frankfurt a. M. 1967, S. 35.

der Medizin tags zuvor ausformuliert hatte und nun durch Akklamation der Anwesenden verabschieden ließ.²⁰ Fortan sprach man von der »Meißner-Formel«, die seither als einzige, allgemein akzeptierte Selbstverständniserklärung der Jugendbewegung im 20. Jahrhundert gilt:

»Die Freideutsche Jugend will nach eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung in innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten. Für diese innere Freiheit tritt sie unter allen Umständen geschlossen ein. Zur gegenseitigen Verständigung werden Freideutsche Jugendtage abgehalten. Alle gemeinsamen Veranstaltungen der Freideutschen Jugend sind alkohol- und nikotinfrei.«

Schon auf dem Meißner wurde kolportiert, dass der eigentliche Inspirator dieser Zeilen Gustav Wyneken wäre. Wyneken, der noch im Jahr zuvor von dem Wandervogel keine Kenntnisse hatte, war unzweifelhaft der Star der Meißner-Tage. Rhetorisch war er allen anderen weit überlegen. Auch hatte er rund einhundert seiner Schüler aus dem Landschulheim in Wickersdorf mitgebracht, die in leuchtenden weißen Mützen für jedermann gut erkenn- und identifizierbar waren. Sie trugen durch disziplinierten Applaus ihren Meister. Andere bestärkte das in ihrem Argwohn gegen Wyneken, dem sie Geltungsdrang und Machtstreben unterstellten. Immerhin war Wyneken in politischen Fragen ein doch hellerer Kopf als die meisten anderen der protestantisch-väterlichen Freunde der Jugendbewegung. Auch Wyneken intonierte vaterländische Strophen. Aber den deutschnationalen Wandervögeln insbesondere aus Österreich schleuderte er die Bemerkung entgegen:

»Es ist mir auch unmöglich, im Zeitraum weniger Minuten einmal demjenigen zuzujubeln, der ruft: ›Die Waffen hoch‹ und der euch zum Waffengang mit einem Nachbarvolke anspornen will, und dann gleich darauf zu singen: ›Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuss der ganzen Welt‹. Wenn ich die leuchtenden Täler unseres Vaterlandes hier zu unseren Füßen ausgebreitet sehe, so kann ich nichts anders als wünschen: Möge nie der Tag erscheinen, wo des Krieges Horden sie durchtoben. Und möge auch nie der Tag erscheinen, wo wir gezwungen sind, den Krieg in die Täler eines fremden Volkes zu tragen.«²¹

20 Hans-Ulrich Thamer, Das Meißner-Fest der Freideutschen Jugend 1913 als Erinnerungsort der deutschen Jugendbewegung, in: Jahrbuch des Archivs der deutschen Jugendbewegung, Bd. 5 (2008), S. 169–190, hier S. 175f.

21 Dokumentiert und online einsehbar unter http://www.archive.org/stream/derkampffrdiejwyne/derkampffrdiejwyne_djvu.txt [eingesehen am 05.04.2013].

Andere Passagen blieben aber bei ihm ebenfalls diffus, wenn auch im Ton weniger altbacken, appellatorisch schärfer und zugespitzter. Den zuhörenden Jugendlichen gab er zu verstehen, dass sie in einem historischen Moment des Übergangs lebten, in einem gärenden Chaos von Gewalt und Not hier, von Vernunft und Güte dort. Eine glückliche und schöne Zeit würde

niemand der Anwesenden mehr erleben. Doch das Höchste sei nicht Glück, sondern ein »heroischer Lebenslauf«, zu dem Wyneken die Jugendbewegten emphatisch ermunterte.

Man hat den Auftritt Wynekens danach häufig als unbestrittenen Höhepunkt des Meißner-Jugendtreffens bezeichnet. Doch dürfte nur eine Minderheit den Worten des Alternativpädagogen gefolgt haben können. Um den Redner, der am Waldrand stand und sprach, hatten sich circa 400 Zuhörer eingefunden; die Übrigen widmeten sich anderen Aktivitäten.²² Selbst diese 400 Interessierten werden die Ausführungen Wynekens nicht vollständig verstanden haben. Der starke Wind auf der Bergkuppe beeinträchtigte die Akustik. Mikrofone und Lausprecher existierten nicht. Aber schlimmer noch, für den empfindsamen Wyneken nahezu peinigend, waren die Nebengeräusche, die vom Festplatz kamen, von den singenden und tanzenden Wandervögeln, denen nicht nach theoretischer Belehrung war.²³ Wyneken beklagte sich in den Wochen danach bitter darüber, dass bei seinem Vortrag keine absolute Ruhe und Konzentration geherrscht hatte. Stattdessen tönte, so ein Zeitgenosse, der immer gleiche Refrain der fröhlich umherhopsenden Wandervögel: »Tanzen sieben Zwerge, simserimsim! Bummsfallera, bummsfallera!«

Noch tagelang lag dem armen Wyneken das nie enden wollende »Bummsfallera, bummsfallera!« in den Ohren und brachte ihn um den erquickenden Schlaf.²⁴

Man weiß also nicht, wie wichtig den Jugendbewegten all die großen Reden und verbalisierten Rasonnements, welche Ideologen ihrer selbst von außen an sie herantrugen, wirklich nahmen. Die knappe Meißner-Formel immerhin blieb etliche Jahrzehnte noch Referenzpunkt für Denkart und Grundsätze der Jugendbewegung, viel zitiert, über Generationen weitergegeben, auch häufig kritisiert, aber ebenfalls dadurch zu einer festen Manifestation dieser Jugendkultur perpetuiert. Die Formel enthielt, sieht man vom Bekenntnis zu Nikotin- und Alkoholabstinenz ab, keine präzisen Forderungen, Zielsetzungen oder gar Aktionsvorschläge, sondern war – vermutlich bewusst – vage gefasst. Nur so konnte sie integrative Wirkung entfalten, was nötig war angesichts der vielen Fragmentierungen und Streitereien im Umfeld der Wandervögel und studentischen Jugend. Im Übrigen atmete die Meißner-Formel die Bildungsbürgerlichkeit des 19. Jahrhunderts, nach wie vor die Selbstdeutung des frühen Liberalismus. Alle Ansprüche zielten nach innen, auf das Individuum, das in Autonomie und Selbstverantwortung das Richtige finden und dementsprechend handeln müsse. Kollektive Solidaritätsmuster waren ganz ausgeblendet. Von Politik wurde nicht geredet, Institutionen tauchten nicht auf, Gesellschaft und Öffentlichkeit schienen kein Thema von Gewicht

22 Karsten Schulz, Beschreibung und Verortung zweier überverbandlicher Jugendtreffen junger Jugendbewegungen, Kassel 2009, S. 145 u. S. 161.

23 Kneip, S. 102f.

24 Schulz, S. 171.

zu sein. Der Einzelne, er allein, war gefordert, in souveräner Freiheit und Selbstständigkeit.²⁵

DEM INDIVIDUALISMUS VERHAFTET

Da das Prinzip der Organisation seit den 1890er Jahren zur angewandten Zauberformel in Gesellschaft, Politik, Ökonomie und Verbandswesen des wilhelminischen Deutschlands avanciert war, beklagte die Kleingruppe der Jugendbewegten die Schattenseiten davon, die Größe, die Anonymität, die bloße Nutzenorientierung und Kälte der durch Organisationen verursachten funktionellen Ausdifferenzierungen und Arbeitsteilungen. Und sie stilisierte sich selbst als Alternative hierzu, als Individuen, die in ursprünglicher Gemeinschaft aufgingen, ganzheitlich lebten, in Symbiose mit Natur und Heimat verschmolzen. Bemerkenswert blieb, wie gerade in solchen Gruppen von Organisationsverächtern die Hörigkeit gegenüber selbstberufenen »Führern« und »Lehrern« der Bewegung dominierte, hier die Bereitschaft zur »Hingabe« und »Gefolgschaft« durch den lebensphilosophischen Vitalismus stärker, drängender, ja radikaler ausfiel als in hochformalisierten Organisationszusammenschlüssen.

Das »Meißner-Erlebnis« wurde zum Kult. Das begann schon damit, dass dem Berg im Nordhessischen fortan die Bezeichnung »Hoher Meißner« gegeben wurde, die sich dann auch allgemein, auch bei den alteingesessenen Bewohnern der umliegenden Dörfer einbürgerte. Zur Verbreitung des Meißner-Kults trug dann erheblich eine Postkarte des Alternativapostels und Malers Fidus bei, mit dem weithin bekannten Motiv des »Lichtgebets«: Ein nackter junger Mensch steht, die Arme weit ausgebreitet, auf einem Felsen, zieht Licht und Sonne mit aller Emphase auf die Vorderseite seines Körpers. Und als 1945 vieles in Deutschland in Schutt und Asche lag, kam in den Kreisen der Alt-Meißnerianer der Vorschlag auf, eine neue deutsche Hauptstadt doch hier, auf dem heiligen Boden der Jugendbewegung, zu errichten, unter dem Namen: Hohenmeißner. Aber natürlich kümmerte das niemanden in der realen Politik, in den sachlich operierenden Organisationen, welche sich von all den Überschwänglichkeiten, Skurrilitäten und pittoresken Symbolisierungen transitorischer Jugendkulturen in ihrem realen Lauf nicht irritieren ließen.

Über die Jugendbewegung ist in der Folge ein opulentes Schrifttum entstanden. Schließlich besaß diese Bewegung all das, was pralle Geschichten erzeugen kann: einen Mythos und Epos, Erinnerungsorte und Ikonen, Heilande und Verräter, Gescheiterte und Lichtgestalten. Nur: Einen Politiker von Format, der aus der Jugendbewegung des späten Wilhelminismus hervorgegangen wäre, findet man nicht. Auch kaum einen Theoretiker, den zu

25 Schon Theodor Wilhelm, Der geschichtliche Ort der deutschen Jugendbewegung, in: Werner Kindt (Hg.), Grundschriften der deutschen Jugendbewegung, Düsseldorf 1963, S. 9 ff.

kennen und lesen heute noch lohnen würde. Wir stoßen auch nicht auf gewichtige Autoren von Romanen und Gedichten mit jugendbewegter Vorprägung. Wirft man einen Blick in Zeitungen und Zeitschriften der Wandervögel und Freideutschen jener Jahre, dann erschließt sich rasch, was der Grund für diese Begrenzung war: Stets wird das »Innere«, das »Nicht-Rationale«, das »Gefühlte« und »Eigentliche« und »Unaussprechliche« zu einer bonbonfarbenen Emotionsgirlande gewunden. Kaum einmal stoßen wir auf nüchterne Analysen von Strukturen und sozialen Verhältnissen, auf hellsichtige politische Ausdeutungen, auf präzise Definitionen dessen, worüber man denn nun genau redet und schreibt. Schwülstiges Pathos und kitschig dilettierende Poesie überwogen ganz. Das macht das »Erlebnishafte«, den »Rausch«, die »tiefe Empfindung«, welche kognitiv-intellektuelle Debatten in der Tat nicht zu erzeugen vermögen, wohl aus. Aus der Jugendkultur des frühen 20. Jahrhunderts gingen Pädagogen und Naturschützer aller Art hervor, auch bekannte und inspirierende. Das war das Terrain des Meißner-Geistes, nicht die präzise Wissenschaft, nicht die fein nuancierte Kunst, schon gar nicht die prägende Politik.

Die Jugendbewegten hatten gehofft, den Schwung vom Meißner mit in die lokalen Gruppen zu nehmen und von dort einen reichsweit einheitlichen Jugendbund rekonstituieren zu können. Aber nach dem Meißner war vor dem Meißner. Die Wandervögel sträubten sich auch jetzt, mit den Älteren zusammen zu gehen. Insbesondere an der Person Wynekens entzündete sich ein steter Streit, der etliche Tagungen beschwerte und die Energien der Aktivisten band. Vor allem: Zehn Monate nach dem Fest auf dem Meißner befanden sich über 10.000 Wandervögel und Jugendbewegte im Krieg, an der Front. Begeistert hatten sie sich unmittelbar nach der Kriegserklärung freiwillig zum Militär gemeldet. Kaum jemand engagierte sich in der Anti-Kriegs-Bewegung. Am Ende waren rund 7.000 tote Soldaten mit Wandervogel-Vergangenheit zu verzeichnen.²⁶ Alles in allem war die Jugendbewegung des frühen 20. Jahrhunderts politisch ahnungslos, war ein keineswegs oppositioneller Teil der Bildungsbürgerlichkeit des spätwilhelminischen Deutschlands.

²⁶ Herbert Schierer, *Der Wandervogel und die Bündischen*, in: *Die Zeit*, 08.09.1949.



Prof. Dr. Franz Walter, geb. 1956, ist Professor für Politikwissenschaft an der Universität Göttingen.

DIE ENTSTEHUNG DER MODERNEN SKYLINE

DAS WOOLWORTH BUILDING IN NEW YORK

≡ Gabriele Kiesewetter

Für Johann Kiesewetter (1913–1985)

Es war eine effektvolle Inszenierung. Per Knopfdruck, über eine Telegrafenvorbindung mit New York verbunden, knipste Präsident Woodrow Wilson am 24. April 1913 die über 80.000 Glühbirnen des gerade fertiggestellten Woolworth Building persönlich an.¹ In zeitgenössischen Presseberichten hieß es, mit der Anzahl an Leuchtkörpern hätte auch die vierzig Kilometer lange Uferlinie Manhattans illuminiert werden können. Aber die weiß glasierte, mit Goldverzierung veredelte Terrakottaverkleidung der Fassade bot einen viel eindrucksvolleren Hintergrund, um das elektrische Zeitalter zu zelebrieren.

Schließlich war das Woolworth-Gebäude ein Bau der Superlative. Zur Zeit seiner Entstehung repräsentierte es nicht nur die fortschrittlichsten Leistungen in der Architektur, sondern auch die technische Modernität, das *Know-how* und die wirtschaftliche Prosperität eines ganzen Landes. Mit 241 Metern Höhe war der Tower bei seiner Eröffnung das höchste Gebäude der Welt, der »erste wirkliche amerikanische Wolkenkratzer«. Das Woolworth Building setzte zugleich die erste Höhenmarke in einer Entwicklungslinie der Hochhausarchitektur, jener des *Skyscrapers*, die über das Chrysler Building (1930, 319 m) und das Empire State (1931, 381 m) bis zum World Trade Center (1973, 417 m) führte.²

Das Bauwerk des Architekten Cass Gilbert muss aber nicht nur der Höhe wegen gewürdigt werden. Denn der von Frank Winfield Woolworth beauftragte Prunkbau war zugleich ein architektonisches Meisterwerk, dessen Wirkung nicht unterschätzt werden kann. Er ist der Prototyp und das Urbild des amerikanischen Wolkenkratzers. In seiner Würdigung des vormodernen amerikanischen Hochhauses hat Rem Koolhaas auf diese Vorbildwirkung des Baus hingewiesen.³ Und mit dieser »Kathedrale des Kommerz«⁴, wie das Woolworth-Gebäude seinerzeit von der hiesigen Presse wehevoll gepriesen wurde, erhielt die New Yorker Skyline ihre erste markante Silhouette.

1 Vgl. Dietrich Neumann, *Architektur der Nacht*. München 2002, S. 102.

2 Einführend Bruno Flierl, *Hundert Jahre Hochhäuser. Hochhaus und Stadt im 20. Jahrhundert*, Berlin 2000.

3 Vgl. Rem Koolhaas, *Delirious New York. A Retroactive Manifesto for Manhattan*, New York 1978.

4 Ebd., S. 96.



DIE GEBURT DES SKYSCRAPERS

»Über den Wolken« des alten New York – so der Titel eines 1913 erschienenen Reiseführers – sollte der Besucher sich fühlen.⁵ Dazu gehörte von Anfang an der Rundblick aus der Spitze des Turms – inspiriert vom Pariser Eiffelturm –, der als der »wunderbarste Ausblick der Welt« beschrieben wurde. Über 56 Kilometer weit reicht der Blick in alle Richtungen: über die Geschäfts- und Wohnhäuser, den East und Hudson River, die Hafenanlagen, Parks und Brücken. Der Aussichtspunkt gehörte gewiss zum Vermarktungskonzept des F. W. Woolworth, der für die eigenen Firmenräume nur eine Geschossfläche in der 24. Etage beanspruchte.

New York und Paris galten als die wichtigsten Geschäftszentren der Welt. Paris hatte 1900 mit der Weltausstellung, mit den ersten Metro-Linien und mit dem elektrifizierten Eisenbahnverkehr des Gare d'Orsay eine »Stadt des Lichts« geschaffen. New York antwortete mit dem höchsten Gebäude der Welt, das von einem System von Hochgeschwindigkeitsaufzügen erschlossen wurde. Schon 1913 wurde der Höhenrekord ein Kriterium für den Erfolg und das Renommee von Firmen in New York. Dies erklärt auch die Rolle von Türmen und turmartigen Aufbauten in der architektonischen Ausprägung von Firmenstandorten, die beim Woolworth Building erstmals dazu führten, dass der Bau selbst zum Turm wurde, zu einer Staffelung der Baumassen, die in einem symmetrisch gelagerten Turm auslaufen.

So wird in einer Broschüre für die Besucher auch der Vergleich gezogen mit den beiden anderen bemerkenswerten Turmkonstruktionen, die in kurzer zeitlicher Abfolge jeweils Rekordmarken im Höhenwettbewerb der New Yorker Hochhäuser aufstellten. 1908 hatte der Nähmaschinenkonzern Singer durch den nachträglich aufgesetzten Turm seines Firmensitzes mit 186 Metern eine spektakuläre neue Marke jenseits der magischen hundert Meter gesetzt. Schon im folgenden Jahr wurde er durch den Metropolitan Life Tower mit 213 Metern übertroffen.

Schon zur Zeit seiner Entstehung wurde das Woolworth Building als Paradigma der Modernität Amerikas und seiner Dynamik vorgestellt. Mit den Größenvergleichen sollte der rasante Fortschritt verdeutlicht werden, den der Hochhausbau durchlaufen hatte. Mit dem Bau am Broadway war ein Kulminationspunkt erreicht – in der Anwendung neuer Techniken, im Höhenrekord einer neuen »Landmarke«, in der Ausprägung einer neuen synthetischen Gestalt, Kathedralen nicht unähnlich, die eine neue Generation von Hochhäusern einleitete. So wurde das Woolworth Building zum ersten baulichen Volumen, das sich in Höhe und Gestalt als »Wolkenkratzer« beschreiben lässt, eine im Übrigen damals noch gar nicht gängige Bezeichnung.

5 Vgl. H. Addington Bruce, *Above the Clouds & Old New York. An historical sketch of the site and a description of the many wonders of the Woolworth Building*, Baltimore, New York 1913.

Anders als in Chicago, wo seit 1893 eine Höhenbegrenzung für Bürogebäude auf 51 Meter verordnet war, die bis 1920 Gültigkeit hatte, hat sich in New York seit der Jahrhundertwende die Möglichkeit zum Turmbau zur maximalen Flächennutzung entwickeln können. Regulierende Maßnahmen gegen die Verschattung der Nachbargebäude und die eingeschränkte Luftzirkulation führten hier erst 1916 zum sogenannten Zonierungsgesetz, das den Hochhäusern die Gestalt babylonischer Pyramiden verlieh.

FRANK W. WOOLWORTH UND CASS GILBERT

Die geschickte und selbstbewusste Standortwahl am Rande von Lower Manhattan, an einem Verkehrsknotenpunkt mit höchster Dichte, mit Verwaltungsbezirk, Finanzdistrikt und Konsummeile, einem Einzugsbereich von mehr als sechs Millionen Menschen, war Ergebnis der langjährigen Erfahrung, die Woolworth als Gründer der berühmten Kaufhauskette von Fünf- und Zehn-Cent-Stores gesammelt hatte. Das Imperium, das seit seiner Gründung 1879 auf mehr als 300 Ladengeschäfte angewachsen war und seit neuestem auch Niederlassungen in Europa verzeichnen konnte, drängte nach einer entsprechenden Repräsentation des nun auch internationalen wirtschaftlichen Erfolges.

Der neue Firmensitz sollte durch Architektur überzeugen und die urbane Identität der Firma verkörpern. Zugleich sollte das durch das Warenangebot billiger Produkte eher bescheidene Image aufgebessert werden. Die Idee vom Turm als einem theatralischen Werbeträger, als einem weithin sichtbaren Zeichen in der Skyline von New York, schien Woolworth für diese Vorhaben am geeignetsten. Dabei hatte er sich längst genauer mit den fortschrittlichen Elementen der Stadt und seiner Infrastruktur vertraut gemacht.

1890 brachte ihn eine Einkaufsreise erstmals nach Europa. Seitdem war ihm Paris als Raum für die Inspiration durch eine historische Architektur ebenso wichtig wie als Modell für kommerziellen und urbanen Fortschritt. Hier schien sich eine Metropole zur modernsten Hauptstadt des Konsums zu transformieren. Die Modernität neuer Infrastruktur und des Lebensgefühls von Haussmanns Paris mit Kaufhausgründungen wie Le Bon Marché (unter Leitung von Aristide Boucicaut), besonders aber die Monumentalität des Eiffelturms hatten bei Woolworth einen starken, bleibenden Eindruck hinterlassen.

In Cass Gilbert fand Woolworth einen erfahrenen Architekten, der bereits bemerkenswerte Hochhausbauten (etwa das West Street Building am Hudson River in New York 1907) realisiert hatte und der, wie sein Bauherr, seine Inspirationen aus Europa bezog.⁶ Obwohl nicht in Paris ausgebildet, wird Gilbert als *Beaux-Arts*-Architekt beschrieben, für den – wie für viele andere amerikanische Architekten auch – die Auseinandersetzung mit historischer

6 Vgl. Margaret Heilbrunn (Hg.), *Inventing the Skyline. The Architecture of Cass Gilbert*, New York 2000.

europäischer Baukunst maßgeblich war. Fasziniert vom Pittoresken, war für ihn der Charakter einer Stadt durch ihre Silhouette und die individuellen Setzungen durch herausragende Türme, Spitzen und Kuppeln bestimmt.

Eine »Signature-Architektur« besonderer Qualität stand also im Mittelpunkt der Planungsziele, als sich Woolworth und Gilbert im Frühjahr 1910 trafen. Mit seiner exponierten Lage am Broadway, gegenüber dem City Hall Park und diagonal zum Municipal Building, konnte das Woolworth-Gebäude, freigestellt und aus der Distanz sichtbar, in voller Höhe eine imponierende Show-Fassade entwickeln, deren schwindelerregende Höhenerstreckung und einheitliche architektonische Durchbildung eine neue Erfahrung von Stadt ermöglichten.

DER GOTISCHE WOLKENKRATZER

Der erste Entwurf vom April 1910 zeigte schon alle wesentlichen Merkmale des dann realisierten Bauwerks, sah aber noch ein Gebäude vor, das ursprünglich nicht den ganzen Block einnehmen und mit etwa 35 Stockwerken auch bei weitem nicht so hoch werden sollte. Erst im Dezember 1910 fiel die Entscheidung für die endgültige Gebäudehöhe und für die Beanspruchung der ganzen Front entlang des Broadway zwischen Park Place und Barclay Street.⁷ Damit wichen Gilbert und Woolworth entschieden von der Standardformel für profitable Bürogebäude mit 16 bis 20 Etagen ab. Nun begann die Bezeichnung »skyscraper« geläufig zu werden und die Bürohäuser New Yorks erlangten die Vollendung kommerzieller Hochhäuser.

Über mehrere Entwurfsstufen entwickelte sich dann der Baukörper, der ursprünglich einen schmalen Turm an der Stirnseite des Komplexes aufwies, zu seiner heutigen majestätischen Gestalt. Aus der kubischen Basis mit 29 Stockwerken erhebt sich zentral als natürliche Verlängerung der imposante Turm um weitere 28 Geschosse. Ab dem 45. Stock gliedern Rücksprünge den Höhenverlauf, der Turm wird dann zum Oktogon mit Ecktürmchen, das in eine Spitze ausläuft – mit einem mehrgeschossigen pyramidalen Kupferdach samt Laterne als Bekrönung. Nachts ist es beleuchtet. Der 54. Stock bildet eine Aussichtsstelle für Besucher. Die Rückseite der Basis öffnet sich u-förmig zu einem Innenhof, der die Büros mit Licht versorgt.

Die strenge Symmetrie der Fassade findet ihre Entsprechung in der inneren Gliederung des Gebäudes, die Ausdruck seiner klaren Struktur ist. In zuvor nicht gekannter Weise wird das moderne Turmhochhaus nicht als eine Summe von Einzelteilen allein verstanden, die, wie beim Singer Building, zu einem Ganzen addiert wurden, sondern als ein synthetisches Raumvolumen, das als Gesamtstruktur konzipiert ist und aus den funktionalen Bedürfnissen hervorgeht.

7 Vgl. Sarah Bradford Landau
u. Carl W. Condit, *Rise of the
New York Skyscraper
1865–1913*, New Haven/
London 1996, S. 381 ff.

Mit einem völlig neuen Konzept unterschiedlicher Nutzungen sollten öffentliche Bereiche als Ergänzung und Komplettierung der Wohn- und Arbeitswelt einbezogen werden. In der Sockelzone ist der Bau zum Außenraum wie zur Lobby hin mit Schaufenstern und Ladengeschäften geöffnet; im Untergeschoss befindet sich ein Health Club mit Türkischem Bad und Swimmingpool, ein Ratskeller mit 500 Plätzen, in den oberen Etagen ein Downtown Club. Eine City in der City sollte das Gebäude repräsentieren und die Angebote des mondänen Broadway in den unteren Stockwerken fortführen.

Die stilistische Ausprägung für die Außenfassade des Gebäudes stand bereits bei den ersten Entwürfen zum Woolworth Building fest. Für den Ausdruck von Höhe und Dynamik schien der gotische Stil besonders geeignet. Dessen Vokabular aus Pfeilern, Säulen und Fialen hatte Gilbert bereits im West Street Building ausgearbeitet und mit dem modernen Gebäudetyp in Einklang gebracht. Im Spektrum der Hochhausbauten New Yorks und auch Chicagos waren gotische Stilformen bislang allerdings eher ungewöhnlich, orientierte man sich doch vielmehr noch an barocken oder renaissancehaften Stilzitationen, die man frei miteinander kombinierte. Die Betonung der Vertikalen durch wechselnde Muster aus Pfeilern und Säulen war gleichwohl schon im New Yorker Bayard-Condict Building (1897–99) des von Gilbert hoch geschätzten Architekten Louis Sullivan vorgebildet, ebenso die Kombination von Stahlskelett und Terrakotta als Verkleidung.

Es zeugt von Woolworths Weitsicht, dass das Gebäude unmittelbar an den öffentlichen Nahverkehr angebunden wurde. Mit der Elektrifizierung des Bahnsystems 1896 erhielt New York 1904 auch ein U-Bahn-Netz, eines der ersten überhaupt. Vom Untergeschoss des Woolworth Building aus bestanden Zugänge zu den Subway-Linien der beiden wichtigsten Bahngesellschaften. Kein Gebäude in der ganzen Stadt New York, so hieß es damals schon in Reiseführern, sei für die New Yorker Bevölkerung wie für Besucher der Metropole besser gelegen, besser erreichbar. Dass mehr als 6,5 Mio. Menschen in einem Radius von 32 Kilometern um das Gebäude wohnten, war schon 1913 mehr als ein Werbeargument für die Standortwahl. Jedes Jahr sollten es dann 300.000 Menschen mehr werden.

DIE MODERNITÄT DER KATHEDRALE

Die Lobby, die der Besucher durch das zentrale Portal betritt, gehört zu den großen öffentlichen Räumen New Yorks. Die kreuzförmige Anlage erinnert an Sakralbauten. Eine Achse führt über eine Treppe zum Allerheiligsten im Mezzanin-Geschoss, den Räumen der Irving National Bank, deren Direktor Woolworth ebenfalls war. Raumproportionen über zwei Etagen, marmorne

Wandverkleidungen, hohe Tonnengewölbe mit Mosaiken wie in frühchristlichen Kirchen lassen zunächst vergessen, dass man sich in einem Gebäude des 20. Jahrhunderts befindet. Die Innenausstattung täuscht darüber hinweg, dass es in vollem Umfang mit damals neuester Technologie ausgestattet war.

Der Bau hatte die Ingenieure vor besondere Anforderungen gestellt. Das Fundament musste bis zur tragenden Gesteinsschicht 35 Meter tief vorgegraben werden. Mit dem Stahlskelettbau kam ein neuer Konstruktionstyp zum Einsatz, der zwar schon seit Mitte der achtziger Jahre für hohe Gebäude üblich war, aber nie in solchen Höhen ausgeführt worden war. Um eine bessere Stabilität zu erzielen, wurden die beiden unteren Stockwerke aus Stahlbeton gegossen, die übrigen Etagen in Mauerwerk ausgefacht. Das Gebäude widersteht einem Luftwiderstand von 250 Meilen pro Stunde. Man warb mit absoluter Feuersicherheit: kein Holz in Konstruktion und Türen; alles Stahl, Glas und Terrakotta.

Kessel im Untergeschoss versorgten in einem geschlossenen Kreislauf das Gebäude mit Dampf für die Radiatoren bis in die obersten Etagen. Große, elektrisch betriebene Ventilatoren kühlten das Erdgeschoss und die ersten vier Etagen mit einer verlässlichen Methode der Luftreinigung. Dabei waren die Systeme von Heizung und Kühlung im Woolworth-Gebäude nicht einmal besonders innovativ, aber sie erfüllten F. W. Woolworths Ideal eines vollständig versorgten Bürogebäudes, dessen Innenraum sich vom ungesunden Außenraum der Straße absondert.

Die Grundfläche des Turms wurde in den unteren Geschossen fast ausschließlich vom Erschließungssystem der Fahrstühle beansprucht. Das Gebäude verfügte über 28 Fahrstühle des amerikanischen Herstellers Otis. Zwei davon gingen in Minutenschnelle direkt in die 51. Etage. Von dort aus führte ein Shuttelaufzug zur Spitze. Es handelte sich um die modernsten und schnellsten Aufzüge der damaligen Zeit, ausgestattet zudem mit einem speziellen Sicherheitssystem.

Die Entwicklung abgasfreier Bahnsysteme und die Entwicklung der Antriebstechnik der Aufzüge in den Hochhäusern vollzogen sich in New York ab 1890 parallel. Ohne Aufzüge keine moderne Metropole. Um 1904 hatte sich der Übergang vollzogen von den hydraulischen Fahrstühlen zu den mit Elektroenergie betriebenen Aufzügen, die eine derartige vertikale Erstreckung eines Baus erst ermöglichten.

8 Vgl. etwa Gail Fenske, *The Skyscraper and the City. The Woolworth Building and the Making of Modern New York*, Chicago/London 2008.

DAS WOOLWORTH BUILDING UND DIE STADTVISION DER MODERNE

Das Woolworth Building hat indirekt auch die europäische Moderne der 1920er Jahre geprägt.⁸ Die gläsernen Hochhäuser in Le Corbusiers Stadtvision

von 1922 lassen nichts in der Gestalt, wohl aber in ihrer Dimension von dem heimlichen Referenzbau errahnen.⁹ Le Corbusier hat das Woolworth-Gebäude für seine theoretische Stadt im geometrisch gegliederten Zentrum gleich vielfacht, multipliziert – Türme ohne Spitze, 220 Meter hoch.

Zum ersten Mal kam der französische Visionär 1935 nach Manhattan, im gleichen Jahr, in dem er seine bisherigen Planungen im Buch »La Ville Radieuse« zusammenfasste; über diese Reise, die er vollmundig »Reise ins Land der Zögerlichen« nannte, veröffentlichte er 1937 ein eigenes Buch. Bis auf die vielfach zitierten Bemerkungen wie »New Yorks Wolkenkratzer sind zu klein« findet sich in dem Buch jedoch keine Beschreibung der großen Bauten des Jahres 1913, deren Szenerien in den Radierungen von Joseph Pennell überliefert sind. Nichts über das konkrete New York der elektrifizierten Bahnhöfe, der großen Bahnhofshallen, der Subway, der Hochhäuser.¹⁰ Kein Wort zum Woolworth Building, von dem doch die Skyline der Stadt ausgegangen war.

Der große Seher war blind und sein Bericht tendenziös. So, als wäre er gar nicht in New York gewesen. Er sprach über die Automobile Henry Fords, doch mit keinem Wort über die Aufzüge und die Elektrifizierung der Stadt. Er leugnete, was zum unverwechselbaren Bild der Stadt geworden war, was Photographen in immer neuen Blickwinkeln festhielten – die Skyline und ihre Faszination. Der große Urbanist vermittelte ein falsches Bild, gar ein bewusst verfälschtes Bild, in dem eine ganze Generation die Wirklichkeit sah. Er leugnete die Qualität des pittoresken New York und der bewegten Silhouette der Stadt. Noch 1965, in seinem letzten Lebensjahr, wiederholte er, den man für den wichtigsten Dolmetscher des modernen Amerika hielt, seine entstellende Bewertung: »New York! Die Stadt ist entsetzlich, sie strotzt zum Himmel, struppig, rücksichtslos, jeder für sich.« Vielleicht wäre die europäische Stadt, so wie sie sich nach dem Weltkrieg entwickelte, weniger langweilig geworden ohne dieses verheerende Fehlurteil.

9 Vgl. Thilo Hilpert, Die Funktionelle Stadt. Le Corbusiers Stadtvision. Bedingungen, Motive, Hintergründe, Braunschweig 1984.

10 Vgl. Gabriele Kiesewetter, Tempel des Reisens und Treffpunkte Amerikas, in: Markwart Herzog u. Mario Leis (Hg.), Der Bahnhof. Basilika der Mobilität – Erlebniswelt der Moderne, Stuttgart 2010, S. 153–172.



Dr. Gabriele Kiesewetter, geb. 1960, ist Kunsthistorikerin und Dozentin an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz sowie Honorarprofessorin an der Southwest Jiaotong Universität Chengdu.



»A TRIBUTE TO THE GLORY OF COMMERCE«

NEW YORK'S GRAND CENTRAL TERMINAL

≡ Sam Roberts

All over America, 1913 was a seminal year. Henry Ford introduced the assembly line, triggering a second industrial revolution that produced a new automobile every 2 hours, 40 minutes. The federal income tax was ratified, revolutionizing the accumulation of wealth in the United States. In New York, Cass Gilbert's 792-foot-high Woolworth Building, the world's tallest at the time, opened to public acclaim. The Armory show introduced modern art to America. Work was begun on the Lincoln Highway, the first paved roadway to span the North American continent from Times Square to Lincoln Park in San Francisco. The Palace Theater debuted on Broadway and Ebbets Field,

home of the beloved Dodgers, opened in Brooklyn. In America's largest city, though, no event would prove more transformative – to New York and to the nation – than the opening of Grand Central Terminal on February 2.

When the original incarnation of the depot, modeled on London's St. Pancras, opened at the same location in 1871, The New York Times carped that it was neither grand nor central – what transportation planner in his right mind would build a railroad station all the way uptown on 42nd Street? The original version was remote from bustling Lower Manhattan and inefficient from the start. But in 1913, the new Grand Central, the majestic terminal that borrowed from the Paris Opera and the Baths of Caracalla, was graced by a monumental sculptural grouping designed by Jules Felix Coutan, who also crafted the *France of the Renaissance* sculpture for the extravagant Alexander III Bridge in Paris. And the Grand terminal made itself central. In a matter of decades, the terminal shifted the city's center of gravity to its very doorstep and redefined Midtown Manhattan.

WHERE CARY GRANT ONCE CALLED HIS MOTHER

The new Grand Central Terminal was built, in a way, by accident. In January 1902, on a foggy, snowy morning, a train from New Rochelle exiting the tunnel under Park Avenue struck a Danbury commuter train that was waiting to proceed to a platform. Fifteen passengers were killed instantly. Most were crushed to death by the telescoping engine or scalded in a horrific mass of twisted wreckage, mangled limbs, and sputtering steam that remains Manhattan's worst railroad accident. Railroad officials feared criminal prosecution for negligently ignoring unsafe conditions. The old Grand Central Station, which was outmoded the day it had opened a generation earlier, would have to be razed. The rails were to be electrified. The pastures and shanties that still dotted mid-Manhattan would be replaced by a colossal terminal, a majestic gateway to the nation's greatest city, the catalyst for a new midtown flanking a luxuriant boulevard, and a prototype for innovative transportation and urban planning imperatives across the country.

Grand Central's role in the peopling of America would be reason enough to celebrate its centennial. But the terminal is rich with historical lore. It has been the site of ransom demands and mail train robberies, of triumphal homecomings and hope-filled send-offs, the target of Nazi saboteurs and terrorist bombs. Its passengers have included presidents, living and dead, and foreign potentates. People have been born and have married and died there. Funeral corteges have carried statesmen and popular heroes home from and to there. Kids left for summer camp and soldiers went to war. Four elephants,

weighing 22 tons combined, wended their way through the waiting room in 1921 to board a sleeping car to Boston, where they were due for a matinee performance the next day. The terminal has threaded itself into popular culture too. *Mad Men*'s Roger Sterling gorged himself on oysters and martinis there. Cary Grant called his mother from a phone booth before fleeing town on the 20th Century Limited in *North by Northwest*. Wild animals romped in the Main Concourse in *Madagascar*. Philippe Petit performed a tightrope walk just beneath the terminal's celestial ceiling.

Grand Central is where *air rights* – monetizing the ability to build over a property – were first exercised on a grand scale. Grand Central, in a case that went all the way to the United States Supreme Court, became the poster building for historic landmarks preservation. Standard Time – the consolidation of 100 or so unwieldy time zones into just four – began at Grand Central in 1883. Even the civil rights movement – through A. Philip Randolph's Brotherhood of Sleeping Car Porters – was nurtured there. And technology advanced there to a level that, when the terminal was planned in 1902, could only be described as visionary.

WILGUS THE REVOLUTIONARY

Practical applications for electricity were relatively untested then, but William Wilgus, the New York Central's chief engineer, was gung ho. The technological advantages of electricity were clear-cut. It required less maintenance. Unlike steam locomotives, electric trains did not need the fuel or machinery necessary to generate power on board. Electricity enabled trains to accelerate more quickly, a decided benefit for the growing short-haul commuter service. Another advantage, an obvious one, in retrospect, provided the rationale that made Wilgus's suggestion so revolutionary and, in the end, so inevitable. Electric motors produced fewer noxious fumes and no obfuscating smoke or steam. That would help quell the public outcry and quiet the critics who regarded the trains as a needlessly dangerous and inconvenient necessary evil. No open air train shed over the platforms would be needed any more. Suddenly, subterranean tracks became feasible. Absent the smothering smoke, the depot could be expanded on the same footprint by delivering trains to platforms on *two* levels. The sunken rail yard that divided Manhattan like a Chinese Wall could be decked over and transformed into a grand boulevard flanked by valuable real estate in the heart of Manhattan.

Years later, Wilgus would recall, though, that his goals got mixed reviews from the railroad's president. »At first, he properly questioned the practicability of the scheme,« the engineer wrote. »He felt that the office space would

be a place only »for birds to roost«; that a proposed hotel nearby would be as unpopular as railroad hotels in Europe; that hansom cab-men could not be driven to use Madison Avenue because of their addiction to the sights of Fifth Avenue; and that underground horse cab-stands would be repulsive because of odors. My counter-arguments were that the rapidly increasing demand for office space in the vicinity would surely bring us tenants; that the use of electricity would obviate the features that made the European railroad hotels unpopular; that growing congestion would cause the cab-man to gladly avail himself of the new thoroughfares; and that the coming of the motor-car, then in its infancy, instead of the horse-drawn vehicle would obviate objectionable odors. It was also necessary to urge counter-arguments against the allegations of those who were not friendly to ramps in place of stairways and who opposed what they termed the »grocery store« idea of lending the station to revenue producing purposes.«

If Wilgus did not invent the notion of air rights and rivet the principle into real estate law, he surely applied it on a larger scale than anyone had ever imagined. »Thus from the air would be taken wealth with which to finance obligatory vast changes otherwise nonproductive,« he said. And by capitalizing on those rights, rights to build towering hotels and office buildings and private clubs that just happened to have trains coursing through their sub-basements, the railroad would reap enough revenue to recoup the costs of electrification. The terminal, he explained later, »could be transformed from a non-productive agency of transportation to a self-contained producer of revenue – a gold mine so to speak.«

THE WORLD'S BIGGEST TERMINAL

Given the train yards' location, flanked by Fifth Avenue mansions on the west and tenements and goat pastures on the east, it would take a stubborn visionary to recognize that this blighted swath of Midtown could be converted into an iconic 140-foot-wide canyon bordered by brick, steel, and glass skyscrapers. The railroad would build an elevated roadway that would gird the terminal and no longer render it a roadblock in the middle of Park Avenue; reserve the upper level of the terminal for long-distance trains and the lower for the growing number of commuters; build loops on both levels, which would allow trains to turn around instead of wasting time backing out; and install ramps that would obviate the struggle up and down stairs for passengers with baggage.

The terminal would be the world's biggest. The flow of passengers would flow from 32 Upper Level and 17 Lower Level platforms (66 and 57 tracks, respectively) into a Main Concourse that was 84 meters long, 37 meters wide,

and 38 meters high (spreading nearly 3530 squaremeters). The concourse would be flanked by 27 meter high transparent walls punctuated by glass walkways, a compatible marriage of form and function that allowed in light and air and connected the terminal's corner offices. The concave ceiling delivered a view of the heavens (backwards as it turned out) from Aquarius to Cancer – 2,500 stars, 59 of them illuminated and intersected by two broad golden bands representing the ecliptic and the equator. (Painters debated how to squeeze the heavens onto a cylindrical ceiling because the artist Paul Helleu's version seemed more fitting for a dome.)

Wilgus's overarching remedy to the »Park Avenue problem,« he unabashedly proclaimed, »marked the opening of a remarkable opportunity for the accomplishment of a public good with considerations of private gain in behalf of the corporation involved.« These innovations not only benefited »humanity in general,« as Commodore Cornelius Vanderbilt, the railroad's owner, would have put it, but also fulfilled what he viewed as the Central's primary mission: that »we first see that we are benefiting ourselves.«

»History,« James Marston Fitch and Diana S. Waite, architectural historians, wrote, »was to prove this an epochal scheme.«

A STORY ABOUT THE PEOPLE

»While Grand Central was intricately interwoven into the city around it, Penn Station stood apart,« the urban historian James Sanders has written. Penn Station spawned a hotel or two – the Pennsylvania, then the world's largest, across Seventh Avenue, and the New Yorker on Eighth Avenue and West 34th Street. But it never generated the critical mass and magnetism that would lure corporate headquarters from downtown to Park Avenue and beyond. Grand Central made Midtown.

»A combination of factors pushed the Grand Central area ahead: for one thing, it had a head start, since there had been a train station on the site since 1871, and both the first two Grand Centrals attracted high-end hotels,« said Tony Hiss, the author of »In Motion: The Experience of Travel«. »For another, Wilgus's sinking and covering of the rail yard around Grand Central and his invention of air rights for this property led to a building boom in the Roaring '20s that far outstripped any development around Penn Station.«

But by the 1940s, airplanes and automobiles were driving long-distance trail travel in the United States out of business. The Central and the Pennsylvania merged, then filed for what was then the biggest bankruptcy in American history. The combined company saw revenue-producing real estate ventures – ventures that, unlike the ones envisioned by William Wilgus – threatened the

terminal's integrity as the only way to survive financially. In a supreme irony, the skyscraper built by the railroad just north of the terminal would bear the logo of an airline (Pan Am) and the Central's old headquarters building would be conveniently named the New York General Building (only two letters had to be altered) for a company that made rubber tires for automobiles and trucks.

But Grand Central was saved, thanks to the intervention of the city's landmarks law (Pennsylvania Station was demolished, but didn't die in vain), the efforts of preservationists like Jacqueline Kennedy Onassis and the vision of Metro-North Railroad, a state agency, which acquired the bankrupt Penn Central's commuter service in metropolitan New York and spent easily \$100 million to renovate the terminal building and its facilities (which cost about \$100 million in today's dollars to build originally) and transform Grand Central into an inviting destination. It served a record 82 million passengers in 2011 (making Metro-North the nation's largest commuter railroad). On any given day, 750,000 people flow through Grand Central. About 10,000 come there just to eat.

No character like Brian Selznick's Hugo ever lived at the terminal, as far as we know. But Grand Central is a story about people, the people who built it, the people who are employed there and make the place work, and the people who arrive and depart there every day or come for an occasional visit. If the terminal reaches its target 100 million passengers soon, that number, combined with the estimated 21 million out-of-town tourists (*Travel + Leisure* magazine ranked it sixth not long ago in the list of world's most visited attractions, right after Niagara Falls, and ahead of the Statue of Liberty and the Metropolitan Museum of Art) and the more than 40 million who traverse the Grand Central subway station, would mean that in any given year, the equivalent of half the entire population of the United States passes through.

Contemplating a plaster model of the sculpture in his office, one of Grand Central's architects, Whitney Warren, wrote that while the ancients entered cities through triumphal gates that punctuated mighty fortifications, in New York and other cities the gateway is more likely to be »a tunnel which discharges the human flow in the very center of the town. Such is the Grand Central Terminal and the motive of its façade is an attempt to offer a tribute to the glory of commerce as exemplified by that institution.«



Sam Roberts ist Urban-Affairs-Korrespondent der *New York Times* und Autor von »Grand Central: How a Train Station Transformed America«.

ALS POLITIKER VERSAGT

FRANZ JOSEPH I., NIKOLAUS II., WILHELM II. UND DER AUSBRUCH DES ERSTEN WELTKRIEGS

≡ Robert Lorenz

Nach dem Großen Krieg (1914–18) stand in vieler Leute Augen der abgedankte deutsche Kaiser Wilhelm II. als Alleinschuldiger da, als besinnungsloser Machthaber mit imperialistischem Größenwahn, der unter Zuhilfenahme seiner hochgerüsteten Streitkräfte und beflügelt von nationalistischen Fantasien die übrigen Großmächte in einem vermeintlich günstigen Augenblick hatte ausschalten wollen. Diese extreme Meinung provozierte eine ebenso extreme Gegenmeinung, die dieses Urteil als niederträchtige Propaganda der alliierten Siegermächte geißelte. Anschließend, und im Grunde bis heute, setzten mannigfaltige Differenzierungsversuche ein, die Wilhelm II. eine mal mehr, mal weniger große Verantwortung für den Kriegsausbruch zuschrieben. Sporadisch tauchten neue Quellen auf, die eine Revision früherer Urteile zuließen, manchmal sogar verlangten. Doch zu einer einhelligen Meinung kam es nie. Inzwischen würden sich vermutlich die meisten Experten auf folgende Version einlassen: Wilhelm II. mochte zwar ein prahlerisches und selbstverliebtes Staatsoberhaupt gewesen sein, doch einen europaweiten Krieg unter den fünf Großmächten Deutschland, Großbritannien, Frankreich, Österreich-Ungarn und Russland erstrebte er wohl nicht.

Sicher, während der Juli-Krise 1914 reagierte er auf eingetroffene Meldungen jeweils unbeherrscht und meist mit martialischen Äußerungen und euphorischen Ankündigungen – die, akribisch dokumentiert, der Nachwelt das Bild eines ungestümen Eroberers nahelegen.¹ Mit den Serben müsse »aufgeräumt werden, und zwar bald«², hier und da gelte die Devise: »Also Nacken steif und Hand ans Schwert!«³ Mit solchen kaiserlichen Drohgebärden ließen sich wahrscheinlich ganze Bücher füllen. Doch verzerren sie letztlich das Bild Wilhelms II.: Einen Krieg gegen Russland und Frankreich mochte er sich an der Seite Österreich-Ungarns vielleicht noch vorgestellt haben; aber in dem Moment, in dem England in einen militärischen Konflikt verstrickt sein würde, schreckte der Kaiser zurück, suchte eine solche Konstellation tunlichst zu vermeiden. Er wollte als Friedenskaiser in die Annalen eingehen. Anders hingegen seine Heerführer: Der Generalstabschef Helmuth v. Moltke (d.J.), wie im Übrigen auch sein österreichisches Pendant Conrad v.

1 Vgl. Christopher Clark, Wilhelm II. Die Herrschaft des letzten deutschen Kaisers, München 2008, S. 259 f.

2 Wilhelm II. zit. nach Max Graf Montgelas u. Walter Schücking (Hg.), Die deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch, Charlottenburg 1919, S. 11.

3 Wilhelm II. zit. nach Clark, S. 260.

Hötzendorf, wollten Krieg, solange sie sich in der Position militärischer Überlegenheit wähnten. Auch bei dem einen oder anderen deutschen Diplomaten kann man sich nicht sicher sein, wie weit hier die Abneigung gegen einen europaweiten Krieg ging. Ebenso ist den Österreichern unterstellt worden, den nahenden Abstieg zu einer zweitrangigen Macht durch einen großen Krieg abwenden zu wollen.⁴

Dabei bleibt jedoch oftmals unberücksichtigt, dass es damals gar keine einheitlichen, machtvollkommenen, intern einstimmigen Entscheidungszentren in den jeweiligen Staaten gab, dass nicht etwa Wilhelm II. einfach einen Krieg anordnete oder in Wien sämtliche Entscheidungsträger einmütig einen Angriff auf Serbien anstrebten. Im Gegenteil, in den Hauptstädten der drei kontinentalen Monarchien gab es keinen Konsens, standen sich stattdessen unterschiedliche Meinungen in unterschiedlichen Bereichen gegenüber – Diplomatie, Regierung, Militär, die ihrerseits wiederum keine homogene Auffassung vertraten. »Die« deutsche Führung gab es also ebenso wenig wie »die« russische. Vielmehr herrschte ein Sammelsurium von Meinungen, Einschätzungen und Interessen bzw. Motiven. Aber gerade weil es seinerzeit eine solch komplexe Gemengelage gab, lässt sich nicht von einem unvermeidlichen Weg in den Krieg sprechen. Das Erstaunliche ist eher, dass die politischen Spielräume kläglich ausgenutzt wurden und so der Anschein eines deterministischen Prozesses, eines vorgezeichneten Weges in den Krieg, aufkam. Warum kam es dann aber trotzdem zum apokalyptischen Weltenbrand?

Indes: Keiner der drei Kaiser war ein wahnwitziger Kriegstreiber oder politischer Kretin. Ebenso war aber keiner von ihnen in der Lage, dem Treiben einer selbstbewussten und ehrgeizigen Militärmaschinerie im entscheidenden Moment Einhalt zu gebieten oder den annexionistischen Gelüsten und imperialistischen Träumereien unterschiedlicher Gruppen beizukommen. Auf die heutige Zeit übertragen waren es TINA⁵-Politiker, welche die »Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts« verantworteten – weil sie keine Alternative sahen, weil sie sich unfähig zeigten, vermeintlich festgefahrene Konstellationen durch politisches Situationsgeschick aufzubrechen. Wider die politische Führungskraft fügten sie sich in das scheinbar Unvermeidliche.

IN EUROPA REGIERTE DAS MITTELMASS

Alle drei Monarchen sind uns nicht gerade als sonderlich begabte Politiker überliefert. Franz Joseph I. gilt gemeinhin unter seinen Biografen als fleißiger und selbstdisziplinierter Herrscher, dem jedoch keine hervorstechenden Gaben zugeschrieben werden.⁶ Und er war zeitlebens ein Kind des naiven Militarismus seiner Zeit: Er liebte seine Uniform – die er deshalb auch nur

4 Siehe etwa Maurice Paléologue, Wilhelm II. und Nikolaus II., Bern 1947, S. 104.

5 Frei nach Margaret Thatchers einstiger Politikformel: »There is no alternative«.

6 Siehe bspw. Jean Paul Bled, Franz Joseph. »Der letzte Monarch der alten Schule«, Wien u. a. 1988, S. 564.

in seltenen Ausnahmefällen ablegte –, liebte die Teilnahme an Manövern, liebte es auch, die Truppen abzuschreiten.⁷ Letzteres galt auch für Wilhelm II., der in ordensbehanger Uniform militärischen Manöverspielen beiwohnte und sich mit Offizieren umgab. Doch das Pflichtbewusstsein Franz Josephs war ihm fremd, selbst wohlmeinende Zeitgenossen hätten kaum abgestritten, dass der deutsche Kaiser »faul und vergnügungssüchtig«⁸ war, wie ihn einst Golo Mann charakterisierte. Außerdem war er sprunghaft und oberflächlich, wechselte oft rasant seine Meinung und brachte trotz einer guten Auffassungsgabe selten die Geduld auf, sich in eine vertrackte Problematik einzuarbeiten; stattdessen ging er schnellstmöglich zum nächsten Thema über und interessierte sich viel stärker für Zeremonien und Bankette, für Glanz und Gloria. Hiervon unterschied sich der Zar. Nikolaus II. war ein beflissener Arbeiter im Dienste des Staates, der einen Großteil seiner Zeit dem Aktenstudium widmete und nicht ruhte, ehe sämtliche Erlasse am Abend eines Tages unterzeichnet waren.⁹ Aber selbst seinen Bewunderern zufolge schien er von gewöhnlichem Intellekt zu sein, »offen, vernünftig, fleißig, aber ohne Weitblick, ohne Originalität und schwerfällig«.¹⁰ Außerdem war er strenggläubig, beseelt von einem Missionsglauben, als Abgesandter Gottes sein Volk zu führen. Offenbar gebot bereits seine Religion die Auffassung, ungeachtet seiner herausgehobenen Position nicht entscheidend in die Zeitläufte eingreifen zu können.

Die drei Kaiserreiche litten unter dem notorischen, von der Antike bis zur Gegenwart immer wiederkehrenden Nachteil dynastischer Herrschaftsfolge: die automatische, von persönlichen Qualifikationen weitgehend entkoppelte Berufung in die Position des Staatsoberhauptes. Weder Wilhelm II. noch Franz Joseph I. und Nikolaus II. mussten sich jemals als versierte Politiker oder geniale Machtspieler erweisen, um in ihre Positionen zu gelangen und sich darin anschließend zu behaupten. Sie erbten ihre Machtstellung. Bei ererbter Autorität weiß allerdings zunächst niemand zu sagen, ob die betreffende Person über die Fähigkeiten, Talente und Kenntnisse verfügt, die sie zur Amtsausübung und Machtanwendung benötigt. Denn, wie gesagt, sie hatte sie ja niemals zuvor gebraucht, um dorthin zu gelangen. Demgegenüber dient in demokratischen Systemen die Selektionsfunktion von Wahlämtern der Rekrutierung einer qualifizierten, leistungsfähigen Elite, bei der zumindest eine größere Wahrscheinlichkeit besteht, dass durch die Auswahlprozesse fähige, gewissermaßen »sachverständige« Kandidaten an die Spitze gelangen – Personen, die in politischer Führung geübt und beschlagen sind. Aristokratische Rekrutierungsmechanismen können dies weitaus weniger gewährleisten.

7 Vgl. Christian Dickinger, Franz Joseph I. Die Entmythisierung, Wien 2002, S. 90–95.

8 Golo Mann, Deutsche Geschichte des 19. und 21. Jahrhunderts, Frankfurt am Main 2009 [1958], S. 495.

9 Vgl. Paléologue, S. 40 f.

10 Ebd., S. 25.

Und das ist kein unerhebliches Manko. Denn Macht bedeutet die Möglichkeit, Interessen durchzusetzen. Umgekehrt: Wer Ziele erreichen will, benötigt Macht. Alle drei Monarchen mochten zwar keine Pazifisten sein; aber einen Krieg in einem solchen Ausmaß, wie der Große Krieg es dann annahm, hatte keiner von ihnen gewollt. Und doch waren sie nicht in der Lage, ihre Vorstellungen umzusetzen, die Situation zu beherrschen, eben Herr(en) der Lage zu sein, wie es für starke Politiker kennzeichnend wäre. Da sie keine Wahlämter bekleideten, sondern eine voraussichtlich lebenslange Garantie auf ihre Position besaßen, hatten sie nie Bewährungsproben auf dem Weg in ihre Führungsposition bestehen müssen und waren auch kaum genötigt gewesen, anschließend ihren Status zu verteidigen. Knifflige Situationen zu meistern, übernahmen Andere für sie. So hatte zum Beispiel der junge Franz Joseph in den Fürsten Windischgrätz und Schwarzenberg starke Paladine, die nach 1848 das revolutionäre Österreich zurück unter die Krone zwangen und Franz Josephs Thronbesteigung arrangierten.¹¹ So verdankte der neue Kaiser die Konsolidierung seiner Herrschaft nicht etwa seiner eigenen Raffinesse, sondern den geschickten Leistungen von gewandten Politikern und Militärs.

Doch sich im politischen Wettbewerb um Macht und Befugnisse zu behaupten, trägt beträchtlich zur politischen Führungsqualität einer Person bei, schärft die politischen Sinne und trainiert politische Fertigkeiten. Auch wird – wenigstens theoretisch – sichergestellt, dass sich vornehmlich Personen in derlei Machtpositionen wiederfinden, die in der Lage sind, Krisen souverän durchzustehen, Gelegenheiten zu ihren Gunsten zu ergreifen und das Schicksal im geeigneten Augenblick nach ihrem Gusto zu wenden. Wie gesagt, all dies war bei den Trägern des Erbkaisertums nie notwendig gewesen und tatsächlich führte es bei Franz Joseph, Wilhelm und Nikolaus zu einer schwachen Ausprägung urpolitischer Qualifikationen. Deshalb kamen sie 1913/14 nicht gegen den Widerstand und die Interessen anderer Akteure an; etwa die hochrangigen Generäle, die sich auf vorgebliche Sachzwänge beriefen und damit Erfolg hatten, jedweden Spielraum für politische Führung zu beschneiden, ihrerseits also außergewöhnliche Macht ausübten. Politische Machtvirtuosen wie Metternich oder Bismarck, auch Adenauer oder Kohl hätten indessen versucht, günstigere Konstellationen herzustellen, sich in die Situation hinein zu fühlen, Funktionsträger in ihrem Sinne zu instrumentalisieren, kurz: sich all das nicht bieten zu lassen. Zumindest hätten sie den Verlauf der Dinge vermutlich nicht in einem Ausmaß als unabänderlichen Prozess akzeptiert und ähnlich leicht aus der Hand gegeben, wie es Wilhelm, Nikolaus und Franz Joseph taten.

11 Vgl. Bled, S. 77–89.

DIE PREDIGER DES UNVERMEIDLICHEN

Viele Militärs, insbesondere aber die Chef-Strategen in Berlin und Wien, hielten schon seit Längerem einen europäischen Krieg für unvermeidlich. Der Generalstabschef der österreichisch-ungarischen Armee, Franz Conrad v. Hötzendorf, war einer davon. Conrad v. Hötzendorf – ein Mann, der seit seinem elften Lebensjahr dem Militär angehörte und bereits Teile seiner Kindheit sowie seine gesamte Jugend in Kadettenanstalten und Kasernen zubrachte¹² – riet in allen erdenklichen Situationen zu Maßnahmen, die friedliebenden Diplomaten die Haare zu Berge stehen ließen. Wo andere Verhandlungen und Vorsicht empfahlen, drängte der Generalstabschef zu Vorbereitungen auf einen Krieg – die ihrerseits mitunter die Kriegsgefahr überhaupt erst heraufbeschworen und real werden ließen.¹³ Seine Auffassungen standen durchaus exemplarisch für das militärische Denken jener Zeit. Es war der Imperativ zu handeln, »insolange der Ring um Österreich-Ungarn noch nicht geschlossen, die Mehrzahl unserer Feinde nicht völlig vorbereitet war, so dass es durch rechtzeitiges Handeln vermieden werden konnte in eine Lage zu geraten, die keinen anderen Ausweg ließ, als unter bereits äußerst schwierigen Verhältnissen vom Waffenglück die Rettung zu erwarten«.¹⁴ Im Kern ging es stets darum, die Vorteile auszunutzen, solange man sie noch hatte. Dass die anderen Staaten später ihre Vorteile zugunsten der Friedensoption vielleicht nicht voll ausspielen würden, wurde dabei kaum in Betracht gezogen. Wie in der Spieltheorie unterstellten die Militärs dem jeweiligen Kontrahenten den größtmöglichen Eigennutz als ausschlaggebendes Motiv. Und danach richteten sie ihre Strategie aus, der zufolge ein Präventivschlag die rationalste Wahl war, folglich sämtlichen Friedensbeteuerungen zu misstrauen war. Neben dem Österreicher Conrad v. Hötzendorf favorisierte auch der deutsche Generalstabschef Helmuth v. Moltke (d.J.) schon Jahre vor dem tatsächlichen Kriegsausbruch einen Erstschatz gegen Frankreich und Russland.¹⁵

Im Juli und August 1914 fanden sich daher allerorten einflussreiche, z. T. mächtige Akteure, die einen gewaltsamen Konflikt als unausweichlich erachteten und deshalb zur schnellen Initiative rieten. Dabei fällt insbesondere deren alternativloses Denken auf, das dem Wesen des Politischen – Tempo und Richtung von Prozessen zu beeinflussen – völlig widersprach. Erstens hielten sie eine dauerhafte Bewahrung des Friedens für ausgeschlossen. Und zweitens hatten sie feste Annahmen über Voraussetzungen und Verlauf des anstehenden Konflikts. Dies betraf vor allem die Geschwindigkeit der militärischen Mobilisierung, das heißt die Zeitspanne von der Einberufung Wehrpflichtiger bis zu deren Einsatzfähigkeit an der Front. Nahezu auf allen

¹² Vgl. dazu Lawrence Sondhaus, Franz Conrad von Hötzendorf. Architekt der Apokalypse, Wien/Graz 2003, S. 13–43.

¹³ Vgl. Bled, S. 508 f.; Sondhaus, S. 90–104.

¹⁴ Conrad v. Hötzendorf, Private Aufzeichnungen. Erste Veröffentlichungen aus den Papieren des k.u.k. Generalstabs-Chefs. Bearbeitet und herausgegeben von Kurt Peball, Wien/München 1977, S. 126.

¹⁵ Vgl. Clark, S. 256 f.

Seiten wurde davon ausgegangen, dass die deutschen Truppen am schnellsten kampfbereit sein würden. Deshalb wollte auch niemand den rechten Zeitpunkt zur eigenen Mobilmachung verpassen: Die Russen und Franzosen nicht, um gegenüber den Deutschen nicht noch weiter ins Hintertreffen zu geraten und überrumpelt zu werden; die Deutschen wiederum, um ihren Geschwindigkeitsvorteil möglichst vollends auszuspielen und feindlichen Truppenbewegungen zuvorzukommen. Dies bedeutete, dass die Militärs den Friedensappellen der potenziellen Feinde misstrauten, sich vor allzu langem Zögern fürchteten und im Treiben der Diplomaten und Staatsmänner lediglich unnötige, mithin fahrlässige Verzögerungen sahen.

Insbesondere auf deutscher Seite herrschte allerdings obendrein ein Planungsdenken, das jedwede Friedenspolitik hintertrieb und die politischen Planungsphantasien der 1960er und 70er Jahre in den Schatten stellte. dessen Urheber war Alfred v. Schlieffen, Generalstabschef von 1891 bis 1906. Im Unterschied zu seinen Vorgängern, darunter der alte Moltke, glaubte Schlieffen, dass ein Feldzug noch vor dem ersten Aufeinandertreffen der Kombattanten vollständig planbar war – daraus entstand der berühmte »Schlieffen-Plan« von 1905 (eine veränderte Fassung datiert von 1912).¹⁶ Schlieffen besann sich dabei auf die monumentalen Schlachten der Antike und griff den Sieg Hannibals über die Römer bei Cannae im Jahr 216 v. Chr. auf, woraufhin er das Ziel eines Feldzugs in der totalen Vernichtungsschlacht sah, herbeigeführt durch einen Vorstoß in Flanke und Rücken des Feindes.¹⁷ Dieses Prinzip übertrug der General auf das Europa der Jahrhundertwende seiner Zeit und entwarf einen Operationsplan für einen Zweifrontenkrieg mit Frankreich und Russland, wonach zuerst der westliche, dann der östliche Nachbar besiegt werden sollte. Bei Schlieffen gerieten »einzelne Schlachten zu untergeordneten Vorgängen innerhalb eines totalen Feldzuges, bei dem nur das Ganze zählte«.¹⁸ Das Werk enthielt sogar einen exakten Zeitplan.

Schlieffens Vorgaben nahmen in den darauffolgenden Jahren den Charakter eines Dogmas an, der General selbst den eines Gurus. Aus Sicht der deutschen Militärs war stets eine Situation herzustellen, in der das Gros der Armee zunächst gegen Frankreich, dann gegen Russland eingesetzt werden konnte. Dies wiederum gründete auf der Vermutung, dass die Zarenarmee lange genug zur Kampfbereitschaft benötige, um sie an der Ostgrenze des Deutschen Reiches gefahrlos mit wenigen Einheiten in Schach halten zu können, bis Frankreich besiegt und die Truppen aus dem Westen herangeführt werden könnten. Dieses Konzept hielten etliche deutsche Offiziere innerhalb der militärischen Führungsriege für »das Geheimnis des Sieges«¹⁹. Auch der Generalstabschef des Jahres 1914, Moltke, gehörte zu Schlieffens Anhängern,

¹⁶ Vgl. Jehuda L. Wallach, *Das Dogma der Vernichtungsschlacht. Die Lehren von Clausewitz und Schlieffen und ihre Wirkungen in zwei Weltkriegen*, Frankfurt am Main 1967, S. 86f.

¹⁷ Vgl. ebd., S. 65–68.

¹⁸ Ebd., S. 90.

¹⁹ Wilhelm Groener zit. nach ebd., S. 97.

die sich im Besitz eines todsicheren Erfolgsrezepts wähnten – solange man es nur genau befolgte.

Doch waren damit zwei Probleme verbunden: Zum einen lief die originalgetreue Umsetzung zwangsläufig auf einen Großkrieg hinaus, da sie den Einmarsch in neutrale Länder wie Belgien verlangte und damit einen Kriegseintritt Großbritanniens heraufbeschwor, wie sie überhaupt einen Krieg gegen Russland *und* Frankreich vorsah. Dadurch passte der Plan jedoch nicht auf die politische Situation im Sommer 1914, in der zunächst ein Konflikt zwischen Österreich-Ungarn und Russland drohte, Frankreich hingegen anfangs außen vor war. Dennoch beharrte Moltke auf dem Schlieffen-Plan und forderte einen Aufmarsch gegen Frankreich – wie gesagt galt ein französischer Angriff unter vielen Militärs als ausgemacht, ein Krieg gegen die Franzosen somit ohnehin unabwendbar und also müsste dieser gemäß des siegverheißenden Schlieffen-Plans geführt werden.²⁰ Zum anderen basierte Schlieffens Konzept auf Annahmen, die sich als alternativlos ausgaben, daher keinerlei politische Gestaltungsmöglichkeiten vorsahen und demnach Politik und Diplomatie dem Militärischen untergeordnet werden mussten.²¹

Die Orthodoxie des Schlieffen-Plans ließ keine anderslautenden Annahmen und Meinungen zu. Wollte man gegen die anderen Mächte bestehen, so *musste* man ausschließlich nach Plan handeln. Wenn auch nicht mit vergleichbarer Pedanterie, so doch aber ebenfalls endgültig, hielten auch manche Berater des Zaren den Krieg für ein unvermeidliches Schicksal und beschworen ihren Herrscher im Juli 1914, schleunigst die Mobilmachung zu befehlen – schließlich gingen auch sie, und gewiss nicht zu Unrecht, von einem egoistischen Verhalten des deutschen Kaiserreichs aus.²² Kurzum: Die Staatsmänner sahen sich mit Expertenmeinungen konfrontiert, denen zufolge nur eine zulässige Handlungsoption existierte.

POLITISCHES FÜHRUNGSVERSAGEN MIT TRAGISCHEN KONSEQUENZEN

In den Schaltzentralen der drei Monarchien beugte sich die Politik am Ende dem Militär – am stärksten in Deutschland.²³ Nachdem bereits seit 1908 auf dem Balkan – oftmals blutige – Konflikte getobt hatten, eskalierte die Lage, als am 28. Juni 1914 in Sarajevo der österreichisch-ungarische Thronfolger Franz Ferdinand ermordet wurde. Ein Krieg Österreichs gegen Serbien stand bevor, die jeweiligen Bündnispartner der beiden Konfliktparteien, Deutschland und Russland, drohten in die Auseinandersetzung hineingerissen zu werden. Als am 28. Juli Österreich Serbien den Krieg erklärte, mussten Nikolaus und Wilhelm entscheiden, ob sie für ihre Länder Kriegsvorbereitungen treffen sollten.

20 Vgl. Gordon A. Craig, Deutsche Geschichte 1866–1945. Vom Norddeutschen Bund bis zum Ende des Dritten Reiches, München 1999, S. 351; Wallach, S. 296 f.

21 Vgl. hierzu Wallach, S. 62 u. S. 70 ff.

22 Vgl. Elisabeth Heresch, Nikolaus II. »Feigheit, Lüge und Verrat«. Leben und Ende des letzten Russischen Zaren, München 1992, S. 186 f.

23 Vgl. Wallach, S. 296 f.

Denn Wilhelm hatte Franz Joseph im Falle eines russischen Angriffs Beistand zugesagt; und Nikolaus stand unter dem Druck, dem slawischen Brudervolk zu helfen. Obendrein drängten ihre Generäle auf einen schnellen Mobilmachungsbefehl, weil sie von der Gegenseite schließlich dasselbe erwarteten. Zar und Kaiser gaben nach und ordneten die Mobilmachung an. Gleichzeitig korrespondierten sie aber noch bis zum Schluss über Telegramme und versicherten einander, die militärischen Maßnahmen nicht zu Angriffszwecken getroffen zu haben. Daraufhin verlangten und versuchten beide, die Mobilmachung zu stoppen, doch hielten ihre Generäle dies für unmöglich.²⁴ Vor allem: Der deutsche Generalstab arbeitete mit dem Schlieffen-Plan – dem Angriff auf Frankreich. Dem im Kern nachgiebigen und friedfertigen Wilhelm II. misslang es, die einmal in Betrieb gesetzte Militärmaschinerie anzuhalten. Als aus London die Botschaft eintraf, demnach sich Großbritannien mitnichten aus dem Konflikt heraushalten, sondern auf der Seite von Frankreich und Russland eingreifen würde, befahl der Kaiser urplötzlich eine tiefe Resignation, die den deutschen Militärs endgültig die Oberhand über Politik und Diplomatie verschaffte. Russland und Frankreich wurde der Krieg erklärt. Wer weiß schon, wie der unbeständige Wilhelm nur wenige Stunden oder Tage später reagiert hätte? In der potenziell entscheidenden Stellung befand sich mit dem deutschen Kaiser in der damaligen Situation somit schlichtweg die falsche Persönlichkeit. Hätte ein anderer Charakter mit besseren politischen Führungsqualitäten womöglich den Krieg zu verhindern vermocht? Wilhelm II. muss man daher nicht unbedingt moralische Schuld geben, sondern politisches Versagen bescheinigen.

Geht man also davon aus, dass die drei Monarchen zwar nicht als Antimilitaristen durchgingen, jedoch einem Krieg in der Form des späteren Weltkriegs gänzlich abgeneigt waren, so scheiterten sie völlig mit ihrem Ansinnen, den Frieden zwischen den fünf europäischen Großmächten zu bewahren.²⁵ Statt als Friedenswahrer ging Wilhelm als Imperialist in die Geschichtsbücher ein, statt ihre bedrohten Reiche zu festigen, leiteten Franz Joseph und Nikolaus deren Untergang ein.

Natürlich: Herrschte damals nicht ganz allgemein in Europa eine brisante Vorkriegsstimmung – »immer nur gerade ein Funke«, wie Stefan Zweig beobachtete, »aber jeder hätte den Explosionsstoff zur Entladung bringen können«?²⁶ Gab es nicht die »Frage nach dem Sinn des Seins«, wie Paul Tillich feststellte, die zur Verzweiflung triebe und »dumpf in den Massen [grollte], die nicht einmal die Möglichkeit hatten, sie zu betäuben durch wachsende Befriedigung immer wachsender Bedürfnisse oder durch Flucht in geistige Güter der Vergangenheit«?²⁷ War ein Krieg nach mehr als vierzig Jahren

24 Vgl. Clark, S. 281 f.

25 Vgl. ebd., S. 282–285; Bled, S. 538.

26 Stefan Zweig, *Die Welt von gestern. Erinnerungen eines Europäers*, Stockholm 1942, S. 238.

27 Paul Tillich, *Die religiöse Deutung der Gegenwart. Schriften zur Zeitkritik. Gesammelte Werke Band X* (Hg. v. Renate Albrecht), Stuttgart 1968, S. 112 f.

Frieden (zwischen den Großmächten) also überfällig? Vielleicht. Doch dasselbe »vielleicht« gilt auch für die Vermeidung eines Kriegs – durch politische Führung, die sich mit viel Chuzpe und Cleverness auch gegen militärische Doktrinen, diplomatische Arrangements und gesellschaftliche Strömungen durchzusetzen vermag. Wären die drei Monarchen bessere politische Spieler gewesen, Meister des politischen Situationismus und Okkasionalismus – fähig, im richtigen Augenblick die passende Gelegenheit zu ergreifen –, dann hätten sie womöglich den uns bekannten Verlauf der Geschichte aufgehalten. Letztlich war keiner von ihnen in der Lage, den laufenden Prozessen entgegen zu streben, Entwicklungen umzukehren und eine andere Situation herbeizuführen. So aber waren sie nichts weiter als mittelmäßige Politiker, die sich politischen Planungsillusionen hingaben, sich vor allem aber der Doktrin des »There is no alternative« unterwarfen – einem Denken, dem wir einstweilen in der heutigen Politik wiederbegegnen.



Dr. Robert Lorenz, geb. 1983, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Göttinger Institut für Demokratieforschung. Seine Forschungsschwerpunkte sind Karrieren und Führung in der Politik. Kürzlich erschien von ihm und Matthias Micus das Buch »Von Beruf: Politiker. Bestandsaufnahme eines ungeliebten Stands« im Herder-Verlag.

NEUE MUSIK SUCHT EIN NEUES PUBLIKUM

DAS WIENER SKANDALKONZERT VOM MÄRZ 1913

≡ Martin Eybl

Am 1. April 1913 berichtete Robert Konta im renommierten Wiener *Fremden-Blatt* von einem »Tumult im großen Musikvereinssaale«: »Das gestrige Konzert des *akademischen Verbandes für Literatur und Musik* artete zu beispiello- sen Skandalszenen aus. Bei einer turbulenten Vorstadt-Wählerversammlung kann es nicht schlimmer zugehen, können die Gegensätze der feindlichen Parteien nicht brutaleren Ausdruck finden als im gestrigen Konzerte, wel- ches von Arnold Schönberg dirigiert wurde.« »Beifallspender und Zischer« lieferten sich einen minutenlangen Kampf. Man hörte Lachsalven, wüste Schreiereien, Toben und Johlen, die schrillen Töne von Hausschlüsseln und Pfeifchen. Es kam zu Raufereien, man ohrfeigte sich; ein Polizeikommissar mahnte erfolglos zur Ruhe. Schließlich wurde das Konzert vor dem letzten Programmpunkt abgebrochen.¹

Das Ereignis reihte sich in eine Serie von Skandalen in Politik und Kunst ein, die vor dem Ersten Weltkrieg in Wien heftig debattiert wurden. 1889 beging der Thronfolger in Mayerling Selbstmord. Nach der erstmaligen Ausstellung von Gustav Klimts Bild »Philosophie« aus einer Serie von vier Fakultätsbildern setzte 1900 so massiver und anhaltender öffentlicher Widerstand ein (auch von Seiten der Universität Wien, die die Bilder für ihren Festsaal in Auftrag gegeben hatte), dass der Maler schließlich die Bilder zurückkaufte und fortan öffentliche Aufträge kategorisch ablehnen sollte. Im selben Jahr veröffent- lichte Arthur Schnitzler seine Erzählung »Leutnant Gustk«, worauf dem Autor in einem viel beachteten Prozess der militärische Rang aberkannt wurde. Er habe den Offiziersstand verunglimpft, indem er seiner Titelfigur antisemitische Ressentiments zugeschrieben habe. 1911 rief die Fertigstellung des von Adolf Loos geplanten Hauses am Michaelerplatz gewaltige öffentliche Proteste hervor.

Man sollte den Stellenwert von Skandalen im öffentlichen Diskurs nicht unterschätzen. Sie sind keine oberflächlichen Ereignisse, bloß aus einer vor- übergehenden Laune der Öffentlichkeit heraus geboren. Es geht um mehr als eine Aufführung oder ein Kunstwerk, das dem Publikum missfällt. Skan- dale markieren historische Schwellen. In ihnen werden zentrale Fragen der gesellschaftlichen, moralischen oder ästhetischen Entwicklung thematisiert.

1 Robert Konta (»K.«), Tumult im großen Musikvereinssaale, in: *Fremden-Blatt*, 01.04.1913, Morgen-Blatt, S. 7, anonym und ohne Quellenangabe abgedruckt in: Arnold Schönberg zum fünfzigsten Geburtstag 13. September 1924 (Musik- blätter des Anbruch, Sonder- heft), Wien 1924, S. 321–323.

Vorüberlegungen zu einer Theorie des Skandals gibt es vor allem im Bereich des politischen Skandals. Drei essentielle Momente kennzeichnen Skandale: Normverletzung, Öffentlichkeit und Sanktion. Skandale entstehen dort, wo verschiedene soziale Gruppen Grenzen des gerade noch Erlaubten auszuloten oder Grenzen des nicht mehr Erlaubten zu unterstreichen suchen. Im politischen Skandal gelangt die Grenzüberschreitung oft unbeabsichtigt ans Licht. Im Kunstsandal kommt immer wieder bewusste Provokation als ein Mittel zum Einsatz, Normen neu festzulegen. Skandale bedürfen zudem der Aktualität und der raschen Informationsverbreitung. Historisch begleiten sie die Entwicklung der Presse zum Massenmedium. Ohne Zeitungen, ohne Berichterstattung bleiben Ereignisse lokal begrenzt; erst durch Massenmedien erreichen sie eine breite Öffentlichkeit. Skandale haben, schließlich, einen Preis für die Beteiligten. Normübertretungen werden durch öffentliche Beschimpfung und Kritik bestraft. Solche peinlichen Sanktionen können den Charakter eines Spektakels annehmen, nicht unähnlich der archaischen Zurschaustellung von Missetätern.

Die Interpretation der Vorfälle im März 1913 wandelte sich im Lauf der Jahrzehnte auf bemerkenswerte Weise. Auch daran ist der hohe Status, den Kunstsandale in der historischen Darstellung genießen, abzulesen. In den frühen Monografien zu Schönberg galt das Konzert als ein Skandal unter anderen. Erst spät wurde es in der wissenschaftlichen und publizistischen Wahrnehmung zu dem einzigartigen Ereignis, als das es heute gilt – vergleichbar einzig dem Skandal bei der Uraufführung von Igor Strawinskys *Sacre du Printemps* drei Monate später. Viel stärker als in Wien spielten in Paris außermusikalische Faktoren eine Rolle. Mehr als gegen die Musik Strawinskys richteten sich die Proteste im Théâtre des Champs-Élysées gegen den archaischen Stoff, die Kostüme und vor allem gegen die Choreographie des umstrittenen Vaclav Nijinskij. Strawinskys Ballett stellte die Vorbereitungen zu einem Menschenopfer dar, für das ein unschuldiges Mädchen ausgewählt wird. Die Tänzer trugen folkloristische Kostüme; Nijinskij's Choreographie basierte auf bewusst ungelungenen, ja hölzernen Bewegungen in krassem Gegensatz zur Eleganz klassischer Tanzkunst.²

Durch zahlreiche Zeitungsberichte können wir uns ein lebendiges Bild von den Wiener Ereignissen machen.³ Nach dem glänzenden Erfolg der *Gurre-Lieder* bei einem Konzert am 23. Februar 1913 im Musikvereinssaal wollte sich Schönberg am 31. März im selben Rahmen als Dirigent und Kompositionslehrer vorstellen. Er dirigierte eines der besten Orchester Wiens in einem Konzert, das der Akademische Verband für Literatur und Musik veranstaltete. Dieser 1908 gegründete Verein engagierte sich intensiv für moderne

² Eine Auswahl der Presseberichte nach der Pariser Premiere bietet François Lesure (Hg.), Igor Stravinsky: *Le Sacre du Printemps*. Dossier de Presse, Genf 1980, S. 11–52. Siehe weiter Christian Kaden, Skandal und Ritual in der Musik. 10 Sätze, in: Joachim Brüggel u. a. (Hg.), Musikgeschichte als Verstehensgeschichte. Festschrift für Gernot Gruber zum 65. Geburtstag, Tutzing 2004, S. 583–596.

³ Neben dem erwähnten Artikel von Konta siehe Walter Szmolyan, Schönbergs Wiener Skandalkonzert, in: Österreichische Musikzeitschrift, Jg. 31 (1976) H. 6, S. 293–304.

Kunst, organisierte Vorträge und Lesungen etwa von Karl Kraus, Egon Friedell, Frank Wedekind und Oskar Kokoschka, veranstaltete eine Ausstellung mit Werken Egon Schieles und Konzerte mit neuer Musik.⁴ Bedeutende Vertreter der Wiener Moderne wie Arthur Schnitzler oder Adolf Loos befanden sich im Publikum.

Gleich beim ersten Stück des Abends war die Front zwischen Anhängern und Gegnern Schönbergs und seiner Schule klar markiert. Obwohl auf dem Programmzettel ersucht wurde, die Folge von Weberns *Sechs Stücken für Orchester* nicht durch Applaus zu unterbrechen, führte Gelächter während der Musik nach jedem einzelnen Stück zu stürmischem Beifall der einen Seite und zu Zischen und Pfeifen der anderen. Nur Alexander Zemlinskys Lieder (aus den *Maeterlinck-Gesängen*) gingen ungestört über die Bühne. Schönbergs Kammersymphonie (op. 9) erntete erneut Lachen und Rufe, danach folgte wieder das Gegeneinander von begeistertem Applaus, Zischen und Pfeifen, ein wüster Lärm, der in einem Handgemenge auf der zweiten Galerie mündete. Bei Alban Bergs *Orchesterliedern nach Ansichtskartentexten von Peter Altenberg* entlud sich die ganze Spannung schließlich in einem gewaltigen Tumult. Während der Musik wurde wieder gelacht, gerufen und getrampelt. Schönberg unterbrach die Aufführung und bat das Publikum vergeblich um Ruhe.

Wie den Presseberichten zu entnehmen ist, bestand der Gipfelpunkt der Provokation, der sich viele ausgesetzt sahen, in der Aufforderung, doch »wenigstens« Mahlers *Kindertotenlieder* (den letzten Programmpunkt) mit der gebührenden Pietät anzuhören. Diese Bitte wird Erhard Buschbeck zugeschrieben, dem 24-jährigen Obmann des veranstaltenden Verbandes, der von der Bühne herab eine als Beschwichtigung gedachte Ansprache hielt. Aus dem Publikum erscholl die Antwort, es bedürfe einer solchen Aufforderung bei Mahler nicht. Viktor Albert, ein junger Arzt und Operettenkomponist, nannte Buschbeck prompt einen Lausbuben, worauf dieser vom Podium sprang und Albert in der ersten Sitzreihe eine so kräftige Ohrfeige verpasste, dass dessen Zwickler zu Boden fiel. Der Vorfall geschah – wie Schnitzler im Tagebuch vermerkte – »unter athemloser Stille« der Anwesenden,⁵ entfachte aber sogleich einen derartigen Aufruhr, dass sich schließlich das Orchester entschloss, das Konzert abzubrechen. Die beiden Kontrahenten gingen vor Gericht, klagten einander wegen Ehrenbeleidigung an und wurden beide zu einer Geldstrafe in Höhe von einhundert Kronen verurteilt.⁶ Die Affäre scheint ihrer Karriere nicht nachhaltig geschadet zu haben. Dr. Albert ordinierte weiterhin in Wiener Nobelbezirken und im Sommer in Karlsbad.⁷ Erhard Buschbeck, ein Freund Georg Trakls, war selbst Schriftsteller und wirkte seit 1918 als Dramaturg am

4 Ernst Hilmar (Hg.), Arnold Schönberg. Gedenkausstellung 1974, Wien 1974, S. 245.

5 Arthur Schnitzler, Tagebuch 1913–1916, Wien 1983, S. 27.

6 Ein Heft aus dem Nachlass Alban Bergs enthält neben einer Reihe von fein säuberlich eingeklebten Zeitungsberichten über das Konzert auch zwei Berichte zu den Gerichtsverhandlungen: Österreichische Nationalbibliothek, Musiksammlung, F21Berg 101/1a.

7 Lehmanns Allgemeiner Wohnungs-Anzeiger 1903 bis 1922.

Wiener Burgtheater, ab 1945 als dessen interimistischer und danach stellvertretender Direktor.⁸

Die Aufforderung, Mahlers Musik mit gebührendem Respekt zu hören, enthält einerseits die Unterstellung, das Publikum wisse Mahler nicht zu schätzen. Andererseits werden dadurch Schönberg, Berg und Webern mit Mahler auf eine Stufe gestellt – 1913 alles andere als eine Selbstverständlichkeit.

Die konservative Ausrichtung und künstlerische Inkompetenz von Publikum und Kritik in Wien gehören zu den Topoi der einschlägigen Fachliteratur. Der konservative Geist lasse im Musikleben Wiens das Neue nicht aufkommen, meinte Schönbergs Schüler Egon Wellesz 1921. Der amerikanische Pianist und Musikhistoriker Charles Rosen schrieb dem Wiener Publikum den kompromisslos konservativsten Geschmack ganz Europas zu. »Publikum und Kritik sind heutzutage so sehr von allen guten Geistern der Kunst verlassen, daß sie in keiner Hinsicht mehr einen Maßstab abgeben können«, äußerte Schönberg selbst in einem Interview nach dem großen Skandal von 1908.⁹ Doch hatten sich im frühen 20. Jahrhundert, seit der Blütezeit des Liberalismus, auch in Wien die Zeiten grundlegend geändert. Die ehemals dominierende Gruppe eingeschworener Klassizisten und Brahmsianer, die Wagner, Bruckner und Wolf das künstlerische Leben in Wien schwer gemacht hatten, war zu einer Randgruppe zusammengeschmolzen. Auch ein großer Teil des Publikums verstand sich als Mitglieder einer neuen Generation, gleichermaßen aufgeschlossen für Brahms und Wagner. Etliche darunter waren dezidierte Anhänger Gustav Mahlers, wie Schnitzler, Loos, Schönberg oder Buschbeck.

Der Vorwurf der Inkompetenz von Musikkritikern relativiert sich vor der Tatsache, dass viele Wiener Rezensenten Musiker, zum Teil sogar Komponisten waren. Den Uraufführungen im März 1913 wohnten Operettenkomponisten wie Oscar Straus und der erwähnte Viktor Albert bei. Auch der eingangs zitierte 33-jährige Robert Konta schrieb Bühnenwerke und Instrumentalmusik und gehörte als Dirigent und Theorielehrer zum fachkundigen Teil des Publikums. Er war musikalisch durchaus aufgeschlossen. In einem weiteren Artikel zu den »Lärmszenen im Musikvereinssaale«¹⁰ nahm er Schönberg vor Kritik in Schutz. Er habe »prachtvolle Werke geschrieben. Seine ›Gurrelieder‹ zählen zu den schönsten symphonischen Dichtungen der gesamten Musikliteratur und sein Sextett ›Die verklarte Nacht‹ atmet die Poesie eines Genies.« Mit Bezug auf die Kammersymphonie sprach er allerdings von bedauerlichen Experimenten und Irrwegen.

8 Felix Czeike, *Historisches Lexikon Wien* in 5 Bänden, Bd. 1, Wien 1992, S. 528.

9 Egon Wellesz, *Arnold Schönberg*, Leipzig 1921, S. 28; Charles Rosen, *Arnold Schoenberg*, New York 1975, S. 16 f.; Ivan Vojtěch (Hg.), *Arnold Schönberg, Stil und Gedanken. Aufsätze zur Musik*, o. O. 1976, S. 158.

10 Robert Konta, *Futuristenart*. Zu den Lärmszenen im Musikvereinssaale, in: *Fremden-Blatt*, 03.04.1913, *Morgen-Blatt*, S. 10 f.

Viel härter ging Konta mit Webern und Berg ins Gericht. Weberns Orchesterstücke und Bergs Altenberg-Lieder gelten heute (genauso wie Schönbergs erste Kammersymphonie) als Meisterwerke des 20. Jahrhunderts. Das inkommensurabel Neue dieser Musik lässt sich daran ermessen, wie schwer es Konta – als Fachmann, der er ist! – fiel, die Kompositionen neutral zu beschreiben. Sofort kippt sein Bericht in Diffamierung um. Weberns Orchesterstücke seien tönende Lächerlichkeiten, »aufwieglerisch in ihrer schrecklichen Häßlichkeit, Qualen für die ausübenden Musiker und für die Zuhörer«, keine Kunstwerke, sondern bestenfalls Versuche, die die Öffentlichkeit nichts angingen.

Hörer wie Konta waren gewohnt, beim Hören ihr Gedächtnis einzusetzen. In tonaler Musik des 18. und 19. Jahrhunderts – im Zeitalter thematischer Prozesse – muss das Nachfolgende auf das Vorhergehende bezogen werden. Die musikalischen Gestalten kehren meist mehrfach wieder, sie entwickeln sich über die Dauer des Stücks. Für ein entsprechendes Hören bieten die gespielten Stücke von Webern und Berg kaum Anknüpfungspunkte. Hier gibt es kein kontinuierliches Narrativ, alles ist auf das Knappste komprimiert, vor allem mangelt es an Wiederholungen. Schönberg hat solche Musik mit einem Traum verglichen: Sie bringe zum Ausdruck, was unterbewusst in uns wohne; ihre Harmonien seien nicht zu fassen, ihre Themen ließen sich nicht verfolgen.¹¹ Dazu kam das Exaltierte und Drastische dieser Musik, Tonfälle, die das Publikum situativ gebunden aus der Oper kannte, die ihm hier jedoch gewissermaßen entfesselt und als Normalfall begegneten.

Schönberg selbst hielt nicht das Konzert von 1913, sondern die Uraufführung seines Zweiten Streichquartetts 1908 für den größten Skandal seines Lebens. Dieses für seine Biografie folgenreichste musikalische Ereignis enttäuschte ihn zutiefst und stürzte ihn in eine existenzielle Krise, die er durch Akte der Selbstvergewisserung zu bewältigen suchte und die ihn so in neue Richtungen führte. Er begann, Interviews zu geben, Artikel zu schreiben, fing an zu zeichnen und zu malen. Die erste datierte Zeichnung Schönbergs ist ein Selbstporträt, das er fünf Tage nach dem Konzert schuf. Als Komponist jedoch setzte er seinen Weg unbeirrt fort. Im März 1913 finden wir Schönberg in einer veränderten, wesentlich gestärkten Position. Zwischen 1909 und 1913 waren viele der bedeutendsten Werke seiner gesamten Karriere entstanden: die Klavierstücke op. 11 und 19, die Orchesterstücke op. 16, das Monodram *Erwartung* op. 17, *Pierrot lunaire* op. 21. Er hatte seine *Harmonielehre* publiziert, konnte auf erste internationale Erfolge zurückblicken und erlebte Anfang 1913 den erwähnten triumphalen Erfolg seiner *Gurre-Lieder* in Wien.

11 Zitiert nach Martin Eybl, Die Befreiung des Augenblicks: Schönbergs Skandalkonzerte von 1907 und 1908. Eine Dokumentation, Wien 2004, S. 53.

Dementsprechend löste der Skandal im März bei ihm und seinen Schülern zwar Wut und Ärger aus, doch nicht Enttäuschung oder Verunsicherung. Am Abend nach dem Konzert schrieb eine launige Runde eine Ansichtskarte vom Café Museum an den Dirigenten Heinrich Jalowetz. »Ein schrecklicher Skandal. Watschen, Rauferei, entsetzlich«, meinte Webern. Doch die übrigen – darunter das Ehepaar Berg und Erhard Buschbeck – setzten mit durchaus heiterem Sarkasmus fort: »Wieder ein schöner Abend[,] der Unvergeßliches brachte.« – »Schade, daß Sie die Kindertotenlieder [deren Aufführung ja verhindert worden war, Anm. d. Verf.] heute abend nicht gehört haben.«¹²

Das Skandalkonzert – eine amüsante Provokation? 1908 war es noch um die Frage gegangen, ob Schönbergs Musik neben Beethoven, Schubert und Brahms im Repertoire des bürgerlichen Konzertbetriebs ihren Platz finden könnte. Schönberg war grenzenlos enttäuscht darüber, sehen zu müssen, dass dies nicht der Fall sein würde. 1913 war dagegen klar, dass Neue Musik eigene Foren besetzen musste. Das Konzertleben hatte begonnen, sich nach Genres zu differenzieren. Damit war ein Prozess in Gang gekommen, der bis heute andauert. Kein Stück auf dem Programm war älter als 15 Jahre; das Konzert – in der Szene für Neue Musik heutzutage ein Normalfall – umfasste ausschließlich neue Musik. Schönberg, seinen Schülern und seinen Anhängern ging es darum, den neu eroberten Platz für ihre Musik zu halten und ein anderes, eigenes Publikum zu finden.

Mit den Gegnern ging man dabei nicht zimperlich um. 1908 war man das Opfer gewesen. Sich nicht ängstigen lassen, lautete damals das Motto: »Nichts ist jetzt wichtiger[,], als daß man diesen Schweinen zeigt, daß man sich nicht einschüchtern läßt«, hatte Webern an Schönberg geschrieben.¹³ In der Schlacht um die neue Musik im März 1913 wusste man dagegen die Staatsgewalt hinter sich, man fühlte sich im Recht. Wem diese Musik nicht gefiel, der sollte das Feld räumen. Webern schrie aus der Proszeniumsloge ins Publikum: »Ruhe, zum Teufel noch einmal! Hinaus mit der Bagage!« Schönberg drohte vom Dirigentenpult aus, »daß er jeden Ruhestörer mit Anwendung der öffentlichen Gewalt abführen lassen werde«.¹⁴

In einem Interview, das Schönberg bald darauf gab, wird deutlich, dass sich die Kräfteverhältnisse und der eigene Anspruch im öffentlichen Raum gewandelt hatten: »Ich staune darüber, dass die Presse, die, solange die Applaudierenden in der Minderzahl waren, immer von einer Vergewaltigung der [Majorität durch die, Anm. d. Verf.] Minorität gesprochen hat, diesmal, wo die Zischer in der Minorität waren, gegen die Vergewaltigung der Majorität nicht protestierte.«¹⁵ Der Dirigent Hermann Scherchen, der eigens für das Konzert aus Deutschland angereist war, berichtete von einem Treffen mit

12 Anton Webern, Briefe an Heinrich Jalowetz, hg. von Ernst Lichtenhahn, Mainz 1999, S. 264.

13 Brief an Schönberg, 27.12.1908, zit. n. Eybl, Die Befreiung des Augenblicks, S. 199.

14 Szmolyan, Schönbergs Wiener Skandalkonzert, S. 299 (Webern); Konta, Tumult im großen Musikvereinssaale, S. 7 (Schönberg).

15 Ebd., S. 302.

Schönberg auf der Rückfahrt im Zug: »Das sonst so friedliche Gesicht des Meisters hatte einen geradezu kriegerischen Ausdruck. Mit zornfunkelnden Augen sah er mich an und fragte: ›Was sagen Sie zu dem Skandal?‹ – Und ohne meine Antwort abzuwarten, fügte er hinzu: ›Man hätte einen Revolver bei sich haben müssen!‹«¹⁶

Der Veranstalter hatte jemanden aus dem Publikum geohrfeigt, nicht umgekehrt. Robert Konta warnte mit hellsichtiger Übertreibung vor Brachialgewalt, prügelbereiten Truppen und einer drohenden Schreckensherrschaft im Konzertsaal. Schönbergs Drohung, die Ruhestörer abführen zu lassen, quittierte er mit einer Anekdote über den Pianisten Hans von Bülow: »Man denkt bei diesem kleinen Bruch des Gastrechts unwillkürlich an die amüsante Episode Bülows, der die eine Lisztsche Komposition Auszischenden den Saal zu verlassen ersuchte, und sofort von Glasbrenner die schneidige Antwort erhielt: ›Sie können uns wohl mit Liszt, nicht aber mit Gewalt aus dem Saale vertreiben.‹«¹⁷

Pointiert gesagt: Schönberg versuchte 1908 vergeblich, das große Publikum von seiner Musik zu überzeugen. Fünf Jahre später wollte er es loswerden; dies gelang nachhaltig. In logischer Konsequenz schuf sich Schönberg mit der Gründung des Vereins für musikalische Privataufführungen (1918) ein eigenes Publikum. Auch diese Aufführungen fanden in öffentlichen Konzertsälen statt. Doch waren nur Vereinsmitglieder zum Besuch der Veranstaltung zugelassen. Prophetisch fasste Robert Konta die Botschaft des Skandalkonzerts von 1913 als Ratschlag zusammen, den das große Publikum allzu lange beherzigte: Wer sich vor Musik, die dem Hörer in ihrer Fremdartigkeit Opfer abverlange, ja Qualen verursache, behüten wolle, möge den Werken von Webern und Berg »in weitem, weitem Bogen aus dem Wege«¹⁸ gehen.

16 Willi Reich, Arnold Schönberg oder der konservative Revolutionär, Wien 1968, S. 101.

17 Konta, Futuristenart, S. 11.

18 Ebd.



Prof. Dr. Martin Eybl, geb. 1960, ist Professor für Musikgeschichte an der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien.



DAS ANTHROPOSOPHISCHE WARENHAUS

ÜBER DIE BÜRGERLICHE SEHNSUCHT NACH EINER
ANDEREN MODERNE

≡ Michael Lühmann

Mitten in der Bankenkrise des Jahres 2012 wurde ausgerechnet eine Bank mit dem Deutschen Nachhaltigkeitspreis ausgezeichnet: Die GLS Gemeinschaftsbank aus Bochum. In der Begründung der Jury wird die GLS-Bank »als Vorreiter im Bereich nachhaltiger Bankdienstleistungen«¹ herausgehoben, da sie ganz neue Standards setze im Bereich der ökologischen, der sozialen, aber auch der ökonomischen Nachhaltigkeit. Die genossenschaftlich organisierte Bank folgte damit als Preisträgerin der Bio-Handelskette Alnatura, die die Auszeichnung für ihre Pionierleistung bei der Vermarktung biologisch hergestellter Produkte erhalten hatte. Was beide Unternehmen über ihre nachhaltige Ausrichtung hinaus verbindet bzw. was diese begründet, ist eine alternative Firmenphilosophie: Eine, in der »Wirtschaft(en) mit Sinn«² im

1 Online einsehbar unter http://www.nachhaltigkeitspreis.de/files/dnp2012_kurzbegruendung_gls_bank_pt.pdf [eingesehen am 15.05.2013].

2 So der Gründer und Geschäftsführer von Alnatura Götz E. Rehn, *Wirtschaft(en) mit Sinn*, in: Manon Haccius (Hg.), *Anthroposophische Perspektiven. Wirtschaft*, S. 3–8.

Mittelpunkt stehe, in der »der Sinn stets vor dem Gewinn«³ rangiere; eine, in der »der Mensch in seiner Gesamtheit aus Körper, Seele und Geist ernst[genommen]«⁴ werde und in der Wirtschaften seinen Zweck dadurch erhalte, nicht *für sich*, sondern *für andere Menschen* zu arbeiten.⁵

Es sind dies Formulierungen, die inmitten einer fundamentalen Krise des Informations- und Finanzmarktkapitalismus⁶ so anders klingen als das ewige Tremolo des neuen Geists des Kapitalismus mit seiner Ökonomisierung aller Lebensbereiche. Formulierungen zugleich, die älter sind als die Krisen der vergangenen Dekaden. Formulierungen, die in Jahren großer Krisenhaftigkeit und Orientierungslosigkeit aufkamen – in den Jahren um 1900, den Jahren des Durchbruchs der Moderne. Den Jahren der Entzauberung der Welt mit ihren inneren Spannungen und Ambivalenzen, in denen der Fortschritt als quasi-religiöse Leitkategorie, wie Stefan Zweig sie für das Jahr 1913 festhielt, neben einem Leiden an eben diesem Fortschrittsgeist der Moderne stand, wie es sich in zahlreichen, wenn auch quantitativ nur marginalen Gruppen, Strömungen oder Ideenwelten um 1913 fand. So im deutschen Kaiserreich vor allem in den vielgestaltigen Spielarten der Lebensreformbewegung, die als Begleiterscheinung im »Prozeß der kulturellen Gewöhnung an den Industrialisierungsvorgang« gilt.⁷ Hier knüpfte, so manche Ausdrucksform der Lebensreform aufgreifend, einer an, der im Berlin um die Jahrhundertwende als Redakteur und angehender Philosoph zunächst in Literaten- und Bohème-Kreisen verkehrte. Der bekannt war mit Else Lasker-Schüler, Erich Mühsam, Stefan Zweig, Maximilian Harden und Rosa Luxemburg, bald als moderner Guru und Prophet durch Europa reisend und, nach theosophischen Lehrjahren, die Anthroposophie begründend: Rudolf Steiner.⁸

Dieser – von seiner Anhängerschaft gleichermaßen verehrt wie von seinen Gegnern vielfach angegriffene – Rudolf Steiner also soll der zentrale Stichwortgeber jener Nachhaltigkeitsrevolution sein, die in einem Teilbereich der deutschen Konsumwirklichkeit ihre Entsprechung findet? Die, über Alnatura, tegut, Weleda, WALA, die Triodos Bank oder die Drogeriemarktkette dm, einen Umsatz von mehr als zehn Milliarden Euro erwirtschaftet? Die über Waldorfpädagogik, anthroposophische Medizin und die biologisch-dynamische Landwirtschaft »in der Mitte der neuen Nachhaltigkeitskultur angekommen« ist?⁹

Dies erscheint vor dem Hintergrund des außerhalb eingeweihter Kreise kaum rezipierten geistigen Œuvres Rudolf Steiners paradox. Denn einerseits berühren die Lehren Steiners doch die Lebenswirklichkeit vieler Menschen. So lernen an deutschen Waldorfschulen etwa 80.000 Schüler, produzieren weltweit etwa 4500 demeter-Bauern nach bio-dynamischen Prinzipien,

3 So formuliert im Leitbild der GLS-Bank, vgl. Leitbild, online einsehbar unter http://www.gls.de/fileadmin/media/pdf_sonstige/leitbild.pdf [eingesehen am 15.05.2013].

4 Ebd.

5 Rehn, S. 5.

6 Zuletzt und eindringlich Frank Schirrmacher, Ego. Das Spiel des Lebens, München 2013.

7 Ulrich Linse, Ökopax und Anarchie. Eine Geschichte der ökologischen Bewegungen in Deutschland, München 1986, S. 14.

8 Zur Biografie Rudolph Steiners und dem Konzept des modernen Propheten Miriam Gebhardt, Rudolf Steiner. Ein moderner Prophet, München 2011; zu Genese, Gestalt und Kritik an Steiners Denken grundlegend Helmut Zander, Anthroposophie in Deutschland. Theosophische Weltanschauung und gesellschaftliche Praxis 1884–1945, 2 Bände, Göttingen 2007.

9 Iris Radisch, Der letzte Prophet, in: Die Zeit, 17.02.2011.

konsultieren unzählige Patienten einige tausend anthroposophisch praktizierender Ärzte, lassen sich mit anthroposophischen Medikamenten behandeln oder in anthroposophischen Krankenhäusern aufnehmen.¹⁰ Andererseits ist die Anthroposophie ein weitgehend unbekanntes, in Teilen hermetisch abgeschlossenes und Nicht-Eingeweihten nur schwer zugängliches geistiges Ideengebäude. Genauer, eine Geisteswissenschaft und ein Erkenntnisweg zugleich, deren Anziehungskraft ob der sehr eigenen Sprache, einer geistigen Verwurzelung im Deutschen Kaiserreich und der dogmatischen Konser-
 vierung von Steiners Lehre nicht leicht verständlich ist. Um die Popularität der Anthroposophie für die heutige Zeit zu erklären, bedarf es deshalb vor allem einer Kontextualisierung der Anthroposophie Steiners in seiner Zeit, um in einem weiteren Schritt nach den Anknüpfungspunkten zu suchen, die sich aus der Anthroposophie für die heutige bundesrepublikanische Gesellschaft ergeben.

»ES HERRSCHT CHAOS IM JAHR 1913«¹¹

Ernst Troeltsch, der diesen Satz in Bezug auf die religiöse Entwicklung im Deutschen Kaiserreich des Jahres 1913 prägte, beobachtete eine Zersplitterung am Rande der Großkirchen, vor allem im bürgerlich-protestantischen Milieu der Vorkriegsjahre. Für Troeltsch war die Lehre Steiners allerdings nur ein Phänomen unter zahlreichen anderen, er kolportierte lediglich den *Plan*, in München ein theosophisches Zentrum zu erbauen, den Johannesbau. Dabei sollte das neue geistige Zentrum manifestieren, was Steiner wenige Tage vor dem Jahreswechsel 1912/13 bereits im kleinen Kreis organisatorisch vorbereitet hatte, die Abspaltung von der Theosophie und die damit verbundene offizielle Einsetzung der Anthroposophie, der Lehre vom Geistigen im Menschen und in der Welt.¹² Eine Ideenwelt, von der heute über 300 Bücher zeugen, die Steiners Texte und weit über tausend Vorträge bewahrt haben, in Teilen lange Jahre unzugänglich für Nichteingeweihte.

1913 jedoch war längst nicht offenkundig, dass der Anthroposophie eine so lange Wirkungsgeschichte beschieden sein sollte. Wäre Steiner doch *ohne* seine Anhänger nur einer unter vielen geblieben, »die sich in der ersten großen deutschen Alternativbewegung am Beginn der Industrialisierung vergeblich vor den Schnellzug der Geschichte warfen.«¹³ Schließlich, als Steiner die Anthroposophische Gesellschaft gründete, folgten ihm weltweit lediglich 2.557 Personen, woraufhin er mitsamt Anhang aus der theosophischen Gesellschaft ausgeschlossen wurde. Auch der Plan, das geistige Zentrum der Anthroposophie aus dem Berliner Hinterhaus der Motzstraße 13 nach München zu verlagern, scheiterte an den Baubehörden. Zu groß waren die

¹⁰ Vgl. Lucian Hölscher, Jenseits von Legende und Geheimwissenschaft, in: Süddeutsche Zeitung, 25.10.2007.

¹¹ Ernst Troeltsch, Religion, in: David Sarason (Hg.), Das Jahr 1913. Ein Gesamtbild der Kulturentwicklung, Leipzig 1913, S. 533–549, Zitat S. 534.

¹² Vgl. zu den Hintergründen der Abspaltung Zander, S. 151–174.

¹³ Iris Radisch, Der letzte Prophet, in: Die Zeit, 17.02.2011

Berührungsängste in der Münchener Bevölkerung und bei der benachbarten christlichen Gemeinde, zu expressiv das Bauensemble, zu provokativ die dahinterliegende Behauptung Steiners, von der Errichtung des Johannesbaus »hängen Weltenschicksale ab«, die nur »den Erkennenden offenkundig« war.¹⁴

Dabei waren wohl eher die Bedenken gegenüber der baulichen Manifestation eines solchen spiritistischen Zentrums denn eine grundlegende Abneigung gegen die Steiner'sche Spielart des Esoterisch-Okkulten ausschlaggebend. Schließlich war München, neben Berlin, eines der Zentren der »um 1900 aufblühende[n] psychologischen Moderne«¹⁵, die das Verhältnis von Geist und Materie als Reaktion auf die Zumutungen, Entschlüsselungen und Entdeckungen der Moderne – »auf die rationalistische Wissenschaft einerseits und die Verwissenschaftlichung der christlichen Theologie andererseits«¹⁶ – *auch* in einem Okkultismusfieber aufzulösen versuchte. Jener Wunsch nach einer nicht-rationalen Letzterklärung wandte sich vehement »gegen die Mechanisierung und Materialisierung aller Lebensbereiche [...] der westlichen Industriegesellschaften«.¹⁷ Und Steiner lieferte eine solche nicht-rationale Erklärung. Eine, die seinen Anhängern eine Erleuchtung war und ist, dem Historiker indes eine brillante Neuzusammensetzung und Komposition von jenseits des Mainstreams liegenden, so abseitigen wie populären Ideen, Entwürfen, Praxen und Kritiken der Zeit.

Mit hundert Jahren Abstand erschließt sich dem der Anthroposophie fernstehenden Zeitgenossen die innere Logik von Steiners Weltenplan nicht unmittelbar. Vieles wirkt aus heutiger Sicht entrückt, widerlegbar ohnedies, befremdlich bisweilen, auch abstoßend.¹⁸ Aber vieles erklärt zugleich die Popularität Steiners um und vor allem nach 1913. Denn sein Denken fand im Jahr 1913 durchaus Anklang in urbanen, gebildeten wie gut situierten, bürgerlich-protestantischen Kreisen.¹⁹ Insbesondere dort, wo die Sinnvermittlung nicht in dem dicht gewobenen und verwobenen, zugleich nach außen klar abgegrenzten Netz eines übergreifenden Milieus stattfand, ergab sich um die Jahrhundertwende ein großer Weltanschauungsbedarf, dem um 1900 eine Vielzahl an Weltanschauungsangeboten gegenüberstand.²⁰ Die Theosophie und später die Anthroposophie lieferten offensichtlich eine solches Angebot, indem sie den Wunsch nach Geistigem im Materiellen befriedigten, mit populären Reformpraxen verbanden und somit dem Leiden an der Moderne einen Ausweg wiesen.

Es war vor allem der mit einer außergewöhnlichen Rednerbegabung ausgestattete Rudolf Steiner, der zu einem solchen Wegweiser wurde, der den Zeitzeugen Stefan Zweig an Theodor Herzl erinnerte, »nicht so führerhaft wie Herzl, aber mehr verführerisch. In seinen dunklen Augen wohnte eine

14 Zit. n. Zander, S. 1092.

15 Gebhardt, S. 86.

16 Sabine Doering-Manteuffel, *Das Okkulte. Eine Erfolgsgeschichte im Schatten der Aufklärung. Von Gutenberg bis zum World Wide Web*, München 2008, S. 193.

17 Ebd.

18 Dies gilt etwa vor allem für Steiners Rassen-theorien, die aus Steiners durchaus zeittypischem Evolutionsdenken erwuchsen. Vgl. Helmut Zander, S. 631–637.

19 So auch Ulrich Linse, *Geisterseher und Wunderheiler. Heilssuche im Industriezeitalter*, Frankfurt a. M. 1996, S. 66–87.

20 Georg Bollenbeck, *Weltanschauungsbedarf und Weltanschauungsangebote um 1900. Zum Verhältnis von Reformoptimismus und Kulturpessimismus*, in: Kai Buchholz u. a. (Hg.), *Die Lebensreform*, S. 203–207, hier S. 206.

hypnotische Kraft [...] sein asketisch-hageres von geistiger Leidenschaft gezeichnetes Antlitz war wohl angetan [...] überzeugend zu wirken.«²¹ Wenn Steiner vor Publikum sprach, dann hatte es für nicht wenige Zeitgenossen etwas Sakrales und Rauschhaftes zugleich. Anderen wiederum erschloss sich diese Ausstrahlung gar nicht – Kurt Tucholsky ebenso wenig wie Hermann Hesse oder Hugo Ball. Dennoch, Steiner, ein Meister der Stimmführung und Atemtechnik, war ein Menschenfischer. Er sprach lautmalerisch, wohltemperiert, fast samtig singend, dann wieder scharf konsonantisch, wild gestikulierend, zornig – und drang damit zumindest bei seinen Anhängern »direkt und buchstäblich ins Unterbewusste vor«²². Viele heute verschriftlichte Gedanken Steiners sind dabei auch auf der Bühne geboren, assoziativ vorgetragen, »analogieverliebt, undiszipliniert, auch eine Spur größenwahnsinnig.«²³ Spätestens nach dem Ersten Weltkrieg war Steiner eine Art Popstar geworden, ein *public intellectual* zugleich, der auf dem Höhepunkt seines Wirkens Konzert- und Kinosäle füllte. Ein ewig Gehetzter, der nie ein bürgerliches Leben führte und sich zugleich mit Zwicker, Gehrock und Zylinder als aus Zeit und Mode Gefallener zu inszenieren vermochte. Und so kommt auch Stefan Zweig zu dem Schluss, dass die verführende Wirkung und Strahlkraft der Anthroposophie im Wesentlichen »an Rudolf Steiners faszinierende Person gebunden war.«²⁴

MIT DEM RÜCKEN ZUR MODERNE

Eine Faszination, die zugleich Grenzen kannte, ja Abwehr hervorrief. Und so drehte Steiner nach Stationen in Wien, Berlin und München den pulsierenden Zentren der Moderne den Rücken und siedelte ins Schweizerische Dornach über, wo er nun das noch heute bestehende Zentrum der Anthroposophie zu errichten gedachte:²⁵ Einen Holzbau mit einer Doppelkuppel, umgesetzt nach seinen Skizzen und Entwürfen. Hier sollten Steiners Mysteriendramen aufgeführt werden, die seine Lehren begreif- und nachvollziehbar machen sollten. Auch sollte, analog zu München, im Umfeld des Johannesbaus eine ganze Anthroposophenkolonie errichtet werden, mit Wohn- und Werkräumen, mit Krankenhaus und Ateliers. Der Johannesbau, er sollte spirituelles und künstlerisches Zentrum sein, zugleich eine bauliche Manifestation.

Dabei umgab auch das später in Goetheanum umbenannte Zentralgebäude der Anthroposophie in Dornach eine Vielzahl von Problemen. Der Ankauf musste aufgrund der (wie sich herausstellen sollte realen) Gefahr örtlichen Widerstandes verdeckt erfolgen. Auch die Bauarbeiten gestalteten sich schwierig. Steiner trennte sich von seinem Architekten, trotz hoher Eigenleistungen fehlte es immer wieder an Geld und noch vor seiner

21 Stefan Zweig, Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers, S. 139f.

22 Gebhardt, S. 171.

23 Ebd., S. 14.

24 Zweig, S. 139.

25 Vgl. hierzu und im Folgenden Zander, S. 1081–1183.

Fertigstellung brannte das Gebäude im Jahr 1922 nieder. Die Ursachen wurden nie ganz aufgeklärt. Die Entscheidung, in Dornach zu bauen – die Steiner nun damit legitimierte, dass München das Alte, das Absterbende sei, in das sich das Neue nicht hineinstellen könne und dürfe²⁶ – sollte die Gestalt der Anthroposophie zentral beeinflussen. Denn, anders als in der Stadt, konnten im ländlichen Dornach die lebensreformerischen Wurzeln der Anthroposophie voll zur Geltung kommen: die der Siedlungs- und Gartenstadtbewegung nicht unähnliche Anlage von Dornach, ebenso die Architektur des Johannesbaus, welche sich an den lebensreformnahen Jugendstil anlehnte. Bei aller Abgrenzung Steiners zur Lebensreform waren die lebensreformerischen Einflüsse letztlich vielfach die, die als Brücke in die Anthroposophie Wirkung entfalteten und die bis heute den Erfolg der Anthroposophie begründen.²⁷

Die Bedeutung, die Steiner dem Johannesbau selbst zumaß, wird offensichtlich in seiner unvollständig übermittelten Ansprache zur Grundsteinlegung. In kleinem Kreise im Schutz der Dunkelheit – die Baugrube nur durch Pechfackeln und einen brennenden Holzstoß erleuchtet – verkündete er: »Verstehen wir uns heute an diesem Festabend richtig. [...] daß wir auf richten dürfen dieses Wahrzeichen geistigen Lebens der neueren Zeit [...] der von uns als richtig erkannten geistigen Evolutionsströmung der Menschheit [...] deren Wahrzeichen werden soll dieser Bau, [der sich] einreihen wird der großen Mission der Menschheit auf unserem Erdenplaneten. [...] Wenn wir hören können den Sehnsuchtsruf der Menschheit nach dem Geiste, und errichten wollen den Wahrbau, von dem aus verkündet werden soll immer mehr und mehr die Botschaft von dem Geiste, [...] dann verstehen wir uns an diesem Abend richtig.«²⁸

Nun war Rudolf Steiner, anderen Propheten wohl nicht unähnlich, nie ein Mann der kleinen Worte. Was aber bleibt von den pathetischen Start-up-Hoffnungen, mit Blick zurück auf die 100-jährige Geschichte der Anthroposophischen Gesellschaft und deren Dornacher Zentrum? Zunächst offenbarte sich die geistige Evolutionsströmung der Menschheit in den Dekaden nach 1913 letztlich nur einer kleinen Minderheit. Der Wahrbau der anthroposophischen Verkündung brannte vor seiner endgültigen Fertigstellung ab, das folgende Goetheanum wurde erst fertig, als Steiner längst gestorben war. Die neue Zeit, die Steiner erwartete, brachte vor allem den nationalsozialistischen Terror über Europa. Deren Ideologie stand die Anthroposophie indifferent gegenüber, manche Anthroposophen folgten Hitler, andere hielten Distanz.²⁹ Schließlich fanden sich in Steiners Werk völkische, rassistische und antisemitische Versatzstücke, wenngleich Steiner »weder ein Hitler, noch dessen

²⁶ So wiedergegeben bei Florian Illies, 1913. Der Sommer des Jahrhunderts, Frankfurt a. M. 2012, S. 133.

²⁷ So der Tenor bei Heiner Ullrich, Rudolf Steiner. Leben und Lehre, München 2011, S. 243 ff.

²⁸ Rudolf Steiner, Das makrokosmische Vaterunser. Ansprache zur Grundsteinlegung des Dornacher Baues am 20. September 1913, in: Ders., Mantrische Sprüche. Seelenübungen II 1903–1925, Dornach 1999, S. 344 ff.

²⁹ vgl. Zander, S. 249 f.

Parteigänger war.«³⁰ Für Miriam Gebhardt gilt auch für die Anthroposophie, was sie dem breiten Spektrum der Ideen- und Vereinswelt im Kaiserreich und in der Weimarer Republik zuerkennt: »Nicht jeder krude Gedanke, der um die Jahrhundertwende entstand, führte in die Hitlerdiktatur.«³¹ Vielmehr überlebte die Anthroposophie, in der Nazi-Diktatur nach anfänglicher, teilweiser Protektion verboten, im Schweizer Exil, und erlebte erst in den nach Orientierung suchenden Nachkriegsjahren, wie bereits nach dem Ersten Weltkrieg, einen neuerlichen Aufschwung.

»AUS ERSATZRELIGION WURDE PRODUKT«³²

Über die Zeit gerettet hatte sich das auch inzwischen fertiggestellte Dornacher Goethenaum, das noch heute »[f]remd wie ein Raumschiff« auf einem Hügel ruht »mit dem festen Gewicht eines uralten Elefanten. Aber gleichzeitig scheint der klobige Korpus aus hellem Beton frei zu schweben. Die Wirkung ist stark, auch wenn man sich gegen die Anthroposophie sträubt«, schreibt Susann Sitzler in der *Zeit*³³ und umschreibt damit zugleich ein nahezu durchgängiges Muster der heutigen Anthroposophierezeption. Denn auch wenn die Anthroposophische Gesellschaft, genau wie andere Großorganisationen, Niedergangssymptome aufweist, ist die anthroposophische *Bewegung* eine, wenn auch vor allem bezüglich ihres *spiritus rector* kritisch beäugte, Erfolgsgeschichte.

So ist die Anthroposophie – ursprünglich nur ein »Exempel im Diskurs um die Rolle von weltanschaulichen Minderheiten im Prozess kultureller Pluralisierung um 1900 sowie dem gesellschaftlichen Umgang mit abweichender, nicht-hegemonialer Kultur im 20. Jahrhundert«³⁴ – im 21. Jahrhundert ein nicht zu unterschätzender Kultur- und Konsumfaktor geworden. Dies gilt zunächst für die hohe und noch immer wachsende Popularität und Akzeptanz der Waldorfschulen, ohne freilich daraus Rückschlüsse auf eine gesellschaftliche Durchdringung ziehen zu können. Schließlich gibt es keine zwangsläufige Verbindung von Waldorfschülern mit der Anthroposophie. Gleiches gilt für die Konsumenten der anderen anthroposophischen Praxisfelder, der komplementären Medizin etwa oder der biologisch-dynamischen Landwirtschaft.³⁵ Vielmehr popularisieren sich hieran vielfältige Vorbehalte und spöttische Distanzierungen. Die Frage nach den Namenstanzfähigkeiten von Waldorfschülern, nach der Wirksamkeit der Komplementärmedizin – insbesondere dort, wo sie homöopathisch verdünnt Anwendung findet – oder die Skepsis gegenüber bei Mitternacht auf Feldern vergrabenen Kuhhörnern sind die wohl typischsten Erscheinungen der Kritik an der angewandten anthroposophischen Praxis.

30 Zander, S. 1354 f.

31 Gebhardt, S. 12.

32 Kosmisch komisch, in: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 16.05.2010.

33 Susann Sitzler, Wo der Weltgeist wohnt, in: Die Zeit, 02.12.2004.

34 Robin Schmidt, Rezension zu: Zander, Helmut: Anthroposophie in Deutschland. Theosophische Weltanschauung und gesellschaftliche Praxis 1884–1945, Göttingen 2007, in: H-Soz-u-Kult, 06.11.2007, online einsehbar unter <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2007-4-106> [eingesehen am 30.04.2013].

35 Vgl. Zander, S. 1455; hingegen die von Steiner gestiftete Christengemeinschaft ein nur schwer zu erfassendes Nischen-dasein führt, ebd., S. 1613–1676.

Und dennoch boomt die angewandte Anthroposophie in allen Bereichen, verzeichnet sie seit Jahren überdurchschnittliche Umsatz- bzw. Kundenzuwächse. Herausgetreten aus der Nische, hat sie vor allem in urbanen Räumen niederschwellige Zugänge geschaffen: jene Niederlassungen und Filialen von Alnatura, dm und tegut, die anthroposophische Produkte verkaufen und deren Unternehmen gleichsam im Geist der Anthroposophie geführt werden. Es ist die inner- und außerhalb anthroposophischer Kreise vielerzählte Geschichte des Alnatura-Gründers und Anthroposophen Götz E. Rehn, der seine Produkte zunächst in den Drogeriemärkten des Anthroposophen Götz Werner vertrieb, dann bald auch bei der Handelskette tegut, geleitet vom anthroposophisch denkenden Firmengründer Wolfgang Gutberlet.³⁶ Neben der Handelsmarke Alnatura vertreiben sie heute die gesamte Bandbreite: Weleda, demeter, Voelkel und andere – zu erkennen an den typischen, Neunzig-Grad-Winkel-freien Buchstaben. Umgekehrt ist es jene vermeintliche Banalisierung des Anthroposophischen, die in der gestrengen Auslegungswelt der Anthroposophischen Gesellschaft auf Bedenken stößt.³⁷ Überdies gefährdet der Erfolg anthroposophischer Produkte deren wenig marktkonforme Produktionsweisen. Die wirtschaftliche Krise bei Weleda oder tegut, der Verkauf von Hess-Natur an Finanzinvestoren sind sicher Indizien für diese Gefährdung.

ÖKOLOGISCHE UND SOZIALE NACHHALTIGKEIT IM ÖKO-JAHRZEHNT

Und dennoch, hier, im konkreten anthroposophischen Wirtschaftsleben, scheint Steiner seine größten Erfolge zu haben. Auf den ersten Blick wirkt dies paradox: »Waldorf und Wirtschaft, das klingt nach zwei Sphären, die wenig gemein haben. Eurythmie und Effizienz, Gartenbau und Gewinnmaximierung, Häkeln und Hauptversammlung: Wie soll das zusammenpassen?«³⁸ Die am Institut für Sozialorganik der anthroposophisch beeinflussten Alanus-Universität lehrenden und lernenden Ökonomen würden einen solchen Zusammenhang wohl gar nicht erst herstellen. Gewinnmaximierung und Effizienz sind in Steiners ökonomischem Denken zwar keine Fremdwörter, aber auch keine Götzen. Denn das anthroposophische Wirtschaftsdenken orientiert sich zunächst am Modell der sozialen Dreigliederung, wonach neben der Freiheit im Geistesleben und der Gleichheit im Rechtsleben auch Brüderlichkeit im Wirtschaftsleben herrschen solle.³⁹ In dem sich der Sinn alles Wirtschaftens im *Füreinander-leisten* ergäbe und sich nicht im *Für-sich-leisten* erschöpfe.⁴⁰ Daraus folgt für Götz E. Rehn, was wie ein Gegenkommentar zum durchökonomisierten Heute klingen muss: Wenn »das ökonomische Prinzip alle Seinsbereiche, also neben der Wirtschaft auch das Politisch-Staatliche und

³⁶ Lisa Becker, Liebt eure Kunden!, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 27.12.2008.

³⁷ O.V., Goetheanum. Vorstand wehrt Abwählungsversuch bei AAG-Generalversammlung ab, in: NNA, 17.04.2011, online einsehbar unter http://www.nna-news.org/reports/de/110417-01DE_AAG-GENERALVERSAMMLUNG.html [eingesehen am 30.04.2013].

³⁸ Arne Storn, Steiners »Lernlinge«, in: Die Zeit, 17.02.2011.

³⁹ Vgl. Helmut Zander, S. 1302 ff.

⁴⁰ So Götz W. Werner, Wirtschaft. Das Füreinander-Leisten, Karlsruhe 2004.

insbesondere das Kulturleben dominiert, [...] wird es keine Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse geben. Nur die Überwindung des Konzepts des Materialismus durch jenes des freien Geisteslebens ermöglicht uns die so dringend notwendige Sinnbestimmung.«⁴¹

Eine Sinnbestimmung, die sich im Begriff der ökologischen, wirtschaftlichen und sozialen Nachhaltigkeit zu erfüllen scheint. Eine Sinnbestimmung, die in anthroposophisch orientierten Unternehmen, in denen »der Mensch als Sinnstifter der Welt [...] Verantwortlichkeit für die Zukunft« trägt,⁴² schon weit vor LOHAS und Karma-Kapitalismus vorhanden war, wie Joseph Huber bereits 1979 im *Kursbuch* anmerkte: »Als linke Hasen rennen wir uns nach den sozialistischen Träumen die Hacken ab und wenn wir wo hinkommen, steht da oft ein anthroposophischer Igel und sagt: ›Ätsch, ich bin schon da. Hier ist ein klassenloses Krankenhaus, dort eine Genossenschaftsbank, da sind selbstverwaltete Schulen, Verlage, alternative Heil- und Therapieeinrichtungen, biodynamische Landwirtschaftsbetriebe.«⁴³ Und auch bei den Gründungsgrünen verbanden sich über anthroposophische Einflüsse – über den Achberger Kreis, Otto Schily oder Joseph Beuys – Ideen eines Dritten Weges, der sozialen Dreigliederung, einem Mehr an direkter Demokratie und das Ziel einer nachhaltigen Gesellschaft miteinander.⁴⁴ Womit sich, wie Helmut Zander anmerkt, in der politischen Praxis offensichtlich nicht eine (mögliche) autoritäre, sondern »eine liberale Beanspruchung von Steiner durchsetzen« konnte.⁴⁵

Und heute? Gilt diese liberale Beanspruchung eines dritten Wegs noch immer und umso mehr in der anthroposophischen Praxis: So verdienen Manager bei Weleda oder tegut in der Regel nicht mehr als das Siebenfache der Angestellten, treten anthroposophische Unternehmen und Banken als Vorreiter und Finanziers der Nachhaltigkeitsrevolution auf, immunisieren sich Unternehmen wie WALA gegen privatwirtschaftliche Versuchungen, entzieht sich die GSL-Bank den Gepflogenheiten des Finanzmarktkapitalismus, plädiert Götz Werner unablässig für ein bedingungsloses Grundeinkommen. Kurzum, Steiners ursprünglich gegen den materialistischen und technischen Zeitgeist formulierte Wirtschaftslehren, seine Vorstellungen von biodynamischem Landbau und Komplementärmedizin, fließen noch heute in Produkte ein, die von einer wachsenden, gesundheits- und ökologiesensiblen, nach ethischen Mehrwert strebenden, zahlungsbereiten Kundschaft im unverbindlichen anthroposophischen Warenhaus eingekauft werden können.⁴⁶ Einem Warenhaus, welches die in bildungsbürgerlichen Kreisen – schon um die Jahrhundertwende – populären Leitmotive von Gesundheit und einer kritischen Begleitung der Moderne⁴⁷ heute im (Konsum-)Versprechen von Ökologie und Nachhaltigkeit auflöst.

41 Götz E. Rehn (Hg.), Rudolf Steiner. Wirtschaft. Ideen zur Neugestaltung, Stuttgart 2010, S. 12.

42 Jens Heisterkamp, Pioniere der Nachhaltigkeit. Anthroposophie und neues Denken in der Wirtschaft, in: Ders. (Hg.), Kapital = Geist. Anthroposophie in Unternehmen, Frankfurt a.M. 2009, S. 7–11, hier S. 10.

43 Joseph Huber, Astral-Marx. Über Anthroposophie, einen gewissen Marxismus und andere Alternativen, in: Kursbuch, H. 55/1979, S. 139–162, hier S. 139.

44 Vgl. Silke Mende, »Nicht rechts, nicht links, sondern vorn«. Eine Geschichte der Gründungsgrünen, München 2011, S. 135–167.

45 Zander, S. 1355.

46 Dass die Anthroposophie nicht nur für die Konsumenten unverbindlich ist, sondern dies auch für anthroposophische Firmenlenker sein kann, zeigt die aggressive Expansion der Öko-Handelskette denn's. Als bekannt wird, dass Alnatura nicht in allen Fällen Tarif zahlt, wird dies, nach öffentlichem Druck, binnen weniger Tage geändert, während die Öko-Kette denn's Niedriglöhne beibehält und verteidigt, vgl. Jost Maurin: Der Bio-Schlecker, in: taz.am wochenende, 25./26.05.2013.

47 Vgl. Thomas Rohkrämer, Eine andere Moderne? Zivilisationskritik, Natur und Technik in Deutschland 1880–1933, Paderborn 1999; Michael Hau, The Cult of Health and Beauty in Germany. A Social History, 1890–1930, Chicago 2003.

EINE ANDERE MODERNE

Die Rolle der Anthroposophie ist hierbei letztlich, diese Motive narrativ überzeitlich zu verklammern und, in dieser Überzeitlichkeit, die Popularisierung einer Alltags-Konsumanthroposophie vor allem in bürgerlichen Kreisen erklären zu helfen: Es ist weniger die Geistesströmung selbst als vielmehr die ideelle Verstoffwechslung einer wiederkehrenden Erfahrung von Moderne, Beschleunigung und Krise im deutschen Bürgertum, welche in der Suche nach einer gesunden, einer ökologischen, einer entschleunigten Moderne, kurz: einer *anderen* Moderne eine Auflösung erhofft. Die Anthroposophie ist ein Kind der bürgerlichen Moderneerfahrungen um 1900 mit der Anrufung von Gesundheit, Natürlichkeit und Echtheit, entstanden in krisenhaften Zeiten; in Zeiten von Beschleunigung und Nervenleiden, von Modernisierung, Materialismus und Ausbeutung, von Durchbrüchen in der Kommunikationstechnologie, von einer Fokussierung auf Naturwissenschaft mit dem Gehirn als Referenzpunkt.

In der Übergangskrise von der Moderne zur Postmoderne bzw. zur Zweiten Moderne am Ende der siebziger Jahre wiederholte sich dieser Wunsch nach Gesundheit, Natürlichkeit und Echtheit, nun verpackt in den Mega-Begriffen Ökologie und Authentizität. Zugleich stieg binnen zweier Dekaden die Zahl der Waldorfschulen von 28 im Jahr 1968 auf 144 im Jahr 1988, wurde 1974 die erste anthroposophische Gemeinschaftsbank in Bochum gegründet, 1984 Alnatura, es entstanden Lebensgemeinschaften wie die »Dorfgemeinschaft Sassen«.⁴⁸

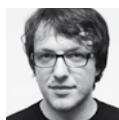
Und angekommen im neuen Jahrtausend, prägen Begriffe wie Globalisierung, Digitalisierung, Beschleunigung, Burn-out, die Neurobiologie, zugleich ökonomische und ökologische Krisen die zeitgenössische Moderne, der sich ein Teil des Bürgertums jenseits des der Moderne eingewobenen Fortschrittsversprechens zu entziehen sucht.⁴⁹ Die anthroposophischen Praxisfelder im Bildungs-, Gesundheits-, Landwirtschafts- und Wirtschaftssektor bilden hierzu eine kritische Gegenzählung, die an die Gestaltbarkeit einer anderen Moderne glaubt, ohne zugleich der Moderne entfliehen zu wollen.⁵⁰ Hier, und nicht unmittelbar in den Texten Steiners, liegt der Schlüssel für die Popularität der anthroposophischen Bewegung, die sich »nicht einfach zum alternativen Wohlfühlangebot herunterbrechen« lässt.⁵¹

48 Ein buntes Spektrum beschreibt der *Spiegel*-Journalist Peter Brügge, *Die Anthroposophen*, Reinbek bei Hamburg 1984.

49 Michael Lühmann, *Gefangen im Korsett der Moderne. Kann ein Green New Deal unseren Fortschritt retten?*, in: 360°. Das studentische Journal für Politik und Gesellschaft, Jg. 7 (2012) H. 2, S. 15–23.

50 So bereits das Leitmotiv bürgerlicher Zivilisationskritik um 1900, Rohkrämer, S. 344.

51 Iris Radisch, *Der letzte Prophet*, in: *Die Zeit*, 17.02.2011.



Michael Lühmann, geb. 1980, ist Politikwissenschaftler, Historiker und Publizist. Er ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Göttinger Institut für Demokratieforschung und arbeitet derzeit an einer Dissertation über »Die Grünen nach Joschka Fischer«.

AM VORABEND EINER NEUEN SEXUALMORAL?

DIE DEBATTE UM DEN »GEBÄRSTREIK« IM JAHR 1913

≡ Anna Bergmann

Am Abend des 22. August 1913 fand in den vollkommen überfüllten Räumlichkeiten der im Berliner Volkspark »Hasenheide« gelegenen »Neuen Welt« eine spektakuläre Diskussion statt. Unter dem Titel »Gegen den Gebärstreik« hatte der Vorstand der Sozialdemokratischen Wahlvereine Berlins und Umgebung zu einer Veranstaltung geladen, die ob ihrer geschlechterpolitischen Dimensionierung von Sexualität unter der Kampfparole »Gebärstreik« vor allem Frauen in die »Neue Welt« lockte. Die Veranstaltung sollte als »Gebärstreikdebatte« in die Geschichte der sozialistischen Arbeiter- und Arbeiterinnenbewegung eingehen¹:

»Schon lange vor Beginn der Versammlung war der große Saal bis auf den letzten Platz besetzt; besonders zahlreich hatten sich die Frauen eingefunden. Die Tische wurden entfernt, aber trotzdem konnten die Massen der Versammlungsbesucher nicht untergebracht werden und Hunderte mußten umkehren, nachdem der Saal wegen Überfüllung von der Polizei *gesperrt* worden war.«²

Turbulent ging es an diesem Abend in der »Neuen Welt«, weiter, es kam zu regelrechten Krawallen. Der Sozialdemokrat und spätere Polizeipräsident der Stadt Berlin, Eugen Ernst, leitete die Diskussion. Er hatte Schwierigkeiten, die Versammlung in Schach zu halten. Wie der beobachtende Kriminal-Schutzmann Gottmann zu Protokoll gab, artete die Debatte immer wieder »zum Gebrüll aus«. Schließlich habe Ernst »im wütenden Ton« geschrien: »Es ist nicht, als wenn hier Parteigenossen im Saal sind, sondern als wenn Vieh und Affen herumtoben.«³

Dieser Tumult war symptomatisch für eine konfliktreiche gesellschaftliche Entwicklung, die eine Zäsur in der sich neu organisierenden Moderne markiert: Denn in der Gebärstreikdebatte standen die sexuelle Ordnung der christlich-bürgerlichen Gesellschaft und der in allen europäischen Ländern seit Ende des 19. Jahrhunderts einsetzende Geburtenrückgang zur Disposition. Auf diesen demografischen und geschlechterpolitischen Wandel reagierte an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert der Staat in Kooperation mit der Medizin mit einem biopolitischen Konzept. Langfristig sollte es die traditionelle Maxime einer wehrfähigen bevölkerungsreichen Nation mit der

¹ Vgl. zur Geschichte der Gebärstreikdebatte u. a.: Ulrich Linse, Arbeiterschaft und Geburtenentwicklung im Deutschen Kaiserreich von 1871, in: Archiv für Sozialgeschichte Jg. 12 (1972), S. 205–271; Karl Heinz Roth, Kontroversen und Geburtenkontrolle am Vorabend des Ersten Weltkrieges. Eine Dokumentation zur Berliner »Gebärstreikdebatte« von 1913, in: Autonomie. Materialien gegen die Fabrikgesellschaft Jg. 9 (1978) H. 12, S. 78–103; Robert P. Neuman, Working Class Birth Control in Wilhelmine Germany, in: Comparative Studies in Society and History Jg. 20 (1978), S. 408–428.

² Berliner Volkszeitung am 23.08.1913.

³ Im Folgenden ist die Zitat-herkunft weitestgehend nicht gesondert ausgewiesen. Vgl. dazu ausführlich: Bergmann, Anna: Die verhütete Sexualität. Hamburg 1992, S. 34 ff., 163 ff., 286 ff. Vgl. außerdem die Polizeiberichte über die Gebärstreikdebatte: Abtlg. VII, Exekutive, 3. Kommissariat v. 23. August 1913, in: Landesarchiv Berlin, A Pr.Br. Rep. 030, Nr. 15856, Bl. 13–27 und Polizeibericht v. 30.08.1913, in: ebd., Bl. 33–38 sowie Presseberichte.

medikalen und gesellschaftsbiologischen Utopie eines »erbgesunden Volkskörpers« verknüpfen. Am Vorabend des Ersten Weltkriegs allerdings wurden beide Aspekte – der mittels Rechtsnormen staatlich verordnete Gebärzwang einerseits und eine medizinisch instruierte Gebärverhinderung mit dem Ziel einer Optimierung der »Bevölkerungsqualität« andererseits – polarisierend diskutiert. In der Gebärstreikdebatte ging es daher nicht allein um eine parteiinterne Frage der Sozialdemokratie, auch nicht um ein auf Deutschland beschränktes Phänomen. Vielmehr spiegelte die Diskussion die widersprüchlichen Facetten einer internationalen Umbruchsituation, in der rigide patriarchale Sexualnormen und die damit verbundene gesellschaftliche Entwertung von Frauen unter dem Vorzeichen eines biologisch bedingten »Muttertriebes« zur Diskussion standen, während Rationalisierungsprozesse seit der Jahrhundertwende die Geschlechterordnung zu erfassen und diese neu zu nuancieren begannen. Symptomatisch für diesen gesellschaftlichen Wandel war der seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts einsetzende relative Geburtenrückgang in allen Industrieländern. Er beruhte auf der Anwendung neuer Techniken der Geburtenkontrolle, die eine Abkopplung sexueller Lust von der Kinderzeugung erlaubten. Ob im Ehebett oder außerehelich praktiziert, im Rahmen der christlich-bürgerlichen Ordnung waren sämtliche von dem religiös bestimmten »Fortpflanzungszweck« abgelösten Sexualpraktiken per se als Sünde verurteilt, wissenschaftlich als »entartet« pathologisiert und größtenteils sogar juristisch als »unzüchtig« kriminalisiert (z. B. Prostitution, Homosexualität, Verkauf von Kontrazeptiva, »wilde Ehen«).

DIE ANGST VOR DEM »VOLKSTOD«

Im Zentrum der Debatte über die Geburtenkontrolle stand zunächst die Frage nach der Bestandserhaltung der Nation. Als »Gespenst«, »Krebsgeschwür« oder »Volkskrankheit« von Politikern jeder Couleur, Staatswissenschaftlern, Medizinern, Repräsentanten der sozialistischen Arbeiterbewegung beklagt, stand die sinkende eheliche Geburtenziffer als Synonym für einen bevorstehenden »Rassen«- oder »Volkstod«. So mahnte der Abgeordnete Baron Knigge (Deutschkonservative Partei) im Deutschen Reichstag 1913: »Meine Herren, [...] das Volk ist dem Untergange geweiht, wo die Frauen nicht mehr stolz darauf sind, Kindern das Leben geschenkt zu haben.«

In Deutschland legte der Regierungs- und Medizinalrat Jean Bornträger eine der ersten einschlägigen bevölkerungspolitischen Schriften zur rückläufigen Geburtenziffer vor. Seine Studie »Der Geburtenrückgang in Deutschland, seine Bewertung und Bekämpfung« wurde zu einem viel zitierten Dokument in der politischen Beurteilung und Bekämpfung des Geburtenrückgangs.

Hohe Geburtenzahlen wurden ohne Verweis auf das damit einhergehende Säuglingssterben mit »weiblicher Kinderliebe« identifiziert, geringere mit »Egoismus«, »Bequemlichkeit« und »Genußsucht«. Ein bedingungsloses Vielgebären würdigte Bornträger hingegen als Ausdruck von »Opferbereitschaft«, »Arbeitsamkeit« und einem Pflichtbewusstsein gegenüber nationalen Interessen.

Der Medizinalrat Josef Graßl klagte, der »Typ der deutschen Hausfrau« sei »im Schwinden begriffen«. Frauenemanzipation, Egoismus, Sittenverfall und Geburtenrückgang wurden als genuine Phänomene gedeutet. Ehefrauen degradierten sich zu »Privat-Prostituierten«, der eheliche Geschlechtsverkehr sei »entwürdigt«, »widernatürliche Neigungen« hätten gegenüber dem »Fortpflanzungstrieb« Oberhand gewonnen, »Lüsternheit« und nicht mehr die »natürliche Funktion der Zeugung« dominierten die ehelichen Beziehungen – verkündeten Politiker und Wissenschaftler und machten dafür den Feminismus politisch verantwortlich.

Mit dem Ziel, die Geburtenziffer anzukurbeln, wurde in Deutschland jetzt staatlich mehr denn je gegen die Praxis der Geburtenkontrolle vorgegangen. Neben der Abtreibungsgesetzgebung bot der im Reichsstrafgesetzbuch verankerte »Unzucht«-Paragraph 184 »Verbrechen und Vergehen wider die Sittlichkeit« einen Anknüpfungspunkt. War das Gesetz zunächst nur gegen pornographische Bilddarstellungen (»Schund- und Schmutzliteratur«) und die Prostitution gerichtet, fand es in der Rechtspraxis bald auch gegen den Handel mit Verhütungsmitteln Anwendung. Bezog sich seit den 1870er Jahren die polizeiliche Strafverfolgung auf den Kommerz mit Kondomen (»Pariser Gummi-Artikel«), stellte der im Jahr 1900 eingefügte Absatz 3 auch den Handel und die Verbreitung von Verhütungsmitteln unter Strafe: »Wer Gegenstände, die zu unzüchtigem Gebrauche bestimmt sind, an Orten, welchen dem Publikum zugänglich sind, ausstellt oder solche Gegenstände dem Publikum ankündigt oder anpreist«, war ab jetzt mit Gefängnis bis zu einem Jahr und einer Geldstrafe bis zu 1000 Mark Strafe bedroht. Auf die neuen Praktiken der Geburtenregelung reagierte der Staat mit einer verschärften Strafverfolgung nach § 184, Abs. 3 RStGB. Die Verfügung des Justizministers wurde an die Regierungs- und Polizeipräsidenten mit dem Appell weitergeleitet, sich »für die Volksvermehrung und die Volksgesundheit« zu engagieren.

URSPRÜNGE UND POLITISIERUNG DER GEBÄRSTREIKDEBATTE

Die Gebärstreikdebatte hingegen machte die neue Geburtenkontrollpraxis zu einem Politikum. Schließlich stand hier das Gebärverhalten von Frauen unter dem Aspekt weiblicher Widerständigkeit zur Diskussion, die mit Verstößen

gegen juristische, religiöse, politische und medizinische Normen verbunden war und auf einer rational motivierten Handlung in der Intimsphäre beruhte.

Die Gebärstreikforderung knüpfte an die seit dem späten 19. Jahrhundert in Europa sich formierende neomalthusianische Bewegung an, welche die Geburtenkontrolle als Mittel zur Verbesserung der Lebensbedingungen von Menschen aus Armutsschichten politisiert hatte. In Anlehnung an den schottischen Geistlichen und Nationalökonom Thomas Robert Malthus (1766–1834), der 1798 die Lösung der Sozialen Frage mittels sexueller Enthaltsamkeit im Sinne einer natürlichen Geburtenbeschränkung in unteren Schichten proklamiert hatte, erklärten Neomalthusianer den Kinderreichtum (lat.: *proletarius* »Kinder habend«) als Wurzel der Armutsphänomene des 19. Jahrhunderts. Nur distanzieren sie sich von der Malthusianischen Forderung nach sexueller Askese. Im Gegenteil, unter dem Gesundheitsparadigma und entgegen der christlichen Sexualmoral der bürgerlichen Gesellschaft zählten sie eheliche Sexualität zu den menschlichen Grundbedürfnissen. Die Gebärstreikidee selbst stammte aus Frankreich. Die Feministin Marie Huot hatte in den 1890er Jahren den Slogan »*la grève des ventres*« – den »Streik der Bäuche« – ausgerufen. Französische Syndikalisten übernahmen diese Kampfparole und griffen sie unter dem Begriff Gebärstreik auf.

Im deutschen Sprachraum machte 1903 der Züricher Arzt Fritz Brupbacher den Gebärstreik populär:⁴ Unter sozialistischen Vorzeichen wurde die Gebärverweigerung als Machtinstrument gegen die Herrschenden statuiert. »Der Gedanke an die Gebärmutter, an die Schwangerschaft beherrscht schließlich ihre ganze Seele [...] Die Frau ist dann eine herumwandelnde Gebärmutter, die mit der Gebärmutter denkt« – so Brupbacher. Darüber hinaus verlieh Brupbacher dem Gebärstreik eine pazifistische Note: »Es wäre doch gewiß töricht, dem Feinde in den herrschenden Klassen Soldaten zu gebären [...] Wir haben am Bestehen und Ausbau des Militarismus kein Interesse, ganz im Gegenteil, und deshalb lachen wir uns ins Fäustchen, wenn der Staat über Soldatenmangel jammert und dem Soldatenmangel nicht abzuhelpen weiß.«

4 Fritz Brupbacher, *Kindersegen – und kein Ende? Ein Wort an denkende Arbeiter*, München 1903.

5 Anna Bergmann, *Frauen, Männer, Sexualität und Geburtenkontrolle. Zur »Gebärstreikdebatte« der SPD 1913*, in: Karin Hausen (Hg.), *Frauen suchen ihre Geschichte*, München 1983, S. 83–110.

DIE SOZIALDEMOKRATISCHE GEBÄRSTREIKDEBATTE⁵

In den 1913 geführten parlamentarischen Debatten über den Geburtenrückgang wurde außerdem auch eine politische Partei, die SPD, auf die Anklagebank gesetzt. Der Vorwurf, sinkende Geburtenziffern in der Arbeiterinnenschaft korrespondierten mit sozialdemokratischer Parteizugehörigkeit, war gängig, zumal in bestimmten Berliner Wohnvierteln sowie in Sachsen – dem »roten Königreich« – ein intensivierter Geburtenrückgang statistisch belegt war und nunmehr auf den Einfluss der SPD zurückgeführt wurde.

Im Reichstag entzündete sich vor diesem Hintergrund ein Konflikt zwischen links und rechts. Sozialdemokratische Politiker verwahrten sich gegen solche Attacken, denn auch sie interpretierten den Geburtenrückgang als nationale Gefahr. »Was wir für eine segensreiche Entwicklung unseres Vaterlandes zu wünschen haben, ist, daß die Bevölkerungszunahme nicht zurückgeht, sondern möglichst gesteigert wird«, erklärte der SPD-Reichstagsabgeordnete Gustav Hoch im Januar 1913. Sozialdemokraten legten den Akzent auf die Soziale Frage und führten die Tendenz zu rückläufigen Geburten bei Arbeiterfrauen auf eine durch kapitalistische Arbeitsverhältnisse verursachte Unfruchtbarkeit (Gifte, unzureichender Mutterschutz) zurück.

Mit dieser pronatalistischen Position hatte die Sozialdemokratie einen umso schwierigeren Stand, als in ihren eigenen Reihen der Gebärestreik als sozialistische Kampfpapare aufkam. Ihre Verfechter hatten mit diesem Begriff das Gebärverhalten provokativ politisiert und die Geburtenverweigerung als Instrument des Klassenkampfes propagiert. Vor allem die sozialistischen Ärzte Alfred Bernstein und Julius Moses popularisierten den Gebärestreik.⁶ Seit 1910 hatten sie im sozialdemokratischen Berliner Hausarztverein in Frauenversammlungen Verhütungsmethoden erklärt. Der Geburtenrückgang wurde von ihnen als Chance für die Durchsetzung sozialstaatlicher Maßnahmen wie z. B. Mutter- und Säuglingsschutz gesehen. In Veranstaltungen riefen sie Frauen aus Armutsschichten zum Gebärestreik auf. Bei einem kontinuierlichen Geburtenrückgang seien »die herrschenden Klassen am Ende ihres Lateins«, schrieb Moses, und Bernstein sagte in einer Rede: »Der Geburtenrückgang, wie er jetzt eingeleitet ist, der trifft den Kapitalismus an seinem Lebensmark. Wenn wir Ausbeutungsobjekte nicht rekrutieren, wenn wir das Heer nicht vermehren, dann ist der Kapitalismus am Ende«. Bernstein weiter: »Auf eine einfache [...] Formel gebracht, lautet unsere moderne Anschauung – die Grundlage jeden sozialistischen Fortschritts: Eure, der Arbeiter Stärke ruht in euren Geschlechtsorganen. Ihr Arbeiterfrauen, in deren Schoss unsere Zukunftshoffnungen ruhen, ihr Gedrückten und Geknebelten, ihr habt die Siegespalme in der Hand, wenn ihr euch weigert, weiter als Gebärmaschinen zu fungieren. Der Gebärestreik, der unblutige, er wird den Kapitalismus auf die Knie zwingen.«⁷

Auf das Engagement von Moses und Bernstein reagierte die SPD-Parteileitung im Juli 1913, denn die Gebärestreikpapare war entgegen der parteioffiziellen Linie bei Arbeiterfrauen auf großes Echo gestoßen. Am 31. Juli und am 7. August 1913 widmete die sozialdemokratische Parteizeitung *Vorwärts* dem Thema Gebärestreik zwei Artikel, in denen die Faszinationskraft dieser Kampfformel disqualifiziert wurde:

6 Michael Schneider (Hg.), Julius Moses. Schrittmacher der sozialdemokratischen Gesundheitspolitik in der Weimarer Republik, Bonn 2006.

7 Alfred Bernstein, Wie fördern wir den kulturellen Rückgang der Geburten? Ein Mahnruf an das arbeitende Volk, Berlin 1913; bis in die 1920er Jahre erreichte die Broschüre eine Auflagenhöhe von 500.000 Exemplaren.

»Gerade unter den Genossinnen findet man [...] Verteidiger für die Notwendigkeit des Gebärstreiks. Sie schildern lebhaft die Nöte einer Mutter mit acht Kindern, deren Berufs- und Hausarbeiten keine Zeit zum Besuch von Versammlungen [...] übrig lassen. Diese Beweisführung, die von Tausenden von Proletariermüttern mit dem ganzen Gefühl eigener bitterer Erfahrungen wiederholt wird, ist, so bestechend sie auch erscheinen mag, nichtsdestoweniger *falsch*. Nicht die geringe Kinderzahl ist der Weg zur sozialistischen Erkenntnis und Politik«.

Eine weitere Kampagne gegen den Gebärstreik startete der Berliner SPD-Verbandsvorstand: Im August 1913 inszenierte er die anfangs erwähnte Parteiveranstaltung »Gegen den Gebärstreik«. Das seit langem vermisste weibliche Interesse an SPD-Veranstaltungen wurde in diesem Falle keineswegs begrüßt. Da es der Parteileitung in erster Linie darum ging, bei Frauen eine Positionsänderung gegen den Gebärstreik zu bewirken, traten vor allem die weibliche Parteiprominenz und die Führerinnen der proletarischen Frauenbewegung als Rednerinnen auf: Clara Zetkin, Luise Zietz und die Theoretikerin Rosa Luxemburg. Rosa Luxemburg wertete die Popularität der Gebärstreikforderung als Indiz für die Rückständigkeit ihrer Anhängerinnen, denn sie appelliere »an die *Oberflächlichkeit, Dummheit und Denkfaulheit* in den Massen«. Clara Zetkin erinnerte an die hohe politische Bedeutung der zahlenmäßigen Übermacht des Proletariats: »Die Arbeiterklasse dürfe nicht vergessen, daß für ihren Befreiungskampf die große *Masse* von ausschlaggebender Bedeutung sei. Ein Blick in die Geschichte zeige, daß die aufstrebenden Klassen *nicht durch ihre Qualität*, sondern *durch ihre Masse* gesiegt hätten. Es sei der Kinderreichtum ein gesunder Reichtum gewesen.« Den Gebärstreik verurteilte Zetkin mit einer militärischen Rhetorik: Die Zahl der »Soldaten für die Revolution« sei gefährdet, und statt »Feigheit und Kleinmut« forderte sie die »Klassenaktion«.

Solche Argumentationen überzeugten das Publikum indes nicht: Die vorformulierte Resolution »Gegen den Gebärstreik« kam nicht zur Verabschiedung. Die Parteiveranstaltung hatte den genau gegenteiligen Effekt ihrer ursprünglichen Intention. Der Konflikt zwischen Parteileitung und Frauen kam nun erst richtig in Gang. Am 28. August 1913 wurde eine wiederum überfüllte und überwiegend von Frauen besuchte Fortsetzungsveranstaltung einberufen. Am bedingungslosen Gebärzwang konnte nun allerdings nicht mehr festgehalten werden, weil ansonsten allzu viele Parallelen des staatlich restriktiven Kurses mit der sozialistischen Position offenbar geworden wären. Dieses Mal versuchte Luise Zietz den Konflikt zu besänftigen. Sie erklärte die Geburtenkontrolle zu einer rein privaten Entscheidung, so dass der Gebärstreik eine politische Leerformel bliebe.

Die sozialdemokratische Frauenrechtlerin Minna Guldner erklärte hingegen, die Genossinnen aus dem Berliner Norden seien mit der Position Zetkins zum Gebärstreik nicht konform. Und eine andere Rednerin polemisierte: »Genossin Zetkin hat nicht so recht in die Verhältnisse der Armen hineingesehen. Ich rate: streiken sie weiter.«

Zum Thema Geburtenrückgang folgte in sozialdemokratischen Zeitschriften eine Reihe von Artikeln, in denen weiterhin einerseits die Geburtenkontrolle entpolitisiert und andererseits die pronatalistische Position bekräftigt wurden. Auch war der Geburtenrückgang in den Augen der Autoren eine dem Kapitalismus eigene Dekadenerscheinung mit einer sexuellen Dimension: Ludwig Quessel erklärte, »in seiner Häßlichkeit« wirke allein das Wort Gebärstreik »wie ein gegen unser ästhetisches Empfinden geführter Peitschenschlag«. Auch Wilhelm Pieck hatte den Gebärstreik als einen »Sexualstreik« ins Lächerliche zu ziehen versucht und Karl Kautsky berichtete über Gespräche mit Parteigenossen: »Viele, unter ihnen vor allem Liebknecht, bekämpften [die Geburtenkontrolle] als unsittlich und widerlich.«

Den größten Beifall ernteten aber Bernstein und Moses auf der Gebärstreikversammlung. Sie sahen im Gebärstreik eine Chance zum kulturellen und politischen Aufstieg der unteren Schichten: »Friedrich der Große hat gewissermaßen mit einer Handvoll Soldaten ganz Europa bezwungen. Es kommt eben nicht auf die Quantität, sondern auf die *Qualität* der Menschen an.«

Dieses Programm war im Kern mit der Eugenik und ihren biopolitischen Konsequenzen (operative Abtreibung, Sterilisation, Kastration) verwandt: »Und ist das Unerwünschte, die Schwangerschaft trotzdem eingetreten, dann lautet die erlösende [...] Parole: Unterbrechung der Schwangerschaft und Unfruchtbarmachung der Frau. Ihr Mediziner wollt die verwüstende Tuberkulose bekämpfen, dann macht den Schoß unfruchtbar, [...] Stolz und schöne Menschen will ich aus euch machen, geistige Kraft und körperliche Elastizität soll aus euren Augen blitzen!«⁸ Die Handschrift der Eugenik ist in den Ausführungen Bernsteins unübersehbar.⁹

DER KEIM EINES GESCHLECHTERPOLITISCHEN UMBRUCHS

Die Faszinationskraft des Gebärstreiks bei Arbeiterinnen erklärt sich jedoch vielmehr aus der Tatsache, dass ein sie betreffendes Problem eine Sprache bekam – nachdem es bisher auf Basis der christlichen und bürgerlichen Sexualmoral nicht nur tabuisiert, sondern eben auch kriminalisiert war.

Wie eng der Spielraum für Frauen war, sich öffentlich zu artikulieren, verdeutlicht das Schicksal Alma Wartenbergs, einer sozialdemokratischen Frauenrechtlerin aus Hamburg-Altona, die in einer Zigarrenmacherfamilie mit elf

8 Alfred Bernstein: »Elend und Gebärstreik« in, Welt am Montag, 17.11.1913

9 Die Eugenik geht zurück auf den britischen Anthropologen Francis Galton. Er hatte 1883 unter dem Begriff »eugenics« (»Eugenik«) – die Lehre vom Wohlgeborenssein – eine erbbiologische Perspektive auf gesellschaftliche Prozesse eröffnet, die er 1904 als »National Eugenics« präzierte. Grundsätzlich wurde mit diesem biopolitischen Konzept der *Neue Mensch* und damit einhergehend die *Neue Frau* unter den Prämissen einer medikalisierten Gesellschaftsordnung angestrebt.

Geschwistern aufwuchs und selbst Mutter von vier Kindern war. Als einzige Frau propagierte sie auf Eigeninitiative gegen die Parteilinie den Gebärstreik, nur setzte sie argumentativ ganz andere Akzente: »Wenn der Staat auch noch soviel Gesetze gegen den Rückgang der Geburten schaffe, so müsse die Frau doch Herrin über ihren eigenen Körper bleiben. Das Recht, sich gegen Geburten zu schützen, stehe ihr selbst gegen den Willen ihres Ehemannes zu!« Wartenberg forderte das Recht auf eigene Lebensgestaltung für Frauen, ohne dabei die Geburtenkontrolle für »höhere« Ziele zu instrumentalisieren.

Ihr Engagement für weibliche Autonomie brachte sie sowohl mit der SPD als auch mit der Justiz in Konflikt. Die Partei distanzierte sich von ihr und wegen eines Lichtbildervortrages über Verhütungsmethoden wurde sie im Jahre 1913 vom Landgericht Nordhausen nach § 184 zu einer zweimonatigen Gefängnisstrafe verurteilt. Dabei stand Alma Wartenberg nicht nur als Kriminelle vor Gericht, sondern hatte auch Schimpftiraden der männlichen Öffentlichkeit durchzustehen. Charakteristisch für ihre Dämonisierung sind die Sätze des Abgeordneten der Zentrumspartei, Freiherr Heinrich von Steinaecker, im Preußischen Parlament im April 1914: »Können Sie es mir übelnehmen, wenn ich erkläre, daß diese Frau eigentlich gefährlicher ist als ein wildes Tier, das auf die menschliche Gesellschaft losgelassen wird, und daß die Frau daran schuld ist, wenn die gesunde Sinnlichkeit, die sittlichen Grundlagen ihrer Genossinnen durchaus verdorben werden!«

Die Gebärstreikdebatte markiert eine geschlechterpolitische Zäsur und illustriert den Bruch mit dem aus dem 19. Jahrhundert stammenden Konzept eines biologisch verankerten »Muttertriebes«, das nunmehr von einer »neuen Sexualmoral« abgelöst wurde. Im Gegensatz zu Eugenikern und Neomalthusianern konnte sich die Politik noch nicht mit der Geburtenkontrolle arrangieren, denn dies hätte ein modernisiertes Frauenbild vorausgesetzt. Rechte wie linke Politiker hielten an dem traditionellen Weiblichkeitsideal sowie dem daran geknüpften Pronatalismus fest und so stand in diesen Reihen die Geburtenkontrollpraxis für einen gesellschaftlichen Sitten- und Kulturverfall. Sozialistisch gesinnte Ärzte mit einer eugenischen Position und Feministinnen hingegen vertraten die neue Sexualmoral. Die Gebärstreikdebatte provozierte somit ungewöhnliche Allianzen und kann als Lehrstück zum geschlechterpolitischen Umbruch gelesen werden, denn hier wurden christlich-bürgerliche, sozialistische, eugenische sowie feministische Positionen neu ausgefochten.



Prof. Dr. Anna Bergmann, geb. 1953, ist apl. Professorin an der Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder).

DAS LEIDEN AN DER MODERNEN WELT

ÜBER DAS PHÄNOMEN DER NEURASTHENIE

≡ Heinz-Peter Schmiedebach

Ein eigenartiges Phänomen von massenhafter Erschöpfung wurde in Europa in den Jahren vor und um 1913 erörtert.¹ Diese Erscheinung hatte unter den Namen »Neurasthenie«, »Nervenschwäche« und »Nervosität« in die Fach- wie auch in die Laienpresse Eingang gefunden. Der amerikanische Arzt George Beard beschrieb erstmals im Jahre 1880 die Neurasthenie oder *American Nervousness* und verknüpfte diese Erscheinung mit der modernen Welt und ihrem Lebensalltag.² Dadurch unterschied sich die Neurasthenie u. a. von der Hysterie, die schon seit der Antike bekannt war, aber im Laufe der Jahrtausende einen beeindruckenden Gestaltwandel durchgemacht hatte. Bereits 1881 erschien das Buch von Beard in deutscher Übersetzung. Innovationen in dieser modernen Welt, die Symbolcharakter für die Moderne annahmen, waren Eisenbahn, Telegraphie und Elektrizität, alle in verschiedener Weise mit der Beschleunigung von Reisen und der Kommunikation verbunden. Die Konsequenzen dieser Neuerungen wurden mit einer Mischung von Faszination und Besorgnis breit erörtert.

Heute hält eine ähnliche Erschöpfung, das sogenannte *Burn-out*, die Medien wieder in Atem, und Parallelen dieser beiden Erscheinungen sind nicht zu übersehen. So scheinen weit verbreitete Erschöpfungsphänomene ein regelmäßig wiederkehrendes Signet moderner Gesellschaften zu sein. Das Gemeinsame besteht im Auftreten von Zeichen für ein Nicht-mehr-Funktionieren eines Individuums aus Mangel an Kraft, verbunden mit psychischen Veränderungen, die nach und nach eine nicht mehr zu übersehende Verbreitung in einer Gesellschaft erreichen. Dieses Neue findet nicht nur im professionellen medizinischen Diskurs eine verstärkte Thematisierung, sondern wird durch eine massenmediale Resonanz gesellschaftlich verankert. Dazu bedarf es auch einer wirkmächtigen modernen Medienlandschaft, die – für den Fall »Neurasthenie« – am Ende des 19. Jahrhunderts in Deutschland gegeben war. Das gegenseitige Durchdringen von professioneller und medialer Bemächtigung des Themas konstituierte eine medizinische, soziale und kulturelle Realität des Phänomens. Durch medizinische Expertise legitimiert – und damit als epistemisches Ding anerkannt – konnten unter dem Etikett

1 Einen Einblick in die damalige internationale Diskussion liefern Marijke Gijswijt-Hofstra u. Roy Porter (Hg.), *Cultures of Neurasthenia. From Beard to the First World War*, Amsterdam/New York 2001.

2 Vgl. Tom Lutz, *American nervousness, 1903. An anecdotal history*, Ithaca/New York 1991.



»Neurasthenie« diffuses Unbehagen, verborgene Ängste, bislang tabuisierte Themen zunächst im professionellen Schutzraum medizinisch-psychiatrischer Expertise angesprochen werden, bevor sie mehr und mehr in die Öffentlichkeit diffundierten. Die Neurasthenie wurde auch zu einem Ausgangspunkt für eine neue, gesellschaftliche Aufmerksamkeit für das psychische Leiden.³ Mehr noch, da diesen existierenden und mit diagnostischer Ordnungsmacht der Medizin versehenen Erscheinungen auch noch gesamtgesellschaftliche Konsequenzen, wie Leistungseinbuße verbunden mit realen Kosten, anhafteten, durfte mit Hinweis auf die Neurasthenie als Referenz auch nach konkreten Reformen gesucht werden. Die Gesellschaft war geradezu aufgerufen, diese Erscheinungen, ihre Ursachen zu erörtern und Konsequenzen zu ziehen, wollte sie nicht einen beträchtlichen Teil ihrer Mitglieder, mit lang dauernder Mattigkeit geschlagen, verlieren.

Das Phänomen offenbarte einen Doppelcharakter, einerseits war es Ausdruck eines Unbehagens an den modernen Verhältnissen, andererseits wirkte es als Legitimation für Veränderung. Es war als Seismograph wie auch als Impulsgeber integraler Bestandteil moderner verwissenschaftlichter und medialer Gesellschaften, die Neujustierungen auf unterschiedlichsten Feldern vornehmen mussten. Neurasthenie transportierte dabei eine gegensätzliche Bedeutung. Auf der einen Seite war die neurasthenische Person eine moderne Person, in Übereinstimmung mit den modernen Lebensformen, besonders mit der Kopf- oder Geistesarbeit. Der Neurastheniker stand an der Spitze des sozialen und kulturellen »Fortschritts«. Auf der anderen Seite war es genau diese Moderne, die durch ihre tiefgreifenden Veränderungen zu Erschöpfung führte und die Menschen mit mannigfachen Beschwerden quälte. Auf diese Weise wurde der »Fortschritt« der modernen Welt durch die von ihm selbst hervorgebrachten Gegebenheiten bedroht. Neurasthenie repräsentierte also auch eine Selbstbedrohung und Selbstschwächung der modernen Lebensformen. Dieses Problem erweiterte die Neurasthenie-Frage zu der grundsätzlichen, wie mit der modernen Lebensweise umzugehen sei. Die Neurasthenie wurde so zu einer medizinisch anerkannten Herausforderung, um neue Wege im Umgang mit den sozialen und kulturellen Folgen der Moderne zu suchen. Im Folgenden wird ein Teil der Diskussion nachgezeichnet, wie sie unter Fachkundigen und in der Laienpresse geführt wurde. Genauer: Es sollen die in Erwägung gezogenen Ursachen der Neurasthenie, mögliche geschlechts- oder schichtenbezogene Perspektiven und Strategien im Umgang mit dem Phänomen beleuchtet werden. Zunächst sollen jedoch die Beziehungen zwischen Neurasthenie, Nervensystem und Moderne skizziert werden.

3 Alain Ehrenberg, *Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*, Frankfurt a. M. 2008, S. 50.

VIelfache Anschlussmöglichkeiten an die »Moderne«

Von medizinischer Seite wurde die Neurasthenie mit Gehirn und Nervensystem in Verbindung gebracht und damit somatisch geerdet. Die Beschäftigung mit Nervensystem und Gehirn hatte, ähnlich wie heutzutage, auch um 1900 Konjunktur. Die zentrale Rolle des Nervensystems und des Gehirns wurde von allen möglichen Forschern und Ärzten immer wieder betont und dabei z. B. herausgestellt, dass die Welterkenntnis nur vermöge der Nachrichten, die das Gehirn über die Sinne empfangt, möglich werde. Das Nervensystem sei als einziges Körpersystem typisch für die höher organisierten Organismen. Schließlich wurde dabei auch von Ärzten die weit verbreitete Metapher bemüht, die sich aus den damals modernsten Kommunikationsapparaten herleitete. Nerven wurden als Leitungsorgane, Telegraphendrähte oder Kabelleitungen bezeichnet, deren Aufgabe es sei, Sender- und Empfangsstationen miteinander zu verbinden. Der Schlüssel zur Spezifität des Menschen, zum Verständnis des Ich liege in diesem System. Welterkenntnis und Ich-Verständnis als Phänomene einer kulturellen Identität des wissenschaftlich gebildeten Bürgertums wurden zu Beginn des 20. Jahrhunderts untrennbar mit Nervensystem und Gehirn in Verbindung gebracht.

Bei der Neurasthenie galten Nervensystem und Gehirn als die am häufigsten und am intensivsten von Veränderungen betroffenen Teile im menschlichen Körper. Eine das Nervensystem überflutende Reizmenge, die Produkt der modernen Lebensweise sei, konnte nach damaliger Lesart schließlich zu einer Erschöpfung dieses Systems, zu einer Schwächung der Nerven-Energie führen. Das geschwächte Nervensystem, die nervösen Reaktionen wurden regelrecht zu einem Inbegriff der Endjahrhundertstimmung, sie kennzeichneten das »Zeitalter der Nervosität«, wie Joachim Radkau es beschrieb.⁴

In der öffentlichen Diskussion wurden vorrangig zwei unterschiedliche Vorstellungen zum pathogenetischen Ablauf greifbar. Beim anatomisch-mechanistischen Ansatz wurde das Funktionieren des Nervenapparates von einer ausreichenden Ernährung der Nerven abhängig gemacht. Dabei spielte das Lecithin, das als Grundbaustein des Nervensystems galt, eine bedeutsame Rolle. Bei überstarker Reizung und Beanspruchung des Nervensystems komme es zu einer Einbuße der Leistungsfähigkeit wegen des übermäßigen Verbrauchs dieser Grundsubstanz, was wiederum eine Abnahme der Nervenmaterie bewirke. Durch das Zuführen dieser Substanz werde die Erholung und der Wiederaufbau in Gang gesetzt; die Nerven regenerierten sich, die normale Spannung stelle sich wieder ein und bald sei die volle Funktion wieder verfügbar.

Ein zweiter Erklärungsversuch, der eine weit größere Verbreitung hatte, entsprach einem mehr energetischen Ansatz, der auf der elektrischen Natur

4 Joachim Radkau, Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler, München 1998.

der sogenannten Nervenkrankheit gründete. Schon seit vielen Jahrzehnten war Elektrizität auf verschiedene Weise mit den Funktionen des Nervensystems in Verbindung gebracht worden, und so galt die Nervenkrankheit als eine elektrische Energie. Man könne geradezu von einer »Elektrifizierung« der Nerven sprechen, meint Volker Roelcke.⁵ Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde der Elektrotherapie bei Nervenkrankheiten besonders in Frankreich und Deutschland ein hoher Stellenwert zugesprochen. Neurasthenie sei Folge einer durch übermäßige Beanspruchung hervorgerufenen Entladung der Nervenenergie, ähnlich wie bei der Abnahme der Leistung einer Batterie beim langen Gebrauch. Die Applikation von elektrischem Strom auf das Gehirn und Nervensystem sollte diesen Entladungsvorgang kompensieren und neue Energie zuführen, wozu verschiedene moderne elektrische Apparaturen, wie z. B. der »Kopfgalvanisator«, entwickelt wurden.⁶

Das Nervensystem und seine Funktionsweise waren durch diese Sichtweise leicht mit Attributen und Symbolen von Modernität in Verbindung zu bringen. Die Elektrizität als funktionstragende Kraft in den Nerven konnte gemessen und abgeleitet werden. Sie galt als Archetyp moderner Energieformen. Die Metapher von den Nerven als Telegraphendrähten wurde nicht nur wegen äußerer morphologischer Ähnlichkeiten von Draht und Nervenfasern benutzt, sondern auch wegen der ähnlichen Funktion der Informationsübermittlung. Der elektrische Strom fungierte in beiden Fällen als energetische Quelle. So verkörperten Nervensystem und Gehirn sowohl für Mediziner als auch für Laien die »modernsten« Elemente im menschlichen Organismus. Nicht nur die Neurasthenie selbst als für die moderne Gesellschaft typische Folge von Überreizung und Störung der Leistungsfähigkeit, auch das anatomische Substrat dieser Störung, das Nervensystem, wie auch ein Teil der anzuwendenden Therapien boten vielfache Anschlussmöglichkeiten an das Assoziationsfeld »Moderne«. Hier zeigt sich ein sehr bedeutender Unterschied zum gegenwärtig diskutierten Burn-out, das vor allem durch emotionale Erschöpfung, Depersonalisation und Leistungsunzufriedenheit gekennzeichnet ist und bei dem kein metaphorischer Bezug zwischen aktuellen technischen Innovationen und Teilen des Organismus hergestellt werden kann.

GEZIELTE PAUSEN ALS GEGENPOL ZUR BESCHLEUNIGUNG DES LEBENS

Galten die Nerven und das Gehirn als die somatische Basis der Neurasthenie, so waren es in erster Linie die Geistes- und Kopfarbeiter, welche die für die Neurasthenie besonders anfälligen sozialen und beruflichen Gruppen repräsentierten. Artikel in der *Gartenlaube*, zum allergrößten Teil von Ärzten

5 Volker Roelcke, *Electrified Nerves, Degenerated Bodies: Medical Discourses on Neurasthenia in Germany, ca. 1890–1914*, in: Marijke Gijswijt-Hofstra u. Roy Porter (Hg.), *Cultures of Neurasthenia. From Beard to the First World War*, Amsterdam/New York 2001, S. 177–197.

6 Anzeigen im *Simplicissimus*: »Neurasthenie des Gehirns« und »Behandlung der Kopfnervosität«, H. 16/1911–12, S. 410 und S. 498.

verfasst, betonten häufig die Kopf- oder Geistesarbeit als Grund für die Erschöpfung von Nervensystem und Gehirn. Neurasthenie und Nervosität wurden dabei meistens synonym und in einem sehr weiten Sinn gebraucht. Die Konnotationen, die aber mit dem Begriff »nervös« verbunden waren, waren von recht unterschiedlicher Dignität. Einerseits besaß der Terminus einen pejorativen Unterton. Unstetigkeit, Ruhelosigkeit, Überempfindlichkeit, mangelnde Belastbarkeit und ähnliche Attribute des Zerfalls und der Schwäche wurden mit diesem Begriff markiert. Dazu im Gegensatz konnte »nervös« aber auch positiv im Sinne einer kulturellen Verfeinerung, einer besonderen Empfindsamkeit gebraucht werden. Der nervöse Mensch war derjenige, der im modernen Leben stand, sich auf der Höhe der Zeit und nach allen Seiten hinstrebend bewegte, dabei Feinsinnigkeit und ein hoch entwickeltes Sensorium besaß, das aber unter der unermesslichen Reizlast zusammenzubrechen drohte, dennoch eine gewisse elitäre Herausgehobenheit repräsentierte.⁷ Auch diese Konnotation weist einen deutlichen Unterschied zum gegenwärtig diskutierten Burn-out auf.

Immer wieder bezogen sich die Autoren, die Neurasthenie diskutierten und ihre Ursachen erörterten, auf den modernen Kampf ums Dasein, die Lebensbedingungen in den Städten, die einseitige Belastung von Nerven und Gehirn durch geistige Anstrengung. Zudem spielten die individuelle Natur und die hereditäre Belastung eine mehr oder weniger wichtige Rolle. Häufig wurden beide Ansätze kombiniert. Dennoch waren in den Artikeln in der *Gartenlaube* zum Beispiel degenerative Argumente mit einer mehr pessimistischen Sichtweise kaum zu finden. Dies steht zum einen mit der Sichtweise des Erstbeschreibers Beard in Einklang, mag aber auch mit der aufklärerischen Absicht der Autoren zusammenhängen, den Leser zu einer Änderung seiner Lebensführung zu motivieren. Allzu deterministische und pessimistische Bewertungen, wie eine starke Betonung einer schwer zu beeinflussenden erblichen Belastung, hätten den Leser leicht demotivieren können. Die Nervenschwäche galt zudem eher als eine harmlose Erkrankung im Vergleich mit der progressiven Paralyse oder den Psychosen, so dass in ihrem Umfeld die ansonsten weit verbreitete pessimistische Haltung der Psychiater angesichts eines vermeintlich unaufhaltbaren Degenerationsprozesses nicht zu finden ist.

Im Zusammenhang mit einer tatsächlichen oder vermeintlichen Überlastung der Schulkinder, die etwa seit den 1870er Jahren vermehrt diskutiert wurde, wurden auch die Kulturtechniken Lesen und Schreiben erörtert. »Extensives« Lesen und Schreiben betrachtete man als eine starke Anstrengung für das Gehirn, Augen und Wirbelsäule. Die Zahl der kurzsichtigen Schüler

7 Vgl. Heinz-Peter Schmiedebach, *The Public's View of Neurasthenia in Germany: Looking for a New Rhythm of Life*, in: Marijke Gijswijt-Hofstra u. Roy Porter (Hg.), *Cultures of Neurasthenia. From Beard to the First World War*, Amsterdam/New York 2001, S. 219–238.

steige deswegen an, Wirbelsäulenverkrümmung und nervöse Beschwerden würden zu einem Massenphänomen. Unterrichtsstunden und Hausaufgaben verlangten viel zu viel Zeit. Außerdem befördere das Curriculum nur einseitige Geistesanstrengung und vernachlässige das Muskeltraining. Um die Überlastung der Schulkinder zu reduzieren, verlangte man eine Kürzung der Unterrichtszeit. Phasen für Spiele und körperliche Ertüchtigung sollten eine einseitige Belastung des Gehirns kompensieren.⁸ Vereinzelt stand auch eine Reform der Schrift auf der Tagesordnung. Die Wörter seien zu verkürzen, weil diese leichter zu behalten seien als lange; auch sei die Orthographie zu vereinfachen, was vor einer Überlastung des Gehirns schützen würde.⁹

Auch Lehrer wurden zu der Gruppe der Kopf- und Geistesarbeiter gezählt. Deren Arbeitssituation stand immer wieder im Zentrum von Erörterungen. So wurde gefordert, Geistesarbeitern einen Erholungsurlaub von vier Wochen pro Jahr zuzugestehen. Zudem hielt man es vielfach für nötig, Lehrern ein höheres Gehalt zu gewähren, so dass sie nicht gezwungen seien, Privatunterricht an Sonn- und Feiertagen zu geben. Darüber hinaus sollte der Staat für die Kosten eines notwendigen Kuraufenthaltes aufkommen. Die Umsetzung solcher Verbesserungen vergrößere die Leistung des individuellen Kopfarbeiters und könne vorzeitige Berentungen abwenden.

Explizit wurde verschiedentlich darauf verwiesen, dass Arbeiter, die keiner geistigen Arbeit ausgesetzt waren, wie auch die Landbevölkerung, nicht an Neurasthenie litten. Diese Ansicht war aber unter Ärzten nicht generell akzeptiert. Auch manche zeitgenössische Daten sprechen eine andere Sprache. In der ersten Dekade des 20. Jahrhunderts waren z. B. Neurastheniker die größte Patientengruppe, welche die medizinische Poliklinik der Universitätsklinik Greifswald aufsuchte, ohne Frage mehrheitlich Personen aus der Landbevölkerung.¹⁰ Joachim Radkau hat Krankenakten aus der Arbeiterschicht durchforstet und dabei zahlreiche Fälle von Neurasthenie gefunden. Neurasthenie wirkte in diesem Kontext manchmal wie ein unspezifisches Anpassungssyndrom, das nicht an eine bestimmte Art Arbeitsbelastung geknüpft war, sondern vor allem in ungewohnten Arbeitsverhältnissen auftrat. Dabei konnte das Ungewohnte sowohl in einem Mehr als in einem Weniger an Autonomie und Verantwortung bestehen, wie z. B. bei einem 39-jährigen Maschinenschlosser, der zum Leiter eines Wasserwerks aufgestiegen war, und vom Antritt der Stelle an immer stärker von Zweifeln und Bedenken gequält wurde, ob er die ihm obliegenden Aufgaben erfüllen könne, bis er schließlich glaubte, er sei zu nichts nütze und Suizidabsichten äußerte. Daneben gab es aber auch die klassischen »neurasthenischen« Berufe, bei denen die Faktoren moderne Technik und Tempo eine offensichtliche Hauptrolle

8 Albert Eulenburg, Ueber Schulnervosität und Schulüberbürdung, in: Gartenlaube 1896, S. 192–196.

9 E. Falkenhorst, Buchstaben und Nerven, in: Gartenlaube 1894, S. 399–402.

10 Heinz-Peter Schmiedebach, Die Herausbildung der Neurologie in Greifswald – Anmerkungen zur Fächerdifferenzierung in der Medizin, in: Wolfgang Fischer u. Heinz-Peter Schmiedebach (Hg), Die Greifswalder Universitäts-Nervenklinik unter dem Direktorat von Hanns Schwarz 1946 bis 1965, Greifswald 1999, S. 98–114, hier S. 103.

spielten: die Eisenbahner, die Schriftsetzer und die Telefonistinnen. Die in den 1880er Jahren eingeführte Linotype-Setzmaschine galt mit dem schnellen Buchstabenguss während des Setzvorgangs neben der Lokomotive als die komplizierteste Maschine des 19. Jahrhunderts. Eine Telefonleitung von der Börse direkt zum Schriftsetzer sorgte in Sekundenschnelle für die Übermittlung der neuesten Börsendaten. Dieses Tempo brachte mannigfaltige Überforderungen mit sich, und dementsprechend konnte Radkau 16 Prozent der neurasthenischen Patienten in einem Sanatorium als Schriftsetzer identifizieren.¹¹

Ein umfangreiches Spektrum von Maßnahmen zur Stärkung der Nerven wurde intensiv in der Laienpresse und der medizinischen Fachliteratur erörtert. Die Maßnahmen waren nicht nur auf die individuelle Gesundheit gerichtet, sondern propagierten auch Reformen des Schulunterrichts und der Arbeit und verlangten Veränderungen in den Städten, in denen z.B. zur Reduzierung des Lärms das Kopfsteinpflaster durch Asphalt ersetzt werden sollte. Man empfahl von medizinischer Seite die Herstellung einer ausgewogenen Balance von geistigen und körperlichen Aktivitäten, die Einhaltung einer angemessenen Zeit für Ruhe und Erholung und die Abschaffung der Sonntagsarbeit. Die meisten der Autoren verurteilten die Genusssucht und die exzessive Exposition des Nervensystems für alle möglichen Reize. Vernünftige Ernährung wie auch persönliche Hygiene wurden ebenfalls empfohlen. Für manche Fälle hielt man elektrotherapeutische Maßnahmen, Hydrotherapie wie auch Massagen für indiziert. Auch ein Aufenthalt in einem Sanatorium oder in einem Kurort galt als hilfreich. Unbedingt sollten Erholungsurlaube durchgeführt werden, jedoch empfahl man besonders nervösen Personen, die Fahrt mit der Eisenbahn zu vermeiden. Die unruhige, schüttelnde Fahrt wurde ebenso als schädigender Nervenreiz angesehen wie die überfüllten Bahnhöfe; für solche Personen sei das Dampfschiff das beste Reisemittel. Die allermeisten dieser Empfehlungen hatten ein einziges Ziel vor Augen: die Einführung einer Pause zum Ausspannen. In den Lebensalltag sollte eine gezielte Unterbrechung als Gegenpol zur Beschleunigung des Lebens in der modernen Gesellschaft eingefügt werden. Die Frage, wie mit der Neurasthenie umzugehen sei, führte zur Entdeckung der Langsamkeit, eines freiwilligen vorübergehenden Rückzuges aus dem hektischen Alltag, legitimiert durch medizinische Argumente. Diese neu entdeckten und geforderten Entspannungsphasen sollten es ermöglichen, eine selbstbestimmte Stärkung von Körper und Geist einzuleiten, um den mehrfach beklagten Mangel an Idealen, Glauben, Autorität und Überzeugung zu überwinden. Die Übung des Denkens, des Verstehens und der Urteilkraft würden die Grundlage für

11 Radkau, S. 221–225.

einen robusten und unabhängigen Willen schaffen. Dies gewähre einen bedeutenden Schutz vor der Flut der Nervosität.¹² Damit wurde die Stabilisierung eines eher traditionellen Wertekanons als ein Ziel im Kampf gegen die Neurasthenie genannt. Die Neurasthenie war somit Anlass für den Versuch, kulturelle Verhaltensmuster zu gestalten. Auch diese bei der Bekämpfung der Neurasthenie propagierte Stärkung von Idealen, Glauben und Autorität ist in der Diskussion des Burn-outs nicht zu finden.

Die Position, nur Frauen seien von Neurasthenie betroffen, wurde kaum vertreten. Dies bedeutet aber nicht, dass man grundsätzlich die Diskussion über die »unterschiedliche Natur« von Männern und Frauen vermied. Frauen wurden vielfach als empfindsamer beschrieben. Auch wurde behauptet, dass die Frauen wegen ihres weiblichen Temperaments, das als kapriziöser galt, für Nervosität stärker anfällig seien als der vermeintlich raue Mann. Im Hinblick auf Erscheinung und Symptomatik sei es jedoch unmöglich, eine klare Unterscheidung zwischen den beiden Geschlechtern zu treffen. Um das Jahr 1913 finden sich im *Simplicissimus* zwischen zwei und fünf Anzeigen pro Woche, die alle möglichen Mittel gegen Erschöpfung, Erinnerungsschwäche etc. anboten, von denen aber manche nur an Männer adressiert waren. Unter dem Terminus: »Männer-Nervenschwäche« oder »vorzeitige Nervenschwäche« wurde mehr oder weniger offen mitgeteilt, welche Probleme man anzugehen wünschte: Schwäche der Sexualorgane oder verminderte Potenz. Eines der propagierten Mittel, Rubiacitol, sollte nicht nur das Nervensystem stärken, sondern besonders die Sexualorgane.¹³ Die in den Anzeigen benutzten Begriffe waren Chiffren für sexuelle Schwierigkeiten oder Impotenz. Ein anders Mittel, »Muirapuama«, galt in einem Anzeigentext als anregend, in einem anderen erhielt die Substanz das Etikett »brasilianisches Potenzholz«. Diese Anzeige besaß die Überschrift »Neurastheniker aller Länder verwenden mit bestem Erfolg Muiracithin« und präsentierte die Aussagen von sechs Professoren, die überraschende Therapieerfolge mit diesem Mittel bezeugten. Aufgrund der unterschiedlichen Wirkungsorte der Gelehrten in der ganzen Welt erhielt die Droge den Nimbus eines international erfolgreichen Mittels, zudem versehen mit einer exotischen Heilkomponente.¹⁴ Ein anderer Werbetext für Tamulecon zitierte vier Doktoren aus verschiedenen Städten mit erfolgreichen Therapien. Zwei dieser Ärzte waren Militärärzte. Die Anzeige vermittelte dadurch den Eindruck einer sehr weit verbreiteten männlichen Neurasthenie, sogar unter den Militärfpersonen, einer der wichtigsten Säulen des Kaiserreichs.¹⁵ Diese in den Anzeigen angesprochene Männer-Neurasthenie machte aber nur eine Seite des Diskurses über Sexualität und Sexualstörungen aus.¹⁶

12 Albert Eulenburg, Ueber Nervenschutz und Nervenstärkung, in: Gartenlaube 1899, I, S. 840–844, II, S. 891–895.

13 Anzeige »Rubiacitol«, in: *Simplicissimus*, H. 17/1912/13, S. 789.

14 Anzeige »Neurastheniker aller Länder«, in: *Simplicissimus*, H. 15/1910/11, S. 841.

15 Anzeige »Neurasthenie bei Herren«, in: *Simplicissimus*, H. 16/1911/12, S. 96.

16 Doris Kaufmann hat weitere Aspekte dieses Themas, das unter dem Schirm der Neurasthenie aus dem Verborgenen in die Öffentlichkeit kam, wie auch weibliches Sexualverhalten, umfassender ausgeführt, vgl. Doris Kaufmann, Neurasthenia in Wilhelmine Germany: Culture, Sexuality, and the Demands of Nature, in: Marijke Gijswijt-Hofstra u. Roy Porter (Hg.), *Cultures of Neurasthenia. From Beard to the First World War*, Amsterdam/New York 2001, S. 161–176.

NEURASTHENIE UND BURN-OUT: DIE DIFFERENZEN ÜBERWIEGEN

Auch wenn die Neurasthenie zwischen 1880 und 1914 zu keinem Zeitpunkt Teil eines hegemonialen Deutungsmusters war, mit dem sich ein bestimmtes Verhältnis von Nervenkrankheiten und Moderne beschreiben ließe, wie es Hans-Georg Hofer ausführt, spielte sie in unterschiedlichen Diskursen eine Rolle, in deren Mittelpunkt Modi des Artikulierens, Kritisierens und Akzeptierens der Moderne standen.¹⁷ Erst durch die Integration der Neurasthenie in ein medizinisches Ordnungssystem und durch die mediale Resonanz konnte das neue psychische Leiden zu einem Gegenstand gesellschaftlicher Aufmerksamkeit werden. Das Phänomen war damit gewissermaßen mit Hilfe der medizinischen Fachkompetenz entzaubert worden. Es galt zwar als pathologisch, aber durch das vielfache Aufgreifen des Themas in den Medien entstand der Eindruck einer weit verbreiteten Störung, die über das Massenhafte zu einem fast Normalen wurde. Es war das Leiden des modernen Menschen an der Moderne. Die Neurasthenie stand sowohl für die Errungenschaften der modernen Zeit wie auch für die schädlichen Konsequenzen daraus. Die in der professionellen und öffentlichen Debatte immer wieder angenommene exogene Ursache entschuldigte das Individuum, was das Tor für umfassende Bekenntnisse öffnete und eine Enttabuisierung bestimmter Themen in Gang setzte – bis hin zur männlichen Impotenz. Auf dieser Basis konnte sich ein Diskurs entfalten, der sich nicht in Stigmatisierung und Ausgrenzung der betroffenen Personen selbst eliminierte, sondern bis dato noch nicht in der Öffentlichkeit thematisierte Fragen ins Blickfeld rückte und die Diskussion darüber provozierte, wie mit den Erfordernissen der modernen Lebens- und Arbeitswelt umzugehen sei. Sehr weit verbreitet war die Überzeugung, dass den negativen Folgen des modernen Stresses durch wiederholte und längere Ruhephasen erfolgreich begegnet werden könnte. Diese neu entdeckte periodische Langsamkeit, ein neuer Lebensrhythmus, sollte die Nervenkraft wiederherstellen, was besonders wichtig für die Kopfarbeiter der Mittelschicht war.

Der Neurasthenie und dem Burn-out gemeinsam ist das Erschöpfungssyndrom, das in Zeiten technischer, sozialer und kultureller Umbrüche in einer modernen Gesellschaft greifbar wurde und wird. Auch die Strategien von Medizin und Wissenschaft, die das Thema öffentlich breit auswalzen, zeigen etwas Gemeinsames. Deutlicher sind jedoch die Differenzen. Anders als der Neurasthenie fehlt dem Burn-out das Vielschichtige und Oszillierende. Das Burn-out ist mit Arbeitsverdichtung, allgemeiner Verfügbarkeit durch neue Kommunikationstechniken und hohen, nicht erfüllbaren Leistungsansprüchen verbunden, sehr viel stärker auf die Arbeitswelt fokussiert. Eine

¹⁷ Hans Georg Hofer, Nervenschwäche und Krieg. Modernitätskritik und Krisenbewältigung in der österreichischen Psychiatrie (1880–1920), Wien u. a. 2004, S. 134–135.

vergleichbar positive Konnotation, die der Nervosität zugesprochen wurde und die eine empfindsame Herausgehobenheit markierte, kann man beim Burn-out nicht finden – allerdings wird letzteres oftmals mit der hohen Leistungsbereitschaft der Betroffenen begründet. Zudem ist das Burn-out keine Chiffre, unter der bislang tabuisierte Probleme, wie z.B. Sexualstörungen, den Weg in den öffentlichen Raum finden. Es gibt kein so großes Arsenal von therapeutischen Maßnahmen, die bei der Neurasthenie vom Sanatoriumsaufenthalt über die Elektrotherapie bis zum Potenzmittel reichten. Auch eine Stabilisierung traditioneller kultureller und politischer Werte, eine Stärkung von Idealen und Glauben, werden nicht im Zusammenhang mit der Therapie des Burn-outs erörtert. Schließlich fehlt dem Burn-out auch eine übergeordnete Bezugsgröße, die einen Umbruch bezeichnende Epochen-Kategorie, wie z.B. die Moderne, die bei der Neurasthenie als allumfassende Ursache und Referenz mit dem Leiden selbst in vielfältiger, auch metaphorischer Weise, untrennbar verwoben war.



Prof. Dr. Heinz-Peter Schmiedebach, geb. 1952, ist Professor für Geschichte und Ethik der Medizin an der Universität Hamburg. Einer seiner Forschungsschwerpunkte ist die Geschichte der Psychiatrie.

DREI HOCHZEITEN UND EIN BÜNDNISFALL

EHEN ALS INSTRUMENTE ADELIGER MACHTPOLITIK

≡ Otto-Eberhard Zander

Die Kriegswolken waren längst heraufgezogen und hingen tief über dem europäischen Kontinent. Zu tief, wie sich zeigen sollte. Dabei kamen an diesem 24. Mai 1913 noch einmal die gekrönten Häupter Europas nach Berlin, unter ihnen Zar Nikolaus II. von Russland und auch der britische König Georg V. Es war der Tag der Eheschließung zwischen Prinzessin Victoria Luise und Ernst August, dem Herzog von Braunschweig-Lüneburg. Als Zeichen des scheinbaren Versöhnungswillens der Hohenzollern mit dem Königreich Hannover, seit Jahrhunderten adelsgeschlechtlich mit dem britischen Königshaus verbandelt, hatte Kaiser Wilhelm II. die Vermählung seiner einzigen Tochter mit dem »welfischen« Herzog eingefädelt. Dynastische Eheschließungen waren seit Jahrhunderten ein gängiges Mittel europäischer Herrscherhäuser, um für stabile politische Verhältnisse zu sorgen. Bekanntlich erwiesen sich die Verhältnisse wenig später jedoch als alles andere als tragfähig.

Im deutsch-deutschen Bruderkrieg von 1866 hatte Otto von Bismarck das besiegte Österreich aus politischem Kalkül geschont, das Königreich Hannover allerdings »mit Blut und Eisen« beseitigt, dem Königreich Preußen den »Welfenschatz« einverleibt. Letzterer sollte Bismarck bei der Korruption des bayerischen Königs Ludwig II. im Jahre 1870 noch gute Dienste leisten, um diesen dazu zu bewegen, König Wilhelm I. von Preußen die deutsche Kaiserwürde anzutragen. Das welfische Herrscherhaus verlor damit seinen Königsthron, seine Ansprüche auf ihn jedoch nie. Das politische Klima zwischen Preußen und Hannover jedenfalls war für die kommenden Jahrzehnte vergiftet.

Dann aber, im Jahr 1912, spielte dem deutschen Kaiser das Schicksal in die Hände. Der älteste Sohn des Herzogs von Cumberland war bei einem Autounfall in der Nähe von Berlin tödlich verunglückt. Wilhelm II. ergriff die Gelegenheit und verfügte eine Trauerfeier mit höchsten militärischen Ehren für den Verstorbenen – wohl in der Absicht, eine Versöhnung zwischen dem Herzog von Cumberland und den Hohenzollern herbeizuführen. Das Kalkül Wilhelms II. schien zunächst aufzugehen, denn der Herzog schickte nach den Beisetzungsfestlichkeiten seinen zweiten Sohn, den Prinzen Ernst August,



nach Berlin, um seinen Dank für die hohen Ehrungen seines verstorbenen Sohnes zu übermitteln.

Ergebnis dieses Besuches war die Verlobung des Prinzen mit der einzigen Tochter Kaiser Wilhelms II., Prinzessin Victoria-Luise. Unmittelbar nach der – wohl von beiden Häusern gewollten, aber vom Hause Hohenzollern nachhaltig inszenierten – Heirat in Berlin wurde Ernst August in seine Erbrechte als Herzog von Braunschweig wieder eingesetzt. Daraufhin zog das Herzogspaar im Sommer 1913 in Braunschweig ein. Dort regierte nun wieder ein Herrscher aus dem »Welfen-Haus« und die Spannungen zwischen Welfen und Hohenzollern waren – zumindest nach außen – beseitigt. Der von Preußen nach dem Krieg von 1866 mit der Regentschaft über das Herzogtum



Braunschweig betraute Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg hatte diese abgeben müssen.

Zwar hatte nun das Herzogtum Braunschweig wieder einen welfischen Herrscher; doch weder der jetzt regierende Herzog Ernst August noch dessen Vater wollten auf ihre Rechte in Hannover verzichten. Hannover allerdings blieb preußisch, und an den Vorbehalten der Welfen gegenüber den Preußen konnte auch die Hochzeit nichts ändern. Die Verbindung löste zwar nationalen Überschwang aus, hinsichtlich ihrer politischen Dimension hatte sie allerdings nicht den Erfolg, den sich Wilhelm II. erhofft hatte. Auch weiterhin blieb das Klima zwischen den Welfen und Hohenzollern vergiftet. Selbst heute noch erinnern viele nach der Schlacht von Langensalza benannte Straßen, Plätze und Gedenksteine in niedersächsischen Orten an die Schmach des Königreichs Hannover, die ihnen durch Preußen zugefügt wurde.

Aber im Jahre 1913, im 25. Jahr seiner Regentschaft, kam es Kaiser Wilhelm II. mehr als einmal darauf an, seinen »Bismarck-Komplex«¹ abzustreifen, indem er durch diesen politischen Schachzug das dem Königreich Hannover im Krieg 1866 zugefügte Unrecht, wiedergutmachen suchte. Wenn auch nicht durch die

Verleihung eines Königstitels bemühte er sich »nur« durch die Vermählung seiner Tochter mit dem nach wie vor erbberechtigten Herzog Ernst August um die Entspannung der Verhältnisse.

Zum letzten Mal vor Beginn des Weltkrieges entfaltete das »wilhelminische Kaiserreich« bei der Hochzeit all seine scheinbar majestätische Pracht. Aber dieses letzte Zusammentreffen der verwandtschaftlich verbundenen europäischen Herrscherhäuser vermochte es weder, die drohend heraufziehenden Kriegswolken am Horizont zu bannen, noch die Hohenzollern-Dynastie vor ihrem nahenden Ende zu bewahren. Denn durch das deutsche Flottenbauprogramm hatte sich bis zum Jahre 1913 u. a. im deutsch-britischen Verhältnis reichlich Konfliktstoff angesammelt, infolgedessen selbst verwandtschaftliche

1 Demnach strebte Wilhelm II. danach, mit eigenen politischen Leistungen als Staatsmann aus dem Schatten Bismarcks zu treten.

Bindungen von Hohenzollern und dem Hause Windsor nicht zur Entschärfung der Spannungen beitragen konnten.

Bereits im Jahre 1858 hatte die »Schwiegermutter Europas«, die britische Königin Victoria, die ihrerseits mit dem Prinz Albert aus dem sächsischen Haus Coburg-Gotha verheiratet war, eine eheliche Verbindung mit ihrer ältesten Tochter, der »Princess Royal«, mit dem damaligen preußischen Kronprinz Friedrich Wilhelm eingefädelt.² Aus dieser machtpolitisch vom Hause Windsor gewollten ehelichen Verbindung entwickelte sich sogar eine ausgesprochene Liebesheirat,³ aus der acht Kinder hervorgingen.⁴ Am 24. Mai 1888 heiratete dann der zweite Sohn des damaligen Kaiserpaares, Prinz Heinrich, die Prinzessin Irene von Hessen-Darmstadt in der Schlosskapelle des Schlosses Charlottenburg. Der todkranke Kaiser Friedrich III. hatte drei Wochen vor seinem Tod noch mit größter Willensanstrengung daran teilgenommen. Auch bei dieser Hochzeit werden politische Gründe maßgebend gewesen sein; denn ähnlich wie mit Hannover hatte Bismarck auch mit Hessen kurzen Prozess gemacht und dieses dem preußischen Machtgebiet einverleibt.

Komplexe und dynastische Eheschließungen sollten also bereits mehrfach stabile politische Verhältnisse begründen sowie die Macht der europäischen Herrscherhäuser absichern und zementieren. Allerdings gelang dies weder bei der Hochzeit im Jahr 1913 noch bei den Eheschließungen 1858 und 1888, die hier beispielhaft für dynastisch begründete Macht- und Heiratspolitik der Häuser Hohenzollern und Windsor stehen können. Und daher verhinderte der begrenzte Einfluss der jeweiligen Herrscher auch nicht die Entstehung einer Konstellation komplexer politischer Ereignisse, welche die europäischen Mächte in den Krieg 1914 »hineinschlittern« ließ, wie es später Winston Churchill formulierte.⁵

Zum einen war es die »Hassliebe« Kaiser Wilhelm II. zu Großbritannien, gefördert durch das Flottenbauprogramm des Großadmirals von Tirpitz, dessen Verwirklichung das Deutsche Reich und Großbritannien in eine nachhaltige Rivalität und offene Feindschaft manövrierte. Die britische Weltmacht wollte es entsprechend der Formel »Britannia rules the Waves« nicht dulden, eine starke kontinentale Landmacht mit maritimen Ambitionen aufsteigen zu sehen, die nicht nur die »Balance of Power« auf dem europäischen Kontinent gefährdete, sondern auch selbst Weltmacht zur See werden wollte.

Im letzten Friedensjahr war das deutsche Kaiserreich also nicht nur militärisch, sondern auch gesellschaftlich am Ende – wie u. a. das Aufbegehren der deutschen Jugend beim Treffen auf dem Hohen Meißner im Oktober 1913 gezeigt hatte. Konkreter Anlass war das Bestreben, eine alternative Veranstaltung zu den Jubiläumsfesten anlässlich der »Völkerschlacht« bei Leipzig

2 Vgl. Franz Herre, Kaiser Friedrich III., Stuttgart 1987, S. 68.

3 Vgl. Werner Richter, Kaiser Friedrich III., Leipzig 1938, S. 70.

4 Vgl. Sir Frederick Ponsonby (Hg.), Briefe der Kaiserin Friedrich, Berlin 1929, S. XIV: Kaiser Wilhelm: »... Es ist möglich, daß manches Wort meiner Frau Mutter nicht ohne Einwirkung auf politische Erwägungen meines Herrn Vaters waren ... [sic!]«; vgl. auch Michael Freund, Deutsche Geschichte, München 1979, S. 784: »Wäre Friedrich III. wahrhaft zur Regierung gekommen, dann wäre Kaiser gewesen: Viktoria, [...] Tochter der englischen Königin Victoria, die sogenannte Kaiserin Friedrich. Die Tagebücher des Kronprinzen offenbaren eine sentimentale Anhänglichkeit an die Frau – »das liebe Frauchen« –, die bis an die Grenze der Hörigkeit geht.«

5 Vgl. Winston Churchill, Der Zweite Weltkrieg, Bern 1954, S. 12. Den Zweiten Weltkrieg bezeichnete Churchill als den »unnötigen Krieg«.

von 1813 abzuhalten, die allerdings als »hurrapatriotisch« und »unfestlich« empfunden wurden.⁶ Mit einher ging ein gesellschaftskritischer Protest am generellen Leben im »wilhelminischen Kaiserreich«. Man kann dieses Treffen im Oktober 1913 daher als Aufbegehren der Jugend gegen die gesellschaftlichen Strukturen der damaligen Zeit werten, was letztlich auch den Boden für das Ende der Hohenzollern bereitet hatte.

Dieses Ende hatte Kaiser Wilhelm II. mit Sicherheit nicht gewollt; vielmehr wollte er als großartiger Herrscher und weiser Friedenskaiser in die Geschichte eingehen und sich im Jubiläumsjahr seiner Regierung durch eine Vielzahl an Veranstaltungen und besonders durch die Hochzeit seiner einzigen Tochter feiern lassen. Eine kritische Würdigung gebietet jedoch den Hinweis, dass Wilhelm II. Kunst und Wissenschaft nachhaltig förderte; und man ihn im Jahre 1913 zumindest in dieser Hinsicht durchaus als einen befähigten Herrscher hätte bezeichnen können. Aber die – auch biografisch begründete – Selbstüberhebung und Selbstüberschätzung dieses Regenten sowie eine damit einhergehende maßlose Außen- und Innenpolitik besaßen einen nicht unerheblichen Anteil am Beginn des »zweiten Dreißigjährigen Krieges« von 1914 bis 1945.⁷ Das musste Kaiser Wilhelm II. geahnt haben, als er in den 23 Jahren von 1918 bis 1941 im Exil im niederländischen Doorn genügend Muße hatte, sich gedanklich mit seinem Wirken in der Vergangenheit auseinanderzusetzen. Er starb am 4. Juni 1941, als Grabspruch hatte er sich ausgewählt:

»Lobt mich nicht, denn ich bedarf keines Lobes. Rühmet mich nicht, denn ich bedarf keines Ruhmes. Richtet mich nicht, denn ich werde gerichtet werden.«

Bei seinem Begräbnis herrschte »Kaiserwetter ...«.⁸

6 Vgl. Winfried Mogge, u. Jürgen Reulecke, Hoher Meißner 1913 – Der Erste Freideutsche Jugendtag in Dokumenten, Deutungen und Bildern, Köln 1988.

7 Jörg Echternkamp, 1914–1945: Ein zweiter Dreißigjähriger Krieg? Vom Nutzen und Nachteil eines Deutungsmodells der Zeitgeschichte, in: Sven Oliver Müller u. Cornelius Torp, Das Deutsche Kaiserreich in der Kontroverse, Göttingen 2009, S. 265–280.

8 Friedrich Hartau, Wilhelm II., Hamburg 1978, S. 130.



Dr. Otto-Eberhard Zander, geb. 1944, Politikwissenschaftler und Historiker, ist Lehrbeauftragter an der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Göttingen seit 2003, am Institut für Demokratieforschung seit 2012. Forschungsschwerpunkte: System der Bundesrepublik Deutschland und die Geschichte der DDR.

ZÄSUREN DES JAHRHUNDERTS

DAS DILEMMA HISTORISCHER ZEITGRENZEN

≡ Martin Sabrow

Die Idee zu seinem grandiosen Werk »Geschichte Europas von 1945 bis zur Gegenwart« überfiel den 2011 verstorbenen Tony Judt, als er im Taxi die Radiomeldung vom Aufstand gegen Ceaușescu hörte und mit einem Schlag wusste: »Eine Epoche war beendet«. Auf der Fahrt zum Wiener Westbahnhof erlebte der unter dem Eindruck der samtenen Revolution von Prag nach Wien gereiste Historiker Judt, dass der Umbruch in der Gegenwart die Vergangenheit umschrieb: »Der Kalte Krieg, der Ost-West-Konflikt, der Wettstreit zwischen ›Kommunismus‹ und ›Kapitalismus‹ [...] – all das erschien nun nicht mehr als Produkt ideologischer Notwendigkeit oder der eisernen Logik der politischen Verhältnisse, sondern als zufälliges Ergebnis der Geschichte – und die Geschichte legte alles beiseite.«¹ Die Geschichte legte alles beiseite – und die Historiker hatten keine Wahl, als hier hinterher zu kehren: »Nun erschienen die Jahre zwischen 1945 und 1989 nicht als Schwelle zu einer neuen Epoche, sondern als Zwischenzeit, als Anlaufphase eines noch unerledigten Konfliktes, der 1945 zwar zu Ende gegangen war, dessen Epilog aber weitere 50 Jahre dauerte. Welche Gestalt Europa auch annehmen würde, sein vertrautes Geschichtsbild hatte sich ein für allemal geändert. In diesem kalten mitteleuropäischen Dezember wurde mir klar, daß die europäische Nachkriegsgeschichte neu geschrieben werden mußte.«²

Tony Judts Erlebnis beschreibt das Dilemma historischer Zeitgrenzen und der aus ihnen abgeleiteten Phaseneinteilung – sie sind für die Geschichtsschreibung so unentbehrlich wie problematisch. Das historische Kontinuum in gliedernde Abschnitte zu teilen, zählt zu den wichtigsten Aufgaben jeder Geschichtsschreibung. Historische Zäsuren besetzen eine entsprechend prominente Rolle im geschichtlichen Denken, um im gleichförmigen Zeitverlauf der Vergangenheit unterschiedliche Zeitabschnitte voneinander abzugrenzen. Ihre Reichweite geht über das Bemühen der geschichtlichen Periodisierung hinaus, »den Gesamtverlauf der Geschichte in sinnvolle, in sich abgeschlossene Einheiten (Epochen) zu gliedern«.³ Eine Zäsur bildet mithin den markanten Punkt, den sichtbaren Einschnitt in einer geschichtlichen Entwicklung.⁴ Als Beispiele für die moderne Gesellschaft des 20. Jahrhunderts

1 Tony Judt, Geschichte Europas von 1945 bis zur Gegenwart, München u. a. 2006, S. 15f.

2 Ebd.

3 Stichwort »Periodisierung«, in: Brockhaus Enzyklopädie in 24 Bd., 19., völlig neu bearb. Aufl., Bd. 16, Mannheim 1991, S. 676.

4 Vgl. etwa Stichwort Zäsur, in: Duden. Deutsches Universalwörterbuch, Mannheim u. a. 1989, S. 1766.

führen einschlägige Enzyklopädien etwa »die Oktoberrevolution 1917 bzw. das Ende des Ersten Weltkriegs 1918« an, gefolgt vom »Ende des Zweiten Weltkriegs 1945« und der »Wende 1989 in der DDR, die zur deutschen Wiedervereinigung führte«. ⁵ Auf gleicher Ebene wären der Ausbruch der beiden Weltkriege 1914 und 1939 sowie die faschistische bzw. nationalsozialistische Machtergreifung in Italien und Deutschland 1922 bzw. 1933 hinzuzufügen und aus innerdeutscher Perspektive noch die Gründung beider deutscher Staaten 1949.

Demgegenüber kam die Bundesrepublik bis 1989 nach verbreiteter Auffassung ganz ohne epochale Einschnitte aus. Gleichermaßen lässt sich die vierzigjährige Geschichte der DDR plausibel als Kontinuum einer 1949 etablierten und 1989 gestürzten Diktatur lesen, aber ebenso als Abfolge historischer Einschnitte, wie sie der Juniaufstand 1953 und der Mauerbau 1961, der Machtwechsel von 1971 und die Biermann-Ausbürgerung 1976 markieren. Wie das Beispiel zeigt, ist die historische Zäsur eine ebenso herausragende wie verschwommene Größe der Verständigung über die Vergangenheit; ihre historiographische Beliebtheit steht in umgekehrtem Verhältnis zu ihrer begrifflichen Klarheit. Tatsächlich hat der Begriff der Zäsur gegenüber dem der Epoche und der Periodisierung nur vergleichsweise geringe theoretische Betrachtung erfahren ⁶, obwohl er weniger begriffsgeschichtliches Gepäck mit sich schleppt als die zunächst an eine zyklische Geschichtsauffassung gebundene »Periodisierung« oder die »Epoche«, die wortgeschichtlich in der Antike und im Mittelalter eine hemmende Unterbrechung bzw. eine zeitenthebene (etwa auf Christi Geburt oder die Erschaffung der Welt bezogene) Begrenzung des geschichtlichen Geschehens bezeichnet.

Tatsächlich ist das Wort »Zäsur« erst an der Schwelle vom 18. zum 19. Jahrhundert in die Sprache der Historiker eingewandert, als sich mit der Französischen Revolution das »neue Epochenbewußtsein« ausbreitete, »daß die eigene Zeit nicht nur als Ende oder als Anfang erfahren wurde, sondern als Übergangszeit«. ⁷ Die erfahrene Fristverkürzung für den »Zustand der Dinge« im Gefolge der Französischen Revolution und im anbrechenden Fortschrittszeitalter führte die Zeitgenossen zu der Einsicht, dass das eigene »Zeitalter uns [...] aus einer Periode, die eben vorübergeht, in eine neue nicht wenig verschiedene überzuführen (scheint)«, wie Wilhelm von Humboldt den Charakter des historischen Orts seines ausgehenden 18. Jahrhunderts zu bestimmen suchte. ⁸ Die jüdisch-christlichen Weltalterlehren spiegelten zwar ein erstes »Bewußtsein von der Zeitlichkeit menschlicher Existenz« ⁹ wider, aber erst das Periodensystem des Humanismus schuf mit seiner Trias von Altertum, Mittelalter und Neuzeit die Voraussetzung für eine Gliederung der

5 Vgl. Wikipedia, online einsehbar unter www.wikipedia.org/wiki/Zäsur [eingesehen am 12.05.2013].

6 So verzeichnet das Historische Wörterbuch der Philosophie zwar Einträge zu »Epoché« und »Epoche, Epochenbewußtsein« (Bd. 2, hg. v. Joachim Ritter, Basel 1972, Sp. 594–599) ebenso wie zu »Periode, Periodisierung« (Bd. 7, hg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer, Basel 1989, Sp. 259–261), nicht aber zu »Zäsur«. Der Terminus fehlt ebenso in dem von Stefan Jordan herausgegebenen Lexikon Geschichtswissenschaft. Hundert Grundbegriffe, Stuttgart 2002.

7 Reinhart Koselleck, Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt a.M. 1995, S. 328.

8 Wilhelm von Humboldt, Das achtzehnte Jahrhundert, in: Ders., Werke in fünf Bänden, hg. von Andreas Flitner u. Klaus Giel, Stuttgart 1980, S. 375–505, hier S. 398.

9 Georg Spitzlberger, Periodisierung, in: Sowjetsystem und demokratische Gesellschaft, Bd. IV, Freiburg u.a. 1971, Sp. 1135–1160, hier Sp. 1139.

historischen Zeitenfolge. Damit war der Weg frei für die Entwicklung des Zäsurenbegriffs, der seither in seinen vielfältigen Ausformungen als Epochen-einschnitt, Epochenschwelle oder Epochenwende im kontinuierlichen Strom des historischen Geschehens einzelne Zeiteinheiten von ihrem »Vorher« und ihrem »Nachher« abzugrenzen hilft, um so »die Sinneinheit (zu konstituieren), die aus Begebenheiten ein Ereignis macht«.¹⁰

Die Suche nach Zäsuren entspringt in der Moderne und ihrer linearen Zeitvorstellung dem Wunsch nach Ordnung des Zeitflusses und dem Bedürfnis nicht nur der Gäste von Thomas Manns Zauberberg, dass »das Weiserchen der Zeit nicht fühllos gegen Ziele, Abschnitte, Markierungen« sei, sondern »auf einen Augenblick anhalten oder wenigstens sonst ein winziges Zeichen« geben solle, »dass hier etwas vollendet sei«.¹¹ Im Erleben der Zäsur wird die Epochenfolge in der Menschheitsgeschichte sichtbar und ein verstohlener Blick in die Zukunft möglich, mit dem Goethe am 20. September 1792 seine preußischen Begleitoffiziere aufzumuntern suchte, die von der unerwarteten Niederlage der preußisch-österreichischen Armee gegen ein französisches Freiwilligenheer bei Chalons-sur-Marne entmutigt im Kreis saßen: »Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.«¹²

Aber alle Emphase des miterlebten Zeitenwechsels kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass Zäsuren nichts als »Anschauungsformen des geschichtlichen Sinns« sein können.¹³ Seit dem späteren 19. Jahrhundert gilt, dass Epochenbegriffe und damit auch historische Zäsuren nur »Betrachtungsformen sind, die der denkende Geist dem empirisch Vorhandenen gibt«¹⁴, nicht Eigenschaften der Welt und der Geschichte selbst. Nicht im Geschehen selbst stecken sie, sondern in seiner zeitgenössischen oder nachträglichen Deutung, und sie können mit dem Wandel von Blickwinkeln und Interpretationsmodellen wandern, ohne deswegen freilich beliebig zu sein: Ungeachtet ihres Konstruktionscharakters greift doch jede Zäsurenbildung auf eine außersprachliche Realität durch, nach deren plausibler Ordnung sich ihre Geltungskraft bestimmt. Einmal nur wurde dieser kulturgeschichtliche Zäsurenbegriff im 20. Jahrhundert noch durch eine konträre Anschauung herausgefordert, die die Einschnitte im geschichtlichen Geschehen als Teil der Historie und nicht der Historiographie zu fassen unternahm. In der parteimarkistischen Geschichtswissenschaft der sozialistischen Hemisphäre markierten Zäsuren Beginn und Ende gesetzmäßiger Etappen der historischen Entwicklung vom Niederen zum Höheren und erlangten in anhaltenden Auseinandersetzungen um die richtige Periodisierung der nationalen wie internationalen Geschichte überragenden Stellenwert.

10 Koselleck, *Vergangene Zukunft*, S. 145. Vgl. auch Thorsten Schüller, *Modern Talking – Die Konjunktur der Krise in anderen und neuen Modernen*, in: Ders. u. Sascha Seiler (Hg.), *Von Zäsuren und Ereignissen. Historische Einschnitte und ihre mediale Verarbeitung*, Bielefeld 2010, S. 13–27, hier S. 14.

11 Thomas Mann, *Der Zauberberg* (Frankfurter Ausgabe, Bd. 5), Frankfurt a. M. 2002, S. 823.

12 Johann Wolfgang von Goethe, *Kampagne in Frankreich 1792*, in: *Goethes autobiographische Schriften*, Bd. II, Leipzig 1920, S. 587–771, hier S. 637.

13 Karlheinz Stierle zit. n. Wilfried Barner, *Zum Problem der Epochenillusion*, in: Reinhart Herzog u. Reinhart Koselleck (Hg.), *Epochenschwelle und Epochenbewußtsein*, München 1987, S. 517–529, hier S. 522.

14 Johann Gustav Droysen, *Historik*, hg. von Peter Leyh, Stuttgart 1997, S. 371.

ZUR PERSPEKTIVITÄT HISTORISCHER ZÄSUREN

Spätestens seit 1989/90 ist die Auffassung geschichtswissenschaftlich allgemein anerkannt: Zäsuren gelten selten umfassend, sondern meist nur sektoral. Als scharfe Einschnitte verstanden sind sie in der Regel ereignisgeschichtlich begrenzt; die Zäsuren der Wirtschafts- und Sozialgeschichte und ebenso der Kulturgeschichte folgen anderen Logiken und Rhythmen des Wandels. Nicht umsonst hat die Bedeutung des Begriffs Epoche sich von seiner ursprünglichen Bedeutung als Einschnitt hin zur Vorstellung einer ganzen Periode gewandelt. Folgerichtig bevorzugen Neuzeithistoriker statt des überscharfen Zäsurenbegriffs häufig weichere Wandlungstermini, die Kontinuität in der Diskontinuität zu erfassen erlauben – als Epochenschwelle, als Strukturbruch¹⁵, als Umkehr.¹⁶

Zäsuren sind zudem perspektivenabhängig, wie sich nicht nur zwischen den verschiedenen nationalen Meistererzählungen zeigt, sondern mehr noch zwischen Mit- und Nachwelt. Besonders im Medienzeitalter und der mit ihm verbundenen kommunikativen Verdichtung werden sie oft ausgerufen und schnell wieder vergessen, wie es etwa der Jahrhundert- und Jahrtausendzäsur erging, die von einem starken Bewusstsein der Zeitenwende begleitet wurde und rückblickend ihren Zäsurencharakter rasch wieder eingebüßt hat.¹⁷ Nicht selten werden zunächst dramatisch erscheinende Einschnitte durch den wachsenden Abstand wieder eingeebnet. So erging es in der jüngeren deutschen Zeitgeschichte etwa den Notstandsgesetzen, deren drohende Verabschiedung die Studentenbewegung mobilisierte und eine fast hysterische Furcht vor der vermeintlichen Faschisierung der Gesellschaft auslöste, der Einführung des Euro am 1. Januar 2002 oder der EU-Osterweiterung vom Mai 2004 – allesamt als historisch ausgerufenen Daten, die rasch nivelliert wurden.

Dass umgekehrt die Geltungskraft von Zäsuren rückblickend nicht nur fallen, sondern auch steigen kann, zeigen die vielen Ereignisse, deren einschneidende Wirkung erst im Nachhinein deutlich geworden sind: das Attentat auf den Thronfolger Franz-Ferdinand am 30. Juni 1914, das zum Ausbruch der das Jahrhundert der Extreme prägenden Urkatastrophe des Ersten Weltkrieges wurde¹⁸; der Tod Benno Ohnesorgs auf einer Demonstration gegen den Schah von Persien am 2. Juni 1967, der den Auftakt zu einer europäischen Protestbewegung markierte; der autofreie Sonntag im Herbst 1973, der das Ende der Fortschrittsmoderne fassbar werden ließ.

Schließlich: Historische Zäsuren entsprechen dem zeitlichen Gliederungswunsch von Historikern, aber sie schlagen nicht zwingend auf die Ebene des menschlichen Lebens durch: Historische Zäsuren sind mit biografischen nicht immer deckungsgleich. Gerade für die Daten der stärksten Einschnitte der deutschen Zeitgeschichte – 1918, 1945, 1989 – lässt sich ein Übermaß von

¹⁵ Anselm Doering-Manteuffel u. Lutz Raphael, *Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970*, Göttingen 2010, S. 33.

¹⁶ Konrad Jarausch, *Die Umkehr. Deutsche Wandlungen 1945–1995*, München 2004.

¹⁷ Rudolf Stöber, *Epochenvergleiche in der Medien- und Kommunikationsgeschichte*, in: Gabriele Melischek u. a. (Hg.), *Medien- & Kommunikationswissenschaft im Vergleich. Grundlagen, Gegenstandsbereiche, Verfahrensweisen*, Wiesbaden 2008, S. 27–42.

¹⁸ Zur verzögerten Zäsurerfahrung nach den Schüssen von Sarajewo vgl. Bernd Sösemann, *Der Anlaß: Der Erste Weltkrieg*, in: Holm Sundhaussen u. Hans-Joachim Torke, *1917–1918 als Epochengrenze?*, Wiesbaden 2000, S. 11–28, hier S. 17 ff.

biografischer Kontinuität in historischer Diskontinuität feststellen. Zeitgenossen der Novemberrevolution von 1918 in Berlin notierten verwundert, dass sie das Ende der Monarchie gänzlich alltäglich als Spaziergänger im Grunewald oder zeitungslasend im Café erlebt hätten.

Auch der 8. Mai 1945 bedeutete nur für einen kleinen Teil der Deutschen den tatsächlichen Übergang vom Krieg zum Frieden, denn Gefangennahme und Demobilisierung richteten sich nach dem vorrückenden Frontverlauf statt nach den Waffenstillständen von Reims und Berlin-Karlshorst. Die Sorge um das tägliche Überleben, der tägliche Kampf um Brennholz und Nahrung überdeckte vielfach das Bewusstsein der Zeitenwende des Mai 1945, gleichviel ob als Zusammenbruch oder Befreiung verstanden, und in der Erinnerung bildete eher die Währungsreform 1948 als das Kriegsende 1945 »die markante Zäsur, die die gute von der schlechten Zeit schied«, ¹⁹

Wie sehr historische Zäsurerfahrung und lebensgeschichtlicher Kontinuitätsanspruch zueinander in Spannung stehen können, zeigt sich in der autobiografischen Verarbeitung der zeithistorischen Umbrüche von 1914 und 1918, von 1933 und 1945 und schließlich 1989/90. Allesamt Nahtstellen zwischen »Zeitalter und Menschenalter«, werden sie doch in sehr unterschiedlicher Weise als biografische Einschnitte reflektiert und belegen den Abstand »zwischen erfahrener Geschichte und gewußter Geschichte«, ²⁰ Dieser Entkopplung von Geschichte und Lebensgeschichte kommt zu Hilfe, dass das überwölbende Ordnungsmuster der autobiografischen Lebensvergewisserung in keiner vergangenen Zäsur liegt, sondern in der perspektivischen Ausrichtung auf die Jetztzeit des Schreibenden. ²¹

ERFAHRUNGS- UND DEUTUNGSZÄSUREN

Trotzdem kann die Geschichtswissenschaft sich eines wie immer gearteten Begriffs der Zeitgrenze gar nicht entziehen. Die fachtheoretische Rettung des Zäsurenbegriffs kann darauf gründen, dass die zum Scheitern verurteilte Suche nach universalhistorischen Zäsuren noch keine Absage an die Gelungskraft von Zäsuren selbst bedeutet, sondern nur deren räumliche Geltungsbreite und strukturelle Geltungstiefe einschränkt. ²² Sodann spiegeln Zäsuren ein historisches Orientierungsbedürfnis der Gesellschaft wider, dem die Fachwissenschaft nicht ausweichen kann, so sehr sie Zäsuren geschichtstheoretisch als höchst wandlungsfähige und konjunkturabhängige Phänomene ansehen mag. Im Gegenteil bedient die Geschichtsschreibung mit ihrer Beteiligung an der historischen Jubiläumskultur bereitwillig das Bedürfnis, den historischen Stoff über markante Wendepunkte und Erinnerungsdaten für die Gegenwart aufzubereiten. Weil sich traditionelle Raumgrenzen durch

20 Arnold Esch, Zeitalter und Menschenalter. Die Perspektiven historischer Periodisierung, in: Ders., Zeitalter und Menschenalter. Der Historiker und die Erfahrung vergangener Gegenwart, München 1994, S. 9–38, hier S. 14.

19 Axel Schildt, Nachkriegszeit. Möglichkeiten und Probleme einer Periodisierung der westdeutschen Geschichte nach dem Zweiten Weltkrieg und ihre Einordnung in die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts, in: GWU, Jg. 44 (1993) H. 9, S. 567–584, hier S. 568.

21 »Denn der Rückblickende weiß, was (für ihn) Zukunft hatte, sieht perspektivisch, und vieles sinkt unter den Horizont; der Zeitgenosse hingegen sieht die Linien seiner Gegenwart noch gleich wichtig, parallel, nicht fluchtend.« Ebd., S. 15.

22 Reinhart Koselleck, Das achtzehnte Jahrhundert als Beginn der Neuzeit, in: Herzog u. Koselleck, S. 269–282, hier S. 270 f.

23 Odo Marquard, Temporale Positionalität. Zum geschichtlichen Zäsurenbedarf des modernen Menschen, in: Ebd., S. 343–352, hier S. 345 f.

24 Für den Ausnahmefall einer essentialistisch argumentierenden Zäsurenbildung: »Und ebenso irrelevant für die wirkliche Epochenbedeutung des Jahres 1945 ist, ob man nach dreißig, vierzig Jahren einige Dutzend oder auch Hunderte Personen findet, die

nachträglich die Meinung vertreten, sie hätten das Kriegsende nicht als Zäsur empfunden, nur weil ihre Ernährungslage oder ihr alltägliches Leben sich im Sommer 1945 von der Situation im März 1945 wenig unterschied.« Horst Möller, Was ist Zeitgeschichte?, in: Ders. u. Udo Wengst (Hg.), Einführung in die Zeitgeschichte, München 2003, S. 13–51, hier S. 19.

25 Vgl. hierzu die einzelnen auf die Spannung von Wandel und Kontinuität ebenso wie auf die »vielen Schichten des Umbruchs« abhebenden Beiträge in: Arnd Bauerkämper u.a. (Hg.), Der 8. Mai 1945 als historische Zäsur. Strukturen – Erfahrungen – Deutungen, Potsdam 1995. Ebenso Heinz Hüten, Der 8. Mai 1945 als historische Zäsur. Eine Überlegung zur Problematik geschichtlicher Epochenbildung und des historischen Bewußtseins einer Nation, in: Wolfgang Elz u. Sönke Neitzel (Hg.), Internationale Beziehungen im 19. und 20. Jahrhundert, Paderborn u.a. 2003, S. 389–401.

26 Manfred Görtemaker, Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Von der Gründung bis zur Gegenwart, München 1999, S. 475 ff.

27 Vgl. Doering-Manteuffel u. Raphael.

28 Dass im Epochenbegriff »zugleich ein sich im Bewusstsein nachträglich herstellender Ordnungssinn und ein sich im Handeln aktual vollziehendes Sinn-geschehen« zusammenkommen, erörtert auch: Friedrich Jaeger, Epochen als Sinnkonzepte historischer Entwicklung, in: Jörn Rüsen (Hg.), Zeit deuten. Perspektiven – Epochen – Paradigmen, Bielefeld 2003, S. 313–354, hier S. 314.

29 Zit. n. Hans-Hermann Hertle u. Kathrin Elsner, Mein 9. November. Der Tag, an dem die Mauer fiel, Berlin (1999), S. 69.

die Globalisierung immer stärker auflösen, werden Zeitgrenzen für menschliche Orientierung eine immer wichtigere Rolle spielen.²³

Dem Zäsurenbegriff lässt sich folglich nicht ausweichen, nur weil er schlecht fassbar ist, zugleich immer subjektiv, sektoral, perspektivengebunden bleibt. Die ubiquitäre Bedeutung des Zäsurenbewusstseins in unserem Geschichtsverständnis verlangt vielmehr nachdrücklich, die aufschließende ebenso wie die einengende Kraft von Zäsuren zu reflektieren. Die historische Zäsur lässt sich nicht gut als Eigenschaft der betrachteten Vergangenheit selbst behaupten,²⁴ aber sie lässt sich andererseits ebenso wenig in der kritischen Reflexion gänzlich auflösen, wie Geschichtsschreibung nicht in literarischer Imagination aufgehen kann. Vielmehr bilden historische Zäsuren ein heuristisches Instrument, das nach analytischen Kosten und Gewinnen fragt und die grundsätzliche Polyvalenz von Zäsuren im Auge behält, wie dies die Forschung etwa für den 8. Mai 1945 vorgeführt hat.²⁵

Bei dieser Gratwanderung kann eine Unterscheidung zwischen nachträglicher *Deutungszäsur* und zeitgenössischer *Erfahrungs- oder Ordnungszäsur* hilfreich sein. Deutungszäsuren ergeben sich aus der retrospektiven Festlegung von Zeitgrenzen durch die Nachlebenden. Sie können ereignisgeschichtlich begründet sein wie die Französische Revolution 1789 und die »Stunde Null« 1945, aber genauso auch strukturgeschichtliche Bedeutung tragen wie die mit »1968« verbundene »Umgründung« der Bundesrepublik²⁶ oder der seit einiger Zeit immer stärker akzentuierte Umbruch im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts hin zu einer Zeit »nach dem Boom«.²⁷ All diese Gliederungen benennen Einschnitte in den Gang der Geschichte, für die sich in der deutenden Retrospektive gute oder weniger gute Gründe finden lassen, ohne dass aber in ihnen die Zäsur gleichsam selbst zeitgenössische Erfahrungsmacht erlangt hätte.²⁸

Eben diese zeitgenössische Erfahrungsmacht können Zäsuren fallweise aber auch selbst ausüben, wie sich vielleicht an keinem Beispiel besser belegen lässt als am Umbruch von 1989, weil er zusammen mit den islamistischen Terroranschlägen vom 11. September 2001 diejenige Zäsur markiert, die die heutige Zeithistorikergeneration als einzige mehrheitlich selbst in ihrer Ordnungskraft erfahren hat. Die epochale Bedeutung des Mauerfalls 1989 ist unmittelbar augenfällig, und die historische Kerbe, die wir mit historischen Umbrüchen verbinden, kam in ihm musterhaft zum Ausdruck. »Niemand vergißt, wie ihn die Nachricht erreicht hat«, schrieb der Publizist Hermann Rudolph rückblickend mit Recht.²⁹ Hüben wie drüben war »Wahnsinn« das Wort der Stunde, um der Empfindung des historisch Unerhörten Ausdruck zu verleihen.

Auch im Abstand von zwanzig Jahren behauptet der 9. und 10. November seine Frische als ein Moment, an dem die Weltgeschichte ihren Atem anhielt. In analytischer Distanz zeigt sich der Zäsurencharakter des Herbstes 1989 in der sich überschlagenden Wucht und Beschleunigung des historischen Ereignisstroms, der in Monaten, Tagen, manchmal Stunden zusammenballte, was vordem auf Jahrzehnte unverrückbar festgefügt schien. Mit einem Male war Deutschland nach vierzig Jahren staatlicher Teilung zu einem Nationalstaat in anerkannten Grenzen verwandelt und erst damit der Zweite Weltkrieg endgültig Geschichte geworden.

Der Mauerfall von 1989 schuf eine grundstürzend neue Perspektive, er bildete den Endpunkt einer historischen Entwicklung, der zu Reorganisation des eigenen Weltverständnisses herausfordert und seine eigene Historizität so aufsaugt, dass eine kontrafaktische Sicht gegenstandslos wird. Der rasche und widerstandslose Zerfall der SED-Herrschaft im Herbst und Winter 1989 war ein Ereignis, das *ante factum* nicht vorstellbar war und *post factum* geschichtsnotwendig erscheint. Es sprengte den Denkraum der Politik, überstieg die Phantasie der Öffentlichkeit und strafte die prognostische Kompetenz der Gesellschaftswissenschaften und besonders der DDR-Forschung Lügen.

Wie sehr auch die Zeithistoriker unter den Zeitgenossen des Umbruchs sich der historisch erzwungenen Verschiebung ihres Sinnhorizontes hatten beugen müssen, lehrt der Vergleich ihrer Auffassungen und Äußerungen vor und nach 1989. Die zeithistorische Zunft hat sich schnell darauf verstanden, dieses Versagen mit Kopfschütteln zu betrachten und die Frage, warum zeitgenössische Analysen das nahende Ende der DDR nicht kommen sahen, mit bedauerlicher moralischer Indifferenz oder fachlicher Blindheit zu beantworten. Klüger wäre es, hier anzuerkennen, dass historische Zäsuren neue Denkhorizonte schaffen können, die wissenschaftlich nicht einholbar sind.

Ihnen gegenüber stehen orthodoxe Zäsuren, die die vorherrschende Weltansicht einer Gesellschaft und einer Zeit eher bestätigen als in Frage stellen.³⁰ Eine solche orthodoxe Zäsur bilden ungeachtet konkurrierender Deutungen zumindest im europäischen Verständnis die islamistischen Terroranschläge des 11. September 2001. »America is under attack«, erklärte Präsident George Bush jr. noch während der Anschlagserie, und die nachfolgenden Kriege in Afghanistan und gegen den Irak Saddam Husseins belegten die Konsequenz, mit denen die USA sich gegen die islamistische Bedrohung zur Wehr zu setzen versuchten. Gleichzeitig bestätigt der über 3000 Menschenleben fordernde Selbstmordanschlag von Mohammed Atta und seinen 13 Gesinnungsgenossen die These einer Radikalisierung und Verschärfung der Gewalt in der Epoche

30 Als einen solchen »Bewegungsbegriff«, der für die Zukunft erwartete Zäsuren immer schon sinnwältig zu integrieren vermag, lässt sich etwa die Kategorie »Fortschritt« fassen: »Der »Fortschritt« ist der erste genuin geschichtliche Begriff, der die zeitliche Differenz zwischen Erfahrung und Erwartung auf einen einzigen Begriff gebracht hat.« Koselleck, *Vergangene Zukunft*, S. 366.

der asymmetrischen Kriege. Der 11. September belegt die Entgrenzung der Gewalt hin zu einem »Terrorkrieg [...], der weltweit und ohne jede Selbstbeschränkung bei der Auswahl der Opfer geführt wird.«³¹

Trotz seiner verheerenden Gewalt und seiner weitreichenden politischen Wirkung stellt »9/11« insofern eine orthodoxe Zäsur dar, als sie die Basisnormen und -vorstellungen unserer Zeit eher bestätigt als infrage stellt. Anders als »1989« schuf sie keine neuen Sichtachsen und Denkhorizonte, sondern bestätigte bereits vorher bekannte. Nicht zufällig sprechen Kulturhistoriker vom »Mythos einer neuen Ära«. ³² Tatsächlich ist Samuel Huntingtons berühmte Studie über den *Clash of Civilisations* fünf Jahre älter als der Anschlag vom 11. September 2001 und seine statischen Thesen treffen nach wie vor auf die Kritik der *postcolonial studies*, die mit Edward Said auf den Konstruktionscharakter von Kulturgrenzen hinweisen und die Hybridität aller Kulturen betonen. ³³ Der *cultural turn* ist keine Folge des Islamismus, sondern erlaubt nur, ihn anders zu verstehen.

Der 11. September 2001 hat der Zeitgeschichte nicht gegeben, was der 9. Oktober 1989 ihr gab: die Leseanleitung für eine abgeschlossene Epoche, die mit diesem Tag zu Ende ging – er markiert ein zeithistorisches Datum von Gewicht, aber keine Epochenzäsur. ³⁴ Heterodoxe Zäsuren dagegen erzwingen Neuinterpretationen, stellen Zeitgenossen vor Anpassungsprobleme, die den Gegensatz von biografischer Kontinuität und politischer oder sinnweltlicher Diskontinuität zu bewältigen verlangen. Damit sind sie selbst ein historischer Handlungsfaktor und geben dem Zäsurenbegriff nicht nur historiographische, sondern auch historische Bedeutung.

Die weltgeschichtliche Wende von 1989/91 in Deutschland und Europa bedeutete anders als die Anschläge vom 11. September 2001 eine Epochenzäsur, weil sie die Gültigkeit der bisherigen Ordnung der Dinge aufhob. Sie setzte neue normative Maßstäbe des Handelns und Denkens, die sich aus den alten Verhältnissen nicht hätten ergeben können, und bildete einen unhintergehbaren Sehepunkt, der seine eigene Historizität und Unerhörtheit rasch zur selbstverständlichen Normalität verwandelt hat: Niemand wird mehr den fortschreitenden Verfall der DDR-Wirtschaft bestreiten oder die auf den Untergang zulaufende Erosion des Kommunismus, die Unnatürlichkeit der deutschen Teilung. Und wer die SED-Führung restlos lächerlich machen will, muss nur Honeckers berühmten Satz vom 19. Januar 1989 zitieren, dass die Mauer noch in fünfzig und hundert Jahren stehen werde, »wenn die dazu vorhandenen Gründe noch nicht beseitigt sind«. Dass dieser Satz uns heute absurd erscheint und damals nicht, macht den umfassenden sinnweltlichen Ordnungscharakter von Zäsuren aus.

31 Herfried Münkler, *Die neuen Kriege*, Reinbek bei Hamburg 2002, S. 189f.

32 Armin Winiger, *Der 11. September. Mythos einer neuen Ära*, Wien 2007.

33 Vgl. Thorsten Schüller, *Kulturtheorien nach 9/11*, in: Sandra Poppe u. a. (Hg.), *9/11 als kulturelle Zäsur. Repräsentationen des 11. September 2001 in kulturellen Diskursen, Literatur und visuellen Medien*, Bielefeld 2009, S. 21–38.

34 Vgl. auch Michael Butter u. a. (Hg.), *9/11. Kein Tag, der die Welt veränderte*, Paderborn 2011; Manfred Berg, *Der 11. September 2001 – eine historische Zäsur?*, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History*, Jg. 8 (2011) H. 3, S. 463–474.



Prof. Dr. Martin Sabrow, geboren 1954 in Kiel, ist Professor für Neueste Geschichte und Zeitgeschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin und Direktor des Zentrums für Zeithistorische Forschung. Seine Forschungsschwerpunkte sind die politische Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts, Diktaturforschung, Historiographie- und Erinnerungsgeschichte. Aktuelle Veröffentlichungen: »Die Zeit der Zeitgeschichte«, Göttingen 2012 und »1989 und die Rolle der Gewalt« (Hg.), Göttingen 2012.

DIE SAAT DES ERFOLGES

VON SCHWARZ-GELBEN MEHRHEITEN, ROT-GRÜNEN MINDERHEITS-REGIERUNGEN UND JUBELNDEN LIBERALEN

Die Bundestagswahl am 22. September 2013 wirft bereits ihre Schatten voraus. Sämtliche der etablierten Parteien haben mittlerweile ihre Wahlpartei-tage abgehalten, die Wahlprogramme sind verabschiedet und der Wahlkampf ist in vollem Gange. Auch die Demoskopen richten ihre Untersuchungen ebenso wie ihre Interpretationen längst am bundesweiten Urnengang im diesjährigen Herbst aus. So taxierte beispielsweise das Meinungsforschungsinstitut Forsa im Mai den Anteil der Unentschlossenen und Nichtwähler auf dreißig Prozent aller Wahlberechtigten.¹

Dieser Wert indiziert zugleich, dass der Wahlausgang nurmehr schwer vorhersagbar ist. Prognosen sind ohnehin ein risikobehaftetes Metier. Doch ließen sich zu Zeiten, da die Wählerbindungen breiter Bevölkerungsgruppen an die jeweiligen Parteien noch fest und die politischen Meinungsbildungsprozesse überwiegend bereits lange im Vorfeld von Wahlen abgeschlossen waren, Schätzungen über die erwartbaren elektoralen Rangfolgen und Mehrheitsverhältnisse noch einigermaßen gut begründen.

Heute dagegen haben sich die Wählerbindungen merklich gelockert. Während 1990 noch sechzig Prozent der Wähler ihre Stimme stets derselben Partei gaben, also Stammwähler waren, trifft diese Diagnose aktuell nur noch auf 38 Prozent zu. Der Anteil der Wechselwähler dagegen ist zeitgleich von 25 auf 40 Prozent gestiegen. Rechnet man die gestiegenen Werte für Protest- und Taktikwähler

hinzu und berücksichtigt zudem das Wachstum bei der Gruppe der Nichtwähler, dann gewinnt man einen Eindruck von dem Ausmaß an Bewegung, welche die Wählerschaft in der jüngsten Vergangenheit regelrecht durcheinandergewirbelt hat.² Es ist insofern kein Zufall, dass immer häufiger auch die seriösen Umfrageinstitute mit ihren Vorhersagen danebenliegen und Wahlausgänge selbst für die politischen Profis bis zum Schluss immer unsicherer werden.

Andererseits basieren Erfolge oder Misserfolge von Parteien an der Wahlurne auch in der Gegenwart noch nicht auf reinen Zufällen, spielen sich Sieg und Niederlage nicht im luftleeren Raum ab. Vielmehr zeigen sich etwa dem regelmäßigen gründlichen Leser der umfangreichen und fortlaufenden empirischen Erhebungen bereits im Vorfeld politischer Abstimmungen eine ganze Reihe sich ergänzender, teilweise auch gegenläufiger Entwicklungen, die weit differenziertere Schlussfolgerungen ermöglichen als jene, die sich in der schlichten Feststellung von Gewinn und Verlust erschöpfen.

Es ist nicht zuletzt die Unübersichtlichkeit zeitgenössischer Wandlungsprozesse, die – wenn man so will – Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, die das kurios anmutende Phänomen begründet, dass am Wahlabend nicht selten die Spitzenpolitiker gleich mehrerer Parteien den Wahlsieg für ihre Farben reklamieren. Das ist sicher auch, doch nicht allein dem politischen Konkurrenzkampf und dem Bestreben geschuldet, selbst unmittelbar nach der

Wahl die Deutungshoheit zu behalten und den Gegner zu attackieren. In der Tat lassen sich aber auch in der Niederlage Indikatoren feststellen, die eine rosigere Zukunft versprechen und noch im Moment des Scheiterns den zukünftigen Wiederaufstieg erahnen lassen – und die sich deshalb als Erfolg interpretieren lassen.

Dergleichen Beobachtungen standen Pate bei der Planung der folgenden Parteiprognozen, die im Vorgriff auf den Wahltag begründete Überlegungen darüber anstellen sollten, warum jede einzelne der behandelten Parteien ihre Wahlziele letzten Endes erreicht hat, eben »erfolgreich« war. Neben der üblichen Sekundärliteratur über Geschichte und Gegenwart, Sozialstruktur und programmatische Ausrichtung von CDU, SPD, Grünen, FDP und der LINKEN, basieren die vorliegenden Parteidarstellungen auf den zum Zeitpunkt der Niederschrift im Mai verfügbaren Deutschlandtrends von *Infra-estdimap* aus dem Jahr 2013. Diese Quelle haben wir gewählt, weil sie durch ihr Fragenspektrum exemplarisch die Bandbreite an Hoffnungszeichen und Kraftquellen erfasst, die in den Detailergebnissen stecken und die auch jene Parteien zurechtstimmend stimmen können, welche auf der Ebene der Umfragegesamtwerte eher schlecht dastehen.

Zudem und nicht zuletzt ging es uns darum, mit diesem Format zu illustrieren, wie wenig eindeutige Prognosekraft in isoliert voneinander betrachteten Daten eigentlich liegt, warum und wie sich mit einem nur minimal veränderten Blickwinkel

beides, Erfolg und Misserfolg, einleuchtend erklären lassen. Die Texte zeigen also nicht nur, wie fragil jegliche Arten von Prognosen immer sind, sondern auch, mit welcher Vorsicht letztlich ex-post-Analysen zu genießen sind – denn in der Rückschau ergibt sich vieles oft ganz wunderbar, hat eine vorhersehbare Entwicklung zu einem logischen Abschluss gefunden. Ebenso oft ist diese vermeintliche Logik aber nur retrospektiv hineinzuzeichnen. Schließlich hätte alles, um mit einer Binsenweisheit zu enden, auch ganz anders kommen können – und wäre dann ebenso schlüssig zu begründen gewesen.

So oder so: Herausgekommen sind interessante und überraschende Ergebnisse über die gegenwärtigen Erfolgspotenziale der etablierten politischen Parteien. Ergebnisse, die sich daraus ergeben, dass sich der Blick der Autoren auf Facetten der demoskopischen Erhebungen richtet, die für gewöhnlich übersehen werden, wodurch sich neue Deutungshorizonte öffnen und unkonventionelle Sichtweisen auf die Wahlaussichten der jeweiligen Stimmenkontrahenten ergeben.

Anmerkungen:

1 O.V., Geplante Steuererhöhungen: Wähler strafen Peer Steinbrück ab, in Focus online, 15.05.2013, einsehbar unter http://www.focus.de/politik/deutschland/bundestagswahl-2013/umfrage-zur-bundestagswahl-geplante-steuererhoe-hungen-waehler-strafen-peer-steinbrueck-ab_aid_990157.html [eingesehen am 22.05.2013].

2 Vgl. Klaus-Peter Schöppner, Volksparteien: Die »gute« Politik. Paradigmenwechsel in den Grundüberzeugungen – und ihre Konsequenzen für den Wahlerfolg, Vortrag gehalten am 17.05.2013 in Schloß Eichholz.



LIBERALER AUFBRUCH OST

≡ Oliver D'Antonio

Es ist bestimmt das fünfte oder sechste Foto, das Rico Liska¹ an diesem Abend mit seinem Smartphone von der Leinwand macht, auf der die Sondersendung zur Bundestagswahl 2013 läuft. Das Motiv ist immer wieder das gleiche – die neuesten Hochrechnungen, dabei vor allem das Ergebnis der FDP: 8,7 Prozent bundesweit sind es in der ARD um 22:44 Uhr. Und hier, im Hauptquartier der sächsischen FDP in Dresden, ist man immer noch überwältigt, denn mit rund 17 Prozent, die sich für die Liberalen im Freistaat abzeichnen, dürfte ein landesweites Rekordergebnis eingefahren werden. Der 42-jährige selbstständige Softwareentwickler Liska ist nun fast erleichtert, vor einem dreiviertel Jahr nicht auf das Werben von Parteifreunden

eingegangen zu sein und eine Kandidatur für die FDP-Landesliste aus beruflichen Gründen abgelehnt zu haben. Damals sagte man ihm, die FDP in Sachsen brauche nur ein paar »frische Gesichter« von dynamischen »Machern«. Auf Platz 6 oder 7 würde Liska ohnehin nicht Gefahr laufen, ins Parlament gewählt zu werden. Nun ist der gebürtige Dresdner froh, standhaft geblieben zu sein, »sonst wäre ich jetzt vielleicht im Bundestag«, was »völlig irre« wäre.

Mit Ausnahme Berlins hat die FDP in allen ost-deutschen Bundesländern an diesem Wahlabend ihre bislang besten Ergebnisse bei einer Bundestagswahl eingefahren. Tatsächlich war es die ost-deutsche FDP, die den Westen nun mit einem

so satten Ergebnis entspannt in den Bundestag hievte, während es die Partei im Westen nur knapp über die Fünf-Prozent-Hürde schaffte. Wahlhilfe vom Koalitionspartner, gar eine indirekte Zweitstimmenkampagne wie bei der Niedersachsenwahl im Januar gab es nicht. Wie also erklärt sich dieses – gemessen an den Vorwahlumfragen der vergangenen Monate – fulminante Ergebnis? Ein erstes Indiz gibt das zweite Rekordergebnis des Abends, über das die Demokraten aller Farben nur ungern sprechen. Denn überall im Osten sank die Wahlbeteiligung für Bundestagswahlen auf historische Tiefststände – teilweise sogar deutlich unter sechzig Prozent. Dass gerade die großen Parteien in schwarz, rot und dunkelrot ihre Klientele nicht mehr zum Urnengang mobilisieren konnten, half sicherlich den kleineren Parteien und allen voran – wieder einmal, muss man sagen² – der ostdeutschen FDP. Der Trend der letzten Bundestagswahlen in Sachsen wurde auch 2013 bestätigt: Während die Wahlbeteiligung im Vergleich zu 2005 stetig sank, nahmen die Anteile der Liberalen im Freistaat von Wahl zu Wahl zu.

Für ein so starkes Ergebnis kann dies jedoch keine tragfähige Erklärung sein. Hat sich etwa der Mindestlohnbeschluss vom Nürnberger Bundestag im Mai für die FDP positiv ausgewirkt, der ihr Image, eine Partei »sozialer Kälte« zu sein³, korrigieren sollte? Die ersten Nachwahlbefragungen von *Infratest dimap* deuten bereits an, dass die Freidemokraten dieses Label keineswegs abschütteln konnten. Es scheint vielmehr genau das Gegenteil der Fall zu sein. Während sich viele westdeutsche Mittelständler und Altliberale von der FDP infolge des Mindestlohnbeschlusses distanzieren, gelang es der FDP zwischen Ostsee und Erzgebirge nach wie vor ihre Wirtschaftskompetenz ins Zentrum zu rücken. Die gesellschaftliche Basis der Ost-FDP ist jedoch eine völlig andere als

im Westen und genau dies macht den Unterschied aus. Hier fehlt die altbürgerlich-mittelständische Anhängerschaft. Es sind Menschen wie Rico Liska, die die Liberalen hier dominieren.

Fragt man Liska, wie er zur FDP gekommen ist, so gerät er in Rage und erzählt von jener fürchterlichen Stimmung im Osten in den Jahren, als die Einführung des Arbeitslosengeldes II auch die Gründung einer neuen Linkspartei nach sich zog. Als hätten alle vergessen, wie es damals war, in Unfreiheit zu leben und gegängelt zu werden. Jede Eigeninitiative sei in der DDR ausgebremst worden, doziert er. Wer Leistung bringen wollte, konnte bestenfalls »Held der Arbeit«, aber keineswegs sein eigener Chef werden. Sein FDP-Beitritt war eine Reaktion auf die Gründung der LINKEN. Rico Liska selbst hatte Glück. Er war 19, als die Mauer fiel, studierte Betriebswirtschaftslehre und Informatik in Jena und Leipzig. 2002, mitten in der NEMAX-Krise, wagte er den Schritt in die Selbstständigkeit. Es sei nicht immer einfach gewesen, doch er habe sich »durchgewurschtelt«. Heute steht seine kleine Firma solide da – für Liska der Beweis, dass mit Einsatz, Zähigkeit, einem Schuss Risikofreude und natürlich auch etwas Glück viel zu machen sei in diesem Land. Freiheit sei dafür aber die Grundvoraussetzung. Deshalb lehnt er staatliche Bevormundung kategorisch ab, gleichviel ob ihm DIE LINKE verordnen möchte, wie er seine Mitarbeiter bezahlt, oder die Grünen ihm vorschreiben wollen, wie er sich zu ernähren und ob er das Auto oder das Fahrrad zu nutzen habe.

Rico Liska würde sich im Duktus der Studie »Gesellschaft im Reformprozess« der Friedrich-Ebert-Stiftung wohl zielsicher in die Kategorie des »modernen Leistungsindividualisten« in Ostdeutschland⁴ einordnen lassen. Insgesamt finden sich im Osten nicht wenige, die mit großem Selbstbewusstsein aus den Umbrüchen der

Jahre 1989/90 hervorgingen und stolz darauf sind, das Überleben in der DDR gemeistert zu haben. Heute halten sie ihre Autonomieansprüche hoch.⁵ Die komplexen Erfahrungshorizonte in der Umbruchgesellschaft Ostdeutschlands, das dichte Nebeneinander von Erfolg und Scheitern fragmentieren die Gesellschaft stark und spitzen die Vorstellungswelten zu. Leistung und Eigeninitiative werden von den einen noch größer geschrieben als im Westen, während die anderen einen höheren Anspruch an die staatliche Fürsorge- und Schutzfunktion haben. Insofern war es auch nicht verwunderlich, dass gerade der sächsische Landesvorsitzende Holger Zastrow massiv gegen den Mindestlohnbeschluss argumentierte und dabei einen Vergleich zu den autoritär-egalitären Strukturen der DDR zog.⁶ Und der sächsische Europaabgeordnete Holger Krahmer forderte gemeinsam mit dem Euro-Rebellen Frank Schäffler einen »liberalen Aufbruch« der FDP.⁷

Es sind solche Köpfe, die eine Ideologie des Aufstiegs durch Freiheit und Leistung verkörpern, Unternehmensgründer, die es nach 1990 »geschafft« haben und die das Versprechen von der Freiheits- und Chancengesellschaft verkörpern. Sie haben 2013 noch verhindert, dass die im Osten strukturschwache Alternative für Deutschland erfolgreich sein konnte. Doch sind diese »Leistungs-individualisten« eben keine sichere Bank für die FDP, wie sich am stetigen Auf und Ab der Partei in den letzten zwei Jahrzehnten im Osten zeigte. Zu ihrem Selbstbewusstsein und Selbstverständnis gehört, auf dem Markt der Demokratie freimütig das beste »Parteien-Angebot« zu wählen. Für die Zukunft der FDP wird viel vom Osten abhängen, nicht zuletzt, ob sie dieser fragilen Allianz aus altem Mittelstand, neuen Mittelschichten im Westen und ostdeutschen »Nachwendaufsteigern« attraktive Angebote unterbreiten kann.

Anmerkungen:

- 1 Die Person Rico Liska ist frei erfunden und soll einen Idealtypus des ostdeutschen FDP-Mitgliedes darstellen.
- 2 Legendar ist dabei die Landtagswahl von 2002 in Sachsen-Anhalt, als die FDP unter Spitzenkandidatin Cornelia Pieper mehr als 9 Prozent hinzugewann, die Wahlbeteiligung gleichzeitig um 15 Prozentpunkte sank. 2006 profitierte die FDP vom Absturz der Wahlbeteiligung (-11,5 Prozent) in Mecklenburg-Vorpommern und legte fünf Prozentpunkte zu.
- 3 Vgl. Jürgen Dittberner, Der programmierte Abstieg? Perspektiven der FDP, in: Eckhard Jesse u. Roland Sturm (Hg.), »Superwahljahr 2011« und die Folgen, Baden-Baden 2012, S. 104.
- 4 Vgl. Heinz Bude, Einübung in Bürgerlichkeit, in: Ders. u. a. (Hg.), Bürgerlichkeit ohne Bürgertum. In welchem Land leben wir?, München 2010, S. 191.
- 5 Vgl. Joachim Schubert, Demokratie in der Kleinstadt. Eine empirische Studie zur Motivation lokalpolitischen Handelns, Wiesbaden 2002, S. 56.
- 6 Vgl. Thomas Maron, »Das ist in der DDR schon schief gegangen«. Interview mit FDP-Vizechef Zastrow, in: Stuttgarter Zeitung Online, 01.05.2013, online einsehbar unter <http://www.stuttgarter-zeitung.de/inhalt.interview-mit-fdp-vizechef-zastrow-das-ist-in-der-ddr-schon-schief-gegangen.e13e076f-76db-4dc2-91e7-a570ac86f4e1.html> [eingesehen am 08.05.2013].
- 7 Vgl. Holger Krahmer u. Frank Schäffler, Auf in den Kulturkampf!, in: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 05.05.2013.



Oliver D'Antonio, geb. 1977, studierte Politikwissenschaft und Soziologie in Leipzig und Grenoble. Er ist heute Mitarbeiter am Göttinger Institut für Demokratieforschung.

EIN FLÜGELLAHMER PHOENIX AUS DER ASCHE: DIE SPD

≡ Christoph Hoefft

Als Peer Steinbrück am Abend des 22. September vor die wartenden Genossinnen und Genossen im Willy-Brandt-Haus tritt, wird er zwar von tobendem Applaus empfangen. Ein erleichtertes Aufatmen kann er dennoch nicht verbergen, sein Lächeln wirkt ein wenig gequält. Denn dass dieser Abend für die viel gescholtene SPD ein gutes Ende genommen hat, ist weniger dank des sozialdemokratischen Kanzlerkandidaten eingetreten, sondern vielmehr trotz seiner oft rumpelnden Performance. Zwar ist es der SPD mit deutlichem Abstand nicht gelungen, die CDU/CSU als stärkste Kraft abzulösen. Dennoch könnte es für eine rot-grüne Koalition und damit für einen Kanzler Steinbrück reichen. Dies hat unterschiedliche Gründe: Erstens hat sich die CDU sprichwörtlich zu Tode gesiegt. Die schwächelnde FDP konnte sich diesmal vor dem Hintergrund des niedersächsischen Wahlkampfes nicht auf Leihstimmen der konservativen Wählerschaft verlassen, wurde darüber hinaus von der Alternative für Deutschland zusätzlich in Bedrängnis gebracht und scheiterte letztlich knapp an der Fünf-Prozent-Hürde. Der Wahlsiegerin Merkel fehlt damit schlichtweg ein Koalitionspartner, da weder Grüne noch die SPD für ein solches Bündnis zur Verfügung stehen. Denn sie haben, das ist der zweite Grund, etwas Größeres, Historisches vor: Eine Minderheitsregierung auf Bundesebene. Doch der Reihe nach.

Ausschlaggebend für den Erfolg der SPD waren insbesondere zwei Entwicklungen: Die immer weiter vor sich hin schwelende Euro-Krise und die rechtzeitige Öffnung für weitere potenzielle Koalitionsoptionen. Die offensichtliche Unfähigkeit

der Regierung, die Wirtschaftskrise dauerhaft in den Griff zu bekommen, zeigte sich spätestens im Sommer, als weitere Staaten der Eurozone auf wirtschaftliche Hilfeleistungen angewiesen waren. Ganz allmählich kippte die lange Zeit zufrieden auf Merkels pragmatischen Krisenkurs blickende öffentliche Meinung. Immer mehr Menschen bekamen das Gefühl, auch selbst zu den Verlierern der Euro-Krise zu gehören, immer stärker wurde die Enttäuschung über das unaufgeregte »weiter so!« Merkels und das endlose Hinziehen der Krise. Gleichzeitig stieg die Sensibilität für und die Unzufriedenheit mit der wachsenden sozialen Ungerechtigkeit in Deutschland.¹ Unter diesen Vorzeichen gelang es Steinbrück, seine desaströsen Umfragewerte aus dem Frühjahr 2013 sukzessive zu steigern: Einerseits konnte er mit seiner Klar-text-Mentalität punkten, andererseits seine unbestrittene finanzpolitische Erfahrung ins Feld führen. Verbunden mit dem wachsenden Vertrauen der Bevölkerung in die SPD, am effektivsten für mehr soziale Gerechtigkeit in Deutschland sorgen zu können, begann sich auf diese Weise die diffuse Wechselstimmung in Deutschland mehr und mehr hin zu einer SPD-geführten Regierungsalternative zu verschieben.

Eine wirkliche bürgerliche Mehrheit im ursprünglichen Sinne hatte es in Deutschland eigentlich ohnehin schon seit einigen Jahren nicht mehr gegeben – das zeigte sich immer wieder in den öffentlichen Debatten. Ob Mindestlohn, Homo-Ehe, die Begrenzung von Managergehältern oder die Anhebung der Spitzensteuersätze: Überall genossen die Positionen der SPD zum Teil deutliche

Mehrheiten.² Die enorme Popularität Merkels hatte zwar über diese inhaltlichen Schwächen³ der Union lange Zeit hinwegtäuschen können, war aber letzten Endes mehr Schein als Sein. Denn obwohl sie bis zum Schluss eine direkte Wahl gegen ihren Herausforderer für sich hätte entscheiden können – gewählt wird nun mal eine Partei, nicht deren Spitzenkandidat.

Das linke Lager konnte schon seit längerem auf eine gesellschaftliche Mehrheit blicken, die aber lange Zeit rein virtuell war, ein theoretisches Konstrukt, das aufgrund der tiefgehenden Diskrepanzen zwischen SPD und der LINKEN in der Realität nicht vorstellbar schien. Und doch hatte sich auf unterschiedlichen Ebenen langsam und kaum bemerkt vorbereitet, was im August erstmals offen ausgesprochen wurde: Eine institutionalisierte Zusammenarbeit zwischen SPD, Grünen und der LINKEN wurde nicht mehr länger ausgeschlossen. Der Weg für die Tolerierung einer rot-grünen Minderheitsregierung durch die LINKE war damit freigemacht. Wie aber konnte es zu diesem Paradigmenwechsel kommen?⁴

Zunächst hatte es nach dem Debakel in Hessen mit der Tolerierung der SPD-Regierung in Nordrhein-Westfalen ein positives Beispiel der Kooperation gegeben, das überdies für die SPD sehr erfreuliche Resultate zeigte, konnte doch Hannelore Kraft die dem Experiment folgende Wahl klar für sich entscheiden. Auch die Wahl der neuen Führungsspitze der LINKEN hatte eine stärkere Annäherung der Parteien vorbereitet, da sich Katja Kipping schon länger offensiv mit den Möglichkeiten einer rot-rot-grünen Koalition beschäftigt hatte. Außerdem war die LINKE spätestens durch die rot-rote Landesregierung in Brandenburg im Bundesrat bereits informell in die rot-grüne Politik eingebunden. Der Verzicht Lafontaines auf eine Bundestagskandidatur⁵ ermöglichte dann, dieses

Bündnis auch im Bundestag als weitere Machtopption offen zu halten.

Auch aus koalitionstaktischen Überlegungen war eine rot-rot-grüne Zusammenarbeit kaum zu vermeiden. Denn ohne die Tolerierung wäre die SPD Gefahr gelaufen, in eine äußerst unangenehme Lage zu kommen. Ein schwarz-grünes Kabinett, rechnerisch neben der großen Koalition die einzige über eine Mehrheit verfügende Regierungsalternative, wäre für die SPD politisch höchst bedrohlich. Das linke Lager wäre dauerhaft aufgeweicht worden, die Sozialdemokraten hätten auch vor den kommenden Wahlen über keinen »natürlichen« Koalitionspartner mehr verfügt. Auch vor einer großen Koalition schreckten die Genossen zurück, hatten sie doch 2009 schmerzhaft erleben müssen, dass eine Regierungsbeteiligung als Juniorpartner Merkels die eigene Popularität nicht eben gesteigert hatte.⁶ Abgesehen davon hätte eine große Koalition auch weiterhin einer rot-grünen Mehrheit im Bundesrat gegenübergestanden, was ein effektives »Durchregieren« weiter erschwert hätte. Überdies riskierte die SPD, durch eine einseitige Festlegung auf eine rechnerisch kaum mögliche Regierungsoption erneut potenzielle Wähler abzuschrecken, denen die späteren Folgen einer Entscheidung für die Partei unkalkulierbar erschienen.⁷ Besser war es also allemal, eine klare und realistische Aussage in den Raum zu stellen.

Dennoch darf bei allen Diskussionen um linke Mehrheiten keinesfalls übersehen werden, dass es sich bei der angestrebten Tolerierung der Minderheitsregierung durch die LINKE (noch) um eine reine Zweckehe handelt. Aus pragmatischen und strategischen Gründen unvermeidbar, verursachte der Gedanke an ein solches Experiment bei führenden Sozialdemokraten trotzdem lange Zeit Bauchschmerzen. Ausschlaggebend dürfte daher gewesen sein, dass man bei brisanten politischen

Projekten wie weiteren Euro-Hilfspaketen, denen die LINKE ablehnend gegenüberstehen würde, im Zweifelsfall auf eine mürrisch-nörgelnde Unterstützung der CDU vertrauen kann, so wie man selbst als Opposition grundlegende Entscheidungen mitgetragen hatte.

So blickt Steinbrück am Wahlabend einer ungewissen Zukunft entgegen. Ob das politische Wagnis einer Minderheitsregierung auf Bundesebene, eventuell sogar mit wechselnden parlamentarischen ad-hoc-Mehrheiten, tatsächlich aufgeht, vermag niemand zweifelsfrei zu prognostizieren. Im Februar hatte eine Mehrheit der Befragten im Deutschlandtrend angegeben, eine rot-grüne Regierung mit dem Begriff »Aufbruch« zu verbinden, was mit Blick auf ein solch beispielloses Experiment schon mal recht treffend ist. Ob die Minderheitsregierung und ihr linker Tolerierungspartner auch der zweiten Assoziation der Befragten, nämlich »Harmonie«, gerecht werden, können dagegen nur die kommenden vier Jahre zeigen.

Anmerkungen:

- 1 Schon im März 2013 war laut Deutschlandtrend mehr als jeder zweite Befragte (53 %) der Meinung, dass es in Deutschland ungerecht zugeht. Im April zeigte sich außerdem, dass Bürger, die eine Gerechtigkeitslücke wahrnehmen, mit einer deutlichen Mehrheit für Parteien des linken Lagers votieren wollten.
- 2 Laut Deutschlandtrend vom März 2013 wünschen sich 55 % der Befragten einen gesetzlichen Mindestlohn, 66 % fordern eine umfassende rechtliche Gleichstellung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften und sogar 89 % befürworten eine Lohnobergrenze für Managergehälter. Im April 2013 halten 58 % die von der SPD geplanten Steuererhöhungen für Besserverdienende für richtig.
- 3 Beispielsweise halten 50 % der im März 2013 Befragten die CDU für zu konservativ.
- 4 Vgl. dazu Mariam Lau, Bundestagswahl: Ist Rot-Rot-Grün realistisch?, in: Zeit Online vom 09.03.2013, online einsehbar unter <http://www.zeit.de/2013/10/Analyse-Rot-Rot-Gruen> [eingesehen am 15.05.2013].
- 5 Vgl. o. V., Die Linke, Lafontaine verzichtet auf Bundestagskandidatur, in: Spiegel Online vom 22.04.2013, online einsehbar unter <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/lafontaine-kandidiert-nicht-mehr-fuer-bundestag-a-895788.html> [eingesehen am 15.05.2013].
- 6 Vgl. Stephan Klecha, Eiertanz um die Macht, 12.04.2013, online einsehbar unter <http://www.demokratie-goettingen.de/blog/eiertanz-um-die-macht> [eingesehen am 15.05.2013].
- 7 So wie dies auch für 2009 zu beobachten war, vgl. Stephan Klecha, Merkel und was folgt?, in: Gegenblende vom 16.04.2013, online einsehbar unter <http://www.gegenblende.de/20-2013/++co++18cce8fa-a67f-11e2-887d-52540066f352> [eingesehen am 15.05.2013].



Christoph Hoefft, geb. 1984, ist Politikwissenschaftler und Mitarbeiter am Göttinger Institut für Demokratieforschung. Dort beschäftigt er sich schwerpunktmäßig mit sozialem und politischem Engagement.

DIE CDU ODER: ES REICHT – IMMER NOCH

≡ Katharina Trittel

Es war eine Wahlnacht ohne große Überraschungen. Früh stand die CDU als Wahlsieger fest und geht nun mit Merkel in die dritte Verlängerung. Knapper gestaltete sich der Abstiegs- bzw. Aufstiegskampf, in dem die FDP den Klassenerhalt knapp verpasste, weil sie Stimmen an die Alternative für Deutschland (AfD) verlor. Dabei waren die CDU-Wähler nicht gewillt, den schwächelnden Koalitionspartner zu retten. Die Piraten und die AfD zogen indes nicht in die Bundesliga der Politik ein. Die Überlegenheit der CDU hingegen war bereits im Vorfeld recht eindeutig.¹ Und so brachte ihre Führungsspielerin sie zu einem ungefährdeten Heimsieg, der unspektakulär, aber nach Mehrheitsmeinung der Wähler verdient war. Denn wer vom Abstieg bedroht ist oder glaubt, es zu sein,² der hält das gesicherte Mittelfeld für erstrebenswert, zumal wenn man von jemandem dorthin geführt wird, die in Krisenzeiten eine ruhige Hand behält, kein Risiko eingeht und die im Moment, wie sie selbst sagen würde, »alternativlos« erscheint. Wie aber kommt es zu diesem Sieg von Angela Merkel, die immer noch, immer wieder und immerhin, muss man sagen, Kanzlerin ist? Für die Politik ein »Nullsummenspiel – eine Ansammlung von Positiva und Negativa, eine stete Aneinanderreihung von Erfolg und Misserfolg«³ ist? Die auch jetzt keine pathetischen Siegesreden hält, weil das einfach nicht ihr Stil ist? Der Schlüssel des Erfolges der CDU liegt in einem Adverb: »immer noch«. Dieses »immer noch« bildet den Kern ihrer Erfolgsressourcen: bei der Wählerschaft, in ihrer Geschichte und bezüglich ihrer Kanzlerin.

Trotz der zunehmenden Spaltung ihrer Anhänger in verschiedene Milieus⁴ und der schwindenden Erklärungskraft traditioneller Faktoren für das Wahlverhalten, trotz der Ausdünnung ihrer Kernklientel und der Tatsache, dass sich die These des Alterskonservatismus nicht bewahrheitet, bindet die CDU immer noch vor allem Wähler über sechzig und diejenigen mit mittleren oder niedrigeren Bildungsabschlüssen. Dies obwohl die demographische Ressource als zuverlässige Quelle einer Stammwählerschaft immer weiter austrocknet. Darüber hinaus: Die deutliche Präferenz der Katholiken für die CDU schleift sich zwar allmählich ab, erreicht aber immer noch ein recht hohes Niveau.

Die Wahlen heute werden in der Mitte gewonnen und diese zu erneuern gelang Merkel bedingt, indem sie ihre Partei modernisierte und damit darauf abzielte, eine breite Zustimmung aus den heterogenen Gruppen der Bevölkerung zu erhalten. Dahinter stand, »die Idee einer starken Mittepartei zu rekonstruieren, Neuwähler – namentlich der SPD – hinzuzugewinnen, dabei Stammwähler zu halten und so die Wählerbasis zu erweitern«⁵. Mit einigem Erfolg: 34 Prozent der SPD-Anhänger gaben an, Merkel als Kanzlerin wählen zu wollen.⁶ Der Wandel des Wählerprofils in der postindustriellen Gesellschaft gilt als typisches Dilemma der Volksparteien, als die sich die CDU immer noch bezeichnet – immer noch ist der daraus resultierende Stabilitätsverlust offensichtlich verkräftbar.

Bei der Analyse der historischen, politischen und persönlichen Faktoren will jedoch auch die Vorsilbe *post* Berücksichtigung finden. Sie suggeriert Vergangenes und Vergänglichkeit und

betont umso mehr das *immer noch*, welches die CDU stärkt. Keine andere Partei blickt auf eine ansatzweise vergleichbare Erfolgsbilanz zurück – ein Hinweis, dass sie über spezifische und privilegierte Machtressourcen verfügt, die auch historisch bedingt sind. Und so gilt für heutige Wähler im Angesicht der Krise immer noch bzw. wieder, was bereits vor über sechzig Jahren galt: Die Deutschen wollen »Ruhe, Sicherheit, ein erträgliches Einkommen, [...] politisch entpflichtet sein.«⁷

Dabei hat sich die Gleichsetzung von Sicherheit und Wohlstand mit christdemokratischer Regierungsführung tief in die Volksseele der Deutschen eingebrannt.⁸ Die Sicherung des materiellen Wohlstands und Stärke in der Außenpolitik sind damals wie heute Pfeiler des Erfolgs. Gerade in Zeiten der Euro-Krise gelingt es Merkel, diese Werte wieder zu verkörpern. Genau wie ihre Vorgänger Adenauer und Kohl deklariert sie die CDU als Partei der Mitte und behauptet ihre Vormachtstellung.

Eine Konsensfläche bilden gemeinsame Werte, die als Maßstäbe für politisches Entscheiden und Handeln angelegt werden können. »Im Zeitalter der dauerhaften Krise, der permanenten Status- und Lebensunsicherheit wird nichts stärker nachgefragt als klar konturierte grundlegende Werthaltungen und Orientierungspunkte.«⁹ Die CDU schöpft dieses Wertefundament vor allem aus ihrer Tradition, aus der »die anfangs illusionslose, pragmatische und flexible Politik der Union«¹⁰ erwuchs und die Merkel immer noch erfolgreich zu reaktivieren vermag.

Ist es Merkels Persönlichkeit, ihr Kurs innerhalb der Partei oder ihr Politikstil, der ihr im achten Jahr ihrer Kanzlerschaft die höchsten Beliebtheitswerte in der Geschichte des Landes bescheinigt?¹¹ Sie scheint zu Deutschland 2013 zu passen: Auf der einen Seite steht die bodenständige, besonnene, unideologische Kanzlerin, die Pragmatismus zur

Methode erhebt. Merkels Markenzeichen ist ihr Postheroismus, der kein Pathos kann.¹² Auf der anderen Seite machtpolitische Härte und Kalkül: Zauderkünstlerin¹³ und Solistin¹⁴.

Das Wichtigste aber ist: Merkels Integrität. Die Tatsache, dass sie Politik um der Sache Willen macht. Ein Wert, auf den die Konservativen, mit der Kanzlerin nicht eben in inniger Zuneigung verbunden, eigentlich stolz sein könnten. Und: Mit der Generalrevision nach Kohls Rücktritt ging von Anfang an die Bereitschaft einher, »auch die radikalsten Innovationen noch als Tradition umzudeuten.«¹⁵ Einiges von dem, was die CDU traditionell ausmachte, erlebt unter Merkel insofern eine Renaissance. Denn schon früher war es diese »nüchterne, illusionslose Anthropologie der CDU, die der Partei in der Konkurrenz mit den Sozialdemokraten viele Jahre den Vorteil brachte.«¹⁶ Mithin lässt sich die Union auch heute noch als Partei der gegebenen Realitäten beschreiben – immer noch.

Jedenfalls: Die große Popularität Merkels war der entscheidende Faktor im Wahlkampf. Während die SPD sich mühte, deren drückende Mehrheit durch inhaltliche Diskussionen wegzureden, verfolgte sie höchstens eine Strategie der »asymmetrischen Demobilisierung« oder: sie tat nichts. Das reichte. Die Personalisierung des Wahlkampfes und die damit einhergehende Entpolitisierung ermöglichten ihr, ihr großes Plus, Glaubwürdigkeit und Authentizität, für sich arbeiten zu lassen.

Komplexe Problemlagen wie die Euro-Krise ermöglichen einen veränderten Führungsstil, der den Gegebenheiten der Postdemokratisierung entspricht und wichtige politische Entscheidungen jenseits der eigentlichen demokratischen Organe fällt. Merkels Erfolg wird erst nach der Krise zu bewerten sein, in der Krise jedoch gelingt es ihr, einen Vertrauensvorschuss der Bürger zu gewinnen, divergierende Interessen zu bündeln und

richtungsweisende Entscheidungen zu treffen.¹⁷ Merkels Handlungsmaxime liegt im Herbeiführen von Gewissheiten, was ihr den Ruf als Zauderin eingebracht hat – für Merkel nicht etwa ein Zeichen von Führungsschwäche, sondern eine Tugend. Und dass die Opposition in den wichtigen Euro-Fragen die Regierungspolitik mitgetragen hat, erschwert eine politische Wechselstimmung erst recht.

Der Gestus, den Europa fordert, das Präsidiale, Moderierende, passt im Übrigen perfekt zur Kanzlerin und verstärkt ihr Image einer überparteilichen Politikerin.¹⁸ Ihre Politik der kleinen Schritte führt dazu, dass sie die Ergebnisse erfolgreich als alternativlos verkaufen kann, TINA (there is no alternative) Merkel. Die Eurokrise wird als »exekutiver Augenblick« empfunden, in dem man eine Kanzlerin wie sie braucht, um das »historische Projekt Europa«¹⁹ anzugehen. Diese Gewichtigkeit täuscht darüber hinweg, dass sich Merkels Kurs gerade bei innenpolitischen Themen häufig ändert – bis hin zu 180-Grad-Kehrtwenden, so geschehen in Sachen Atomausstieg. Umstrittene Alleingänge, kalte Machtdemonstrationen in personellen Fragen, die Kehrseite ihrer Unentschlossenheit²⁰, offenbart in der Diskussion um die Frauenquote – all dies rüttelte nicht daran: die Kanzlerin ist das Versprechen der CDU auf die Macht, das macht sie im Moment unangreifbar.

In anderen Fällen gilt die Maxime: Keine Position äußern, aber die, die etwas anderes wollen, »ernst nehmen« – so geht Volkspartei heute. Dazu scheint die Bemerkung Steinbrücks über Merkel zu passen, die Kanzlerin hebe ihren Finger nicht, um die Richtung zu weisen, sondern um zu testen, woher der Wind weht.²¹ Ist Angela Merkel eine postpolitische Kanzlerin? Weil sie sich nicht festlegt, kaum Überzeugungen hat und auf den richtigen Zeitpunkt wartet? Weil sie Risiken nur eingeht,

wenn es keine mehr sind? Soviel steht fest: Merkel ist *immer noch* Kanzlerin. Immerhin.

Und so könnte Merkel die erste Kanzlerin sein, der es gelingt, in drei Legislaturperioden mit drei Parteien zu koalieren, schwarz-grün auf Bundesebene wäre ebenfalls ein Novum und nach einer Öffnung der CDU für grüne Themen²² und bei unattraktiven Koalitionsalternativen nimmt das Hirn-gepinnt vielleicht Gestalt an.²³ Ihre aktuelle Biografie ist jedenfalls schon mal im schwarz-grünen Layout erschienen. Ebenfalls könnte sie die erste Kanzlerin sein, die während einer Amtszeit freiwillig zurücktritt. »Man darf nie vergessen: Merkel hat bei Kohl sehr genau aufgepasst und sie weiß, dass ihr einstiger Mentor irgendwo zwischen 1992 und 1996 den Absprung verpasst hat. Es kann wohl als sicher gelten, dass Merkel diesen Fehler vermeiden will.«²⁴ Merkel »ist mit sich im Reinen. Sie hat länger regiert, als ihr jemals zugetraut wurde. Sie hat überhaupt regiert – was am Wahlabend 2005 nicht unbedingt sicher war. Und sie lebt in der Gewissheit, dass auch acht Jahre Kanzlerschaft eine durchaus respektable Leistung sein werden.«²⁵ Bereits die dritte Amtsperiode ist eine Adelung. Allerdings ist Merkel nun mit dem Wissen belastet, dass ihre Zeit ausläuft. Ob sie das Spiel also bis zum Ende spielen wird, bleibt offen. Vielleicht hegt ja auch Merkel den Wunsch, der viele der Großen vor ihrem Karriereende umtreibt: der Wunsch, einmal europäisch zu spielen.



Katharina Trittel, geb. 1984, studierte Deutsche Philologie und Geschichte und ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Göttinger Institut für Demokratieforschung. Sie beschäftigt sich derzeit mit der Biografie des Göttinger Chirurgen Rudolf Stich (1875–1960).

Anmerkungen:

- 1 Die Umfragen gemäß Deutschlandtrend vom April 2013 sprechen für Merkel und ihre Partei: 68 % sind mit Merkel als Politikerin zufrieden, 60 % würden sie direkt als Kanzlerin wählen. 48 % wünschen sich, dass die nächste Bundesregierung von der CDU geführt wird.
- 2 58 % beurteilen die wirtschaftliche Lage als gut, die Stimmung bessert sich im Vergleich zu Beginn der Krise. Obwohl ein Großteil glaubt, der schlimmste Teil der Krise stehe noch bevor (75 %), glauben 65 %, Merkel habe richtig und entschlossen in der Krise gehandelt, wobei die Zustimmung im Zeitverlauf steigt.
- 3 Stefan Kornelius, Angela Merkel. Die Kanzlerin und ihre Welt, Hamburg 2013, S. 9.
- 4 Der CDU gelingt es, sechs von zehn Milieus (aufgestellt von Sinus Sociovision) mehrheitlich für sich zu gewinnen: So wählen die Etablierten, Konsum-Materialisten, Konservativen, Traditionsverwurzelten, modernen Performer und die bürgerliche Mitte [insgesamt 66 % der deutschen Bevölkerung] jeweils mehrheitlich CDU.
- 5 Franz Walter u. a., Die CDU. Entstehung und Verfall Christdemokratischer Geschlossenheit, Baden-Baden 2011, S. 215.
- 6 Vgl. Deutschlandtrend April 2013.
- 7 Walter u. a., S. 15.
- 8 Vgl. im Folgenden Walter u. a., S. 16 ff.
- 9 Walter u. a., S. 17.
- 10 Ebd.
- 11 Vgl. Kornelius, S. 7.
- 12 Vgl. Mariam Lau, Die letzte Volkspartei. Angela Merkel und die Modernisierung der CDU, München 2009, S. 234 ff.

- 13 Nikolaus Blome, Angela Merkel. Die Zauder-Künstlerin München 2013.
- 14 Markus Dettmer u. a., Die Solistin, in: Der Spiegel, 22.04.2013.
- 15 Lau, S. 7.
- 16 Walter u. a., S. 20.
- 17 Claudia Ritz u. Gary S. Schaal, Politische Führung in der »Postdemokratie«, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, H. 2–3/2010, S. 9–15.
- 18 Vgl. Blome, S. 65: 2012 sagen 55 % der Deutschen, Merkel wirke eher wie eine überparteiliche Politikerin.
- 19 Diese bedeutsamen Ausdrücke wählt Kornelius, S. 9, 13 und 15.
- 20 O.V., Die Kehrseite der Unentschlossenheit, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19.04.2013.
- 21 Stefan Kuzmany, Wahlkampf bei Jauch: Die Frau, die Angela Merkel besiegen kann, in: Spiegel online, 14.4.2013, online einsehbar unter <http://www.spiegel.de/kultur/tv/talk-bei-jauch-wer-kann-angela-merkel-schlagen-a-894324.html> [eingesehen am 20.04.2013].
- 22 Walter u. a., S. 216 ff.
- 23 Christoph Schwennicke, Schwarz-grün. Ein Hirnspinnweb nimmt Gestalt an, in: Spiegel online, 21.02.2013. 74 % der Grünenanhänger fänden eine Koalition mit Merkel »alles in allem« gut.
- 24 Vgl. Blome; Stephan Klecha, Merkel und was folgt?, in: Gegenblende, 16.04.2013, <http://www.gegenblende.de/20-2013/++co++18cce8fa-a67f-11e2-887d-52540066f352> [eingesehen am 30.04.2013].
- 25 Kornelius, S. 278.

LINKES COMEBACK: MIT ALTEN THEMEN ZU NEUEN WÄHLERN

≡ Jonas Rugenstein

Die Aussichten für die LINKE waren Anfang des Jahres alles andere als rosig. Zwar hatte sich die Partei bundesweit auf soliden sechs bis sieben Prozent eingepegelt, womit der Wiedereinzug in den Bundestag nie wirklich ernsthaft gefährdet schien. Aber es waren eben auch nicht die fast zwölf Prozent, die noch 2009 erreicht werden konnten. Alarmierend waren die Umfrageergebnisse im Westen der Republik, wo die LINKE kaum noch über fünf Prozent der Stimmen kam. Der missglückte

Wiedereinzug in den niedersächsischen Landtag im Januar markierte dabei den vorläufigen Tiefpunkt einer ganzen Serie von Wahlniederlagen in den alten Bundesländern. Und doch gelang es der LINKEN bei der Bundestagswahl 2013, am Ende das zweistellige Wahlergebnis von 2009 zu bestätigen, und – was vor dem Hintergrund der Wahlniederlagen in Westdeutschland noch wichtiger erscheint – über fünf Prozent der Wahlberechtigten in den alten Bundesländern stimmten für die

LINKE. Wie lässt sich ein solches Ergebnis für die Partei, die zuletzt verlässlich die Marke von fünf Prozent bei den westdeutschen Landtagswahlen verfehlte, erklären?

Ganz ohne Peer Steinbrück und die SPD kommt eine Erklärung des Wahlerfolgs des LINKEN natürlich nicht aus. Fast schien sich der Konflikt zwischen der LINKEN und der SPD, der in der Gründungszeit der LINKEN 2004 noch heftig ausgetragen wurde, als Mittel der Mobilisierung für die LINKE abgenutzt zu haben. Die beiden Parteien teilten sich die Oppositionsbank im Bundestag. Außerdem verkleinerte die SPD mit dem sukzessiven Abrücken von der Politik der Agenda 2010 die Angriffsfläche für die Anti-Hartz-IV-Partei.¹ Doch mit der Nominierung Peer Steinbrücks, einem Mitverantwortlichen und konsequenten Verteidiger der Sozialreformen, wurde der Konflikt neu befeuert. Denn auch zehn Jahre nach ihrer Einführung ist die Agenda 2010 gesellschaftlich umstritten und wird mit negativen Folgen verbunden. So ist mehr als die Hälfte der Menschen in Deutschland der Meinung, dass die Agenda 2010 die Reichen reicher und die Armen ärmer gemacht hat. Immerhin rund ein Drittel der Bevölkerung spricht sich dafür aus, die Arbeitsmarktreformen so weit wie möglich rückgängig zu machen.² Mit Peer Steinbrück als Kanzlerkandidat der SPD bot sich für die LINKE also die Möglichkeit, die Grenzen zu ihrer unmittelbaren Konkurrenz wieder schärfer zu ziehen und Unterschiede zwischen den Parteien zu betonen.

Allein an Peer Steinbrück hat es aber sicherlich nicht gelegen. Vielmehr ist die große Bedeutung der sozialen Gerechtigkeit im Wahljahr 2013 der Hauptgrund für das erfolgreiche Abschneiden der LINKEN. Gelang es der Partei in den vergangenen Jahren nicht, mit ihrem Paradethema³ zu punkten, so hatte sie 2013 damit mehr Erfolg. Der Grund dafür ist eine zunehmende Polarisierung zwischen

dem Oben und Unten in der Gesellschaft und ein Bedeutungsgewinn der sozialen Frage. Über die Hälfte der Bevölkerung vertritt die Ansicht, dass es in Deutschland eher ungerecht zugeht. Die Beurteilung der Situation hängt dabei jedoch stark von dem eigenen Status ab. Während die Angehörigen der höheren Schichten in Deutschland nur selten eine soziale Schieflage erkennen können, bemängeln die gesellschaftlich schlechter Gestellten in einem überdurchschnittlichen Maße die Ungerechtigkeiten in Deutschland.⁴ Noch deutlicher fällt das Bild bei der Einschätzung der Teilhabe am wirtschaftlichen Aufschwung aus. So beklagt sich eine klare Mehrheit von 87 Prozent darüber, dass der Aufschwung nicht bei ihnen ankommt.⁵ Die LINKE profitiert von dieser gestiegenen Zahl an Unzufriedenen, die sich vom Wohlstand in Deutschland ausgeschlossen fühlen. Klassische linke Forderungen nach mehr gesellschaftlicher Umverteilung, die Erhöhung des Spitzensteuersatzes, die Begrenzung von Managergehältern oder die Einführung eines branchenunabhängigen Mindestlohns erreichen klare gesellschaftliche Mehrheiten.⁶

Dabei ist es aber nicht selbstverständlich, dass sich diese rechnerischen Mehrheiten auch in Stimmen für die LINKE niederschlagen. Vielmehr war es in der jüngeren Vergangenheit oft so, dass die LINKE trotz einer hohen Zustimmung zu ihren Forderungen keine überragenden Wahlergebnisse erzielen konnte. Dass dies nun bei der Bundestagswahl gelungen ist, liegt daran, dass mit der Beilegung der internen Streitereien eine wesentliche Hürde für die Wahl der LINKEN abgebaut wurde. Oft genug gab die Partei durch die permanente Selbstbeschäftigung nach außen hin ein katastrophales Bild ab und verschreckte damit potenzielle Wählerinnen und Wähler.⁷ Die interne Befriedung, die im Jahr vor der Bundestagswahl stattgefunden hat, ist in erster Linie ein Verdienst der neuen

Parteiführung. Anders als ihre Vorgänger schlugen Bernd Riexinger und Katja Kipping leisere Töne an und treten nicht mit der Attitüde eines Besserwissers und Lautsprechers auf. So konnte ein innerparteilicher Lernprozess angestoßen und eine neue Form des Umgangs etabliert werden. Hierüber näherten sich die verschiedenen Lager der Partei einander schließlich an. Ebenso wichtig ist aber, dass beide Vorsitzende für eine inhaltliche Modernisierung und Öffnung der Partei stehen. Sie denken, obwohl sie für das jeweilige Lager wichtige Integrationsfiguren sind, jenseits klassischer gewerkschaftlicher Muster und sind der Verteidigung eines autoritären Sozialismus alter Schule unverdächtig.

Voraussetzung für das erfolgreiche Abscheiden bei den Bundestagswahlen war, dass der Anteil der Wählerinnen und Wähler in den alten Bundesländern, der zuletzt deutlich zurückgegangen war, wieder erhöht wurde. Vor allen Dingen in zwei gesellschaftlichen Gruppen hatte sich der Rückgang der Bereitschaft, die LINKE zu wählen, deutlich bemerkbar gemacht: bei den Erwerbslosen und den gewerkschaftlich organisierten Arbeitern. Hatte deren überdurchschnittliche Zustimmung 2009 der LINKEN im Westen der Republik ein Ergebnis von knapp über acht Prozent beschert, entzogen eben diese Gruppen in den Landtagswahlen nach 2010 der Partei ihr Vertrauen. Sie kehrten entweder zur SPD zurück oder enthielten sich der Wahl. Zwar gelang es der LINKEN auch 2013 nicht, hier verlorenes Terrain wiedergutzumachen, aber der Rückgang in diesen Kerngruppen konnte durch die Zugewinne in anderen Gruppen kompensiert werden. Steigern konnte die LINKE ihre Zustimmung beispielsweise bei den Angestellten, aber auch bei den jüngeren Wählergruppen. Gelingen konnte diese Verbreiterung der Wählerschaft, indem die LINKE die klassische Parole »Weg mit Hartz 4«

erweiterte und konkretisierte. Statt mit der Ablehnung der Agenda 2010 um Stimmen zu werben, versuchte die LINKE unter dem Schlagwort der *Solidarität* oder auch einer *neuen sozialen Idee* Forderungen nach mehr Gerechtigkeit auf verschiedenen Feldern, von der Lohn- bis zur Geschlechtergerechtigkeit, auszubuchstabieren. Schließlich bot das gesteigerte Bedürfnis nach mehr sozialer Gerechtigkeit in der Bevölkerung im Jahr der Bundestagswahl eine ideale Voraussetzung für den Erfolg einer Strategie, die sich auf die verschiedenen Facetten der Gerechtigkeit fokussiert, und schließlich dafür, dass die LINKE mit eigentlich alten linken Themen neue Wähler erreichte.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. Jöran Klatt, Die LINKE: Opposition der Unterschiedlichen, in: Daniela Kallinich u. Frauke Schulz (Hg.), Halbzeitbilanz. Parteien, Politik und Zeitgeist in der Schwarz-Gelben Koalition 2009–2011, Stuttgart 2011, S. 305–333, hier S. 327.
- 2 Vgl. dazu Deutschlandtrend März 2013.
- 3 Vgl. Viola Neu, Der gestoppte Aufstieg? Perspektiven der Linken, in: Eckhard Jesse u. Roland Sturm (Hg.), »Superwahljahr« 2011 und die Folgen, Baden-Baden 2012, S. 133–151, hier S. 147.
- 4 Vgl. Deutschlandtrend April 2013.
- 5 Vgl. Deutschlandtrend Januar 2013.
- 6 Vgl. Deutschlandtrend März 2013.
- 7 Vgl. Horst Kahrs u. Harald Pätzolt, Zurück zur Wählerschaft, Potentiale für die LINKE, in: RLS Standpunkte, H. 9/2012, S. 2.



Jonas Rugenstein, geb. 1985, ist Mitarbeiter am Institut für Demokratieforschung. Hier arbeitet er zur LINKEN und zu sozialen Bewegungen.

IM BUND MIT DEM ZEITGEIST: DIE GRÜNEN

≡ Michael Lühmann

Endlich nicht mehr Platz fünf von fünf. Die Grünen sind der große Gewinner der Bundestagswahl 2013, das Ziel, mehr als sechs Millionen Wählerstimmen zu holen,¹ ist geglückt. Strahlende Gesichter vor grüner Leinwand, eine sichtlich bewegte Claudia Roth, eine noch immer im Wahlkampfmodus befindliche Steffi Lemke, ein gelöster Jürgen Trittin, daneben Cem Özdemir und Katrin Göring-Eckardt, lächelnd und merklich erleichtert. Daumen werden in die Luft gereckt, es wird sich viel umarmt, die Basis feiert die Partei und sich selbst. Sie alle da oben und unten haben schließlich einen gewichtigen Anteil am Wahlsieg. Mehr noch aber das unter starker Einbeziehung der Basis formulierte Programm, ein ökosozialer Mix aus Umverteilung und Energiewende. So befanden sich die Grünen etwa – trotz massiver Kritik der bürgerlichen Leitmedien – steuerpolitisch im Einklang mit der Bevölkerungsmehrheit. So bewerteten im April 53 Prozent der Bevölkerung die Verhältnisse in Deutschland als insgesamt ungerecht, so fanden 58 Prozent Steuererhöhungen für Besserverdiener »richtig«.² Kurzum, was die Grünen einfahren, so wird verkündet, sind die Lorbeeren der langen, inhaltlich konstruktiven Jahre in der Opposition in Berlin bei gleichzeitiger Wiedereroberung der Bundesländer. Auch ein den Grünen zugeneigter Zeitgeist mag, selbstredend als Produkt grüner Politik, am Rande geholfen haben.

Das war nicht immer so. Noch 2005 befanden sich die Grünen im koalitionspolitischen Niemandsland, an der »Schwelle zur eigenen Irrelevanz«.³ Ermattet, ziellos und – einst als rot-grünes

Reformprojekt angetreten – ohne jede Idee von sich selbst,⁴ mussten sich die Grünen nach Fischer erst wieder selbst aufrichten, ja wiedererfinden. Vor allem die ökologische Idee, in ihrer ihr eigenen Radikalität lange Zeit ein Schattendasein fristend, wurde nun mit Wucht in den Vordergrund geschoben. »Wir sind das Original«, so der trotzigste Ruf der Partei,⁵ die in der kommenden Legislaturperiode mit ansehen musste, wie Merkel sich als Klimakanzlerin in Szene setzte, dafür den Applaus der Bevölkerung kassierte⁶ – und dennoch die Wahl verlor. Gleichwohl, der Traum von einer grünen Volkspartei blieb ein Phantasieprodukt, »der Ausgang der Bundestagswahl [war] weniger der schwarz-gelbe Triumph als eine satte grüne Niederlage«.⁷ Dass die Grünen damit indes am Anfang eines Höhenfluges standen, der ihnen mit großen Schwankungsbreiten nun im Jahr 2013 ein Traumergebnis beschert hat, war noch nicht absehbar. Und doch lag er in der Luft.

Dass wir »Zeitgenossen einer unzweifelhaft großen Krise« sind, dürfte unbestritten sein.⁸ Die Vierfachkrise aus Banken-, Euro-, Schulden-, und Umweltkrise rüttelt dabei nicht nur an den Grundfesten der Demokratie, sondern darüber hinaus auch an der Deutungsfähigkeit solcher Krisenerscheinungen. Denn die Dauerkrise führt zur Erosion des narrativen Kerns der bundesrepublikanischen Erfolgsgeschichte: dem Versprechen von dauernder, wiederholbarer Prosperität, vom Wohlstand für alle.⁹ Diese Verheißung ist, Herfried Münkler folgend, die politische Achillesferse der bundesrepublikanischen Wohlstandsfixierung, denn »in ihren sinnstiftenden Erzählungen ist die Bundesrepublik

auf Prosperitätsversprechen angewiesen.«¹⁰ Aber, so Münkler weiter, »die Prosperitätserzählungen haben wenig Potential, mit schwierigen Zeiten politisch umzugehen. Sie sind auf gute Zeiten fixiert.«¹¹ Exportweltmeisterschaften, Außenhandelsüberschüsse, eine vermeintlich gute Lage auf dem Arbeitsmarkt – im Angesicht ökonomischer Unsicherheiten und zunehmender Verteilungskonflikte erodiert das Zentralnarrativ und öffnet sich der diskursive Raum für wirksame Gegenerzählungen.

Eine solche Gegenerzählung muss sich folglich zum einen zumindest rhetorisch von Wachstum und Fortschritt als Leitprämissen einer politischen Grammatik distanzieren, zum anderen einen Ausweg illustrieren, der eine alternative Erfolgserzählung begründet. Ein solches Narrativ vermag die parteigewordene Ökologiebewegung zu liefern, und dies in biblischem Duktus: »Der Sündenfall: die Atomenergie. Die Propheten, die zur Umkehr aufriefen: Petra Kelly und ihre Mitstreiter. Die vielen Apostel: Bürgerinitiativen und Bunte Listen. Das Volk, das die Reise durch die Wüste der naturzerstörenden Profitwirtschaft antrat: die Grünen selbst. Das gelobte Land: die Energiewende in einer Gesellschaft des ›Green New Deal‹.« Insbesondere im gebildeten Bürgertum verfängt eine solche Rhetorik, vor allem dann, wenn sie von Krisen begleitet wird,¹² von großen Umwälzungen, von kräftigen Modernisierungsschüben. Wie sich die vor allem bildungsbürgerlich geprägte Lebensreform am *Fin de Siècle*, nach der *Great Depression*, gegen die Zumutungen der Moderne wendete,¹³ wie sich in den siebziger Jahren der bürgerliche Postmaterialismus gegen Krise und Beschleunigung wandte, so scheinen auch die Krisen der vergangenen Jahre – in Verbindung mit den fundamentalen Umwälzungen der Digitalisierung bei massiver Beschleunigung – in Teilen des bundesrepublikanischen Bürgertums

Abwehrreflexe gegen die Zumutungen der sogenannten Post- oder zweiten Moderne hervorzurufen.¹⁴ Die alte Prosperitätserzählung wird so zur Reibungsfläche einer Wachstums- und Fortschrittskritik, auch von Konsumkritik, die auf lange Sicht nicht den Ausstieg aus der Megamachine zum Ziel hat, sondern auf eine *andere* Moderne setzt, eine reformerische, eine ökologische, eine nachhaltige Moderne.¹⁵ Nichts anderes liefern die Grünen mit ihrer Erzählung eines ökologischen Morgens, der im *Green New Deal* mit einem anderen, einem grünen Wachstums- und Fortschrittsbegriff gekoppelt ist.

Hier aber liegt ein entscheidendes Problem. Denn einerseits bricht die grüne Moderne nicht mit dem wachstumsbasierten Prosperitätsversprechen. Vielmehr streicht sie es grün an und kann deshalb am Ende der Krisen verlust- und reibungslos in die bundesrepublikanische Meistererzählung integriert werden. Zum anderen, in einen größeren Zusammenhang gehoben, ignoriert der *Green New Deal*, dass es womöglich darum gehen muss, »Exits aus dem bestehenden Wirtschafts- und Gesellschaftsmodell zu finden, weil das wachstumswirtschaftliche Prinzip Nachhaltigkeit nicht zulässt«.¹⁶ Es ist das Grundproblem der anderen, der grünen, der nachhaltigen Moderne, dass sie selbstreflexiv in einer modernisierungstheoretischen Grundannahme verharret, wonach *der Fortschritt* als Subjekt seiner selbst zu »eine[r] weltgeschichtliche[n] Kategorie geworden [ist], deren Sinn es ist, alle Rückschläge als vorübergehend, ja letztlich als Stimulans zu neuen Fortschritten zu interpretieren.«¹⁷

Sollte die Fortschritts- und Wachstumsmoderne an ihre Grenzen gelangen, könnte den Propheten des grünen Fortschritts die erfolgversprechende Gegenerzählung fehlen, die sie bei dieser Bundestagswahl noch getragen hat.¹⁸

Anmerkungen:

1 Ulrich Schulte, Wir wollen nicht nur spielen, in: die tageszeitung, 08.05.2013.

2 Vgl. dazu Deutschlandtrend April 2013.

3 Ingolfur Blühdorn, Reinventing Green Politics. On the Strategic Repositioning of the German Green Party, in: German Politics, Jg. 18 (2009) H. 1, S. 36–54, Zitat S. 36.

4 Saskia Richter u. a., Das rot-grüne Projekt – Rückblick auf eine Koalition, in: Böll-Jahrbuch 2007, S. 10–25.

5 Vgl. den Beschluss »Für einen radikalen Realismus in der Ökologienpolitik« der Partei Bündnis 90/Die Grünen auf ihrer 26. Ordentliche Bundesdelegiertenkonferenz vom 1.–3. Dezember 2006 in Köln, online einsehbar unter http://www.gruene-partei.de/cms/default/dokbin/159/159557.fuer_einen_radikalen_realismus_in_der_oe.pdf [eingesehen am 25.04.2013].

6 Ingolfur Blühdorn, Win-Win-Szeanrien im Härtestest. Die Umweltpolitik der Großen Koalition 2005–2009, in: Sebastian Buckow u. Wenke Seemann (Hg.), Die Große Koalition. Regierung – Politik – Parteien 2005–2009, Wiesbaden 2010, S. 209–225.

7 Claus Leggewie u. a., Verantwortung der Grünen, in: die tageszeitung, 29.9.2009.

8 Franz Walter, Ruhe im Sturm? Deutungsverlust und Demokratieschwund in der Krise, in: Indes, Jg. 2 (2013) H. 1, S. 6–12, hier S. 6.

9 Herfried Münkler, Mythische Zauber – Die großen Erzählungen und die Politik, in: Otto Depenheuer (Hg.), Erzählungen vom Staat. Ideen als Grundlage von Staatlichkeit, Wiesbaden 2011, S. 145–150, hier S. 149.

10 Ebd.

11 Ebd.

12 Die grundsätzliche Furchtsamkeit breiter Mehrheiten der Bundesbürger zeigt sich im Deutschlandtrend vom Januar 2013. Einer 2/3-Mehrheit, die den Höhepunkt der Euro- und Schuldenkrise erst noch erwartete, stand nur eine Minderheit von 25 Prozent der Befragten entgegen, die den künftigen Gang der Dinge »eher gelassen« sah.

13 Janos Frecot, »Die Lebensreformbewegung«, in: Klaus Vondung (Hg.), Das wilheminsche Bildungsbürgertum. Zur Sozialgeschichte seiner Ideen, Göttingen 1976, S. 138–152.

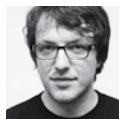
14 Zur Konzeptionalisierung unterschiedlicher Modernen vgl. Andreas Rödder, Moderne – Postmoderne – Zweite Moderne. Deutungskategorien für die Geschichte der Bundesrepublik in den siebziger und achtziger Jahren, in: Thomas Raithel u. a., Auf dem Weg in eine neue Moderne? Die Bundesrepublik Deutschland in den siebziger und achtziger Jahren, München 2009, S. 181–201.

15 So bereits das Leitmotiv bürgerlicher Zivilisationskritik um 1900, vgl. Thomas Rohkrämer, Eine andere Moderne? Zivilisationskritik, Natur und Technik in Deutschland 1880–1933, Paderborn 1999, S. 344.

16 Harald Welzer u. Cem Özdemir, Worauf müssen wir verzichten, in: Philosophiemagazin, Jg. 3 (2013), H. 1, S. 15–19, hier S. 17.

17 Reinhart Koselleck, Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache, Frankfurt a. M. 2006, S. 171.

18 Vgl. auch Michael Lühmann, Gefangen im Korsett der Moderne. Kann ein Green New Deal unseren Fortschritt retten?, in: 360°, Das studentische Journal für Politik und Gesellschaft, Jg. 7 (2012), H. 2, S. 15–23.



Michael Lühmann, geb. 1980, ist Politikwissenschaftler, Historiker und Publizist. Er ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Göttinger Institut für Demokratieforschung und arbeitet derzeit an einer Dissertation über »Die Grünen nach Joschka Fischer«.

HANNAH UND DIE IRONIE

HANS LANDA, EIN (POST)MODERNER
ADOLF EICHMANN?

≡ Jöran Klatt

Erst vor kurzem wurde mit »Hannah Arendt – Ihr Denken veränderte die Welt« von Margarethe von Trotta eine (wohl *die*) entscheidende Passage im Leben der Philosophin verfilmt. Das zeigt, dass die Aufarbeitung des Holocausts nun selbst zum Gegenstand des Gedenkens wird. Die kollektive Erinnerung tritt damit in eine neue, selbstreflexive Phase ein. Dabei sind Arendts Denken und ihre Kritik des für sie zeitgenössischen Umgangs mit den Verbrechen des Naziregimes nach wie vor auf eine gewisse Weise zeitlos und lohnen aus ihrem historischen Umfeld in die Gegenwart transportiert zu werden: Etwa wenn im Kino eine Figur aus Quentin Tarantinos Film »Inglorious Basterds«, nämlich der »Judenjäger« Hans Landa, gerade dadurch schockiert, in seinen Wertmaßstäben nicht Ideologe und Dogmatiker, sondern erschreckend beliebig zu sein.

In den »Basterds« versucht Tarantino, eine mythische Verklärung des Nationalsozialismus zu durchbrechen. Man könnte seinen keinesfalls um historische Korrektheit bemühten Film eine Art Historienklamauk nennen. Filme wie »Inglorius Basterds«, »Mein Führer«, »Iron Sky« und »Dead Snow« versuchen, den Nationalsozialismus und den Zweiten Weltkrieg für den Modus des Lachens, des Humorvollen zu öffnen. Über ethische und moralische Dimensionen und Konsequenzen hiervon lässt sich streiten, doch nutzt Tarantino dieses Stilmittel in einer Art letztem Feldzug gegen die Nazis. Das Argument geht so: Nach dem Zweiten Weltkrieg räumte das moderne Kino den Nazis noch stets die Rolle des absoluten Grauens und des manifestierten Bösen ein und gestand ihnen jedoch im Unterschied zu anderen Symbolen der Historie das Ideal einer historisch möglichst korrekten Darstellung zu. Auch wenn dies, aus dem Bedarf einer kollektiven psychologischen Verarbeitungsstrategie heraus, nur allzu verständlich war: Indem man zwar nicht ihre eigene

Selbstzuschreibung als »Retter des deutschen Volkes« beibehielt, den Nazis aber konsequent die Rolle der wahrhaft »Bösen« zugestand, reproduzierte man so doch implizit immer wieder deren Macht.

Tarantino wollte den Nazis, vor allem Hitler und Goebbels, diesen Minimal-Gefallen nicht mehr zugestehen, sie nicht als eine Naturgewalt, sondern in einer nie dagewesenen Ironie darstellen. Kurz: Er plante, ihnen die latent vorhandene und nachwirkende Macht der Täter zu nehmen. Dies gelang ihm, indem er in den »Basterds« Hitler zur lachhaften Randfigur karikierte, ihn unter völliger Ignoranz historischer Tatsachen am Ende gar tötet.

»Auf die Bücherverbrennung der Nazis haben wir endlich mit der Verbrennung des Nazi-Films reagiert. [...] Es ist eine Rachephantasie, die sich um die historische Realität nicht kümmert, weil für Tarantino sowieso schon immer das Kino die bessere Wirklichkeit war.«¹

Der eigentliche Bösewicht des Films ist nicht Hitler oder Goebbels, sondern Hans Landa. Der SS-Offizier wird nicht als Überzeugungstäter, sondern als Opportunist gezeichnet. Landa ist zwar ein Profi im Aufspüren von Juden, dabei grauenhaft, klar und vor allem effizient. Die Bosheit seiner Figur ergibt sich jedoch nicht aus dem Festhalten an einer Ideologie, sondern gerade aus der Distanz, die sie zu dieser behält. Als sich am Ende des Films die Zeichen der großen Weltpolitik gegen das Nazi-Regime verkehren, wechselt Landa einfach die Seiten und steht urplötzlich über dem System, das ihm persönlich nun keinen Nutzen mehr zu bringen scheint. Landa ist ein Gegenentwurf zur Darstellung von Magda Goebbels, die Corinna Harfouch in »Der Untergang« verkörpert und die im »Führerbunker« unter Tränen behauptet, nicht »in einer Welt ohne Nationalsozialismus« leben zu wollen. Seine Ideologie ist dagegen das Funktionieren und Erfolgreich-Sein. Obwohl der effizienteste Judenverfolger, entpuppt sich Landa nicht als innerlich getriebener Antisemit. Eine provozierende Figur also, die eine Parallele zu Hannah Arendt eröffnet.

Denn »das Böse, so haben wir gelernt, ist etwas dämonisches«². Mit dieser Feststellung markierte Hannah Arendt ihren gedanklichen Einstieg in einen der großen Erklärungsversuche der Schrecken des 20. Jahrhunderts. Arendt trieb vor allem die Fragen nach den Ursachen des Bösen um, welches im 20. Jahrhundert eine neue Gestalt angenommen hatte: Nationalsozialismus und Stalinismus markierten mit ihrer bis dato unbekannten Vernichtungsbereitschaft einen Bruch in der Geschichte. Naheliegend war zu dieser Zeit vor allem (noch), die individuelle Schuldfrage zu stellen, einzelne Personen mit freiem Willen als Schöpfer des Bösen zu vermuten. Doch anders als viele ihrer Zeitgenossen konnte Hannah Arendt Eichmann »keine teuflisch-dämonische

¹ Vgl. Georg Seeßlen, Quentin Tarantino gegen die Nazis. Alles über Inglorious Basterds, Berlin 2011, S. 194 f.

² Hannah Arendt, Vom Leben des Geistes: Das Denken, Das Wollen, München 1998, S. 13.

Tiefe abgewinnen«, die dieses Grauen nicht nur durchgeführt, sondern auch erdacht und geplant hatte: »Eichmann war nicht Jago und nicht Macbeth, und nichts hätte ihm ferner gelegen, als mit Richard III. zu beschließen ›ein Bösewicht zu werden.«³ Verblüfft stellte Arendt fest, dass er eher ein grauenhaft effizienter Bürokrat war, dessen Unfähigkeit und Unwillen zur Reflektion und Einordnung seiner Handlungen in größere Zusammenhänge als die alltägliche Logik ihn zu seinen Taten befähigten. Arendt erkannte in ihm das, was sie »Banalität des Bösen« nannte. Damit bezeichnete sie jenes Phänomen, demnach die grauenhaftesten Taten in der Geschichte nicht primär durch die Intentionen ihrer vermeintlichen Erfinder, sondern durch die Unterlassung eines Widerstandes der Vollstrecker entstünden. Arendt zufolge war Eichmann wohl »nur unfähig zu denken«, wenn auch fähig, aktiv seine Arbeit zu verrichten.

Im Von-Trotta-Film geht es vor allem um die Probleme, welche diese These Hannah Arendt bereitete. Da waren der junge israelische Staat und dessen Akteure, mit denen Arendt gut vernetzt und befreundet war. Mit ihnen kam es zu teilweise sehr persönlichen Konflikten, da einige in ihrer These eine Verklärung, gar Verteidigung Eichmanns und so vieler anderer *williger Vollstrecker* sahen. Doch der Anstoß, den man an ihrer These nahm, begründete sich nicht nur im Politischen, sondern auch in der für ihre Zeit ungewohnten geschichtsphilosophischen Sicht – denn Arendt brach noch vor der Postmoderne und Jean François Lyotard mit den großen Erzählungen.

Der Puls der Zeit wurde bis dato nicht an Alltag, Handeln und Mentalität der kleinen Leute, sondern an der großen Politikgeschichte gemessen. Die These der »Banalität des Bösen« passte deshalb wenig in das allgemeine Denken der Zeit, stieß auf so viel Widerstand, weil der Prozess der Geschichte noch gemeinhin aus kausalen Narrativen, zusammenhängenden und logischen Geschichten, eben den großen Erzählungen, erklärt wurde. Doch mit dem 20. Jahrhundert tat sich endgültig die argumentative Lücke auf, die nach dem Zweiten Weltkrieg und seinen Schrecken das Böse auf einmal schwer erklärbar machte. Dass man erstmals in dieser Form sah, wozu der Mensch eigentlich wirklich fähig war, dekonstruierte Fortschrittsutopismus und Konservatismus: Auf der einen Seite konnte man den *Telos* der Moderne nun nicht mehr derartig naiv als weiterschreitenden Aufstieg und Verbesserung der Menschheit erzählen; auf der anderen Seite konnten derartige Verbrechen nicht einfach nur auf amoralische Einzeltäter abgewälzt werden. Utopia wurde Dystopia und Richard III. ging nach Canossa. Eine derartige Manifestation des Bösen musste weit tiefere Gründe gehabt haben, als man es bis dahin – als ausgelöst durch Irrtümer oder Schurken – erklären konnte.

³ Hannah Arendt, *Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen*, S. 56f.

Für diese Lücke unterbreitete Hannah Arendt ein Erklärungsangebot, das die Rolle des Individuums und des Alltäglichen in den Schrecken des Holocausts anklagte und zugleich eher Herausforderung denn Überwindungsmittel war. Anstelle einer Bewältigungsmöglichkeit und eines Erklärungsangebots präsentierte sie ein Konzept, das vor allem unbequem war, weil es den Nationalsozialismus nicht als ideologische Naturkatastrophe, die über die Welt hereingebrochen war und sich der Unschuldigen bemächtigt hatte, sondern als ein historisches Phänomen begriff, das auf ambivalente Art und Weise mit der historischen Umwelt reagiert, gar mit anderen Ideologien und Tugenden, die auch nach 1945 als universell galten, erfolgreich interagiert hatte. Das Provokante war also, dass man den Mord an den Juden nun nicht mehr alleine aus einer fehlleitenden Ideologie erklären konnte, die man einfach so aus der Welt wegzuschneiden hatte, sondern dass die Gräueltaten besonders im Einklang mit Tugenden wie Technokratie, Eifer, Effizienzstreben, Pedanterie und sogar einer spezifischen Objektivität heraus standen – allesamt Ideale, die nach 1945 eben nicht mit dem Dritten Reich verschwunden waren.

Aus einer großen Erzählung wurden so mehrere kleine. Das Monokausale, das die Nazis aus einer Richtung heraus zu erklären versuchte, war (und ist bis heute) noch vorhanden, geriet als Denkmuster Stück für Stück aus der Mode. Arendts Denken wird von einer ambivalenten und damit äußerst menschlichen Perspektive getragen, ist verstehend, aber nicht verabsolutierend. Es ermöglicht Widersprüchlichkeiten und erfüllt damit einen wesentlichen Aspekt, der heute vielleicht konsensfähiger als zu ihrer Zeit ist: Ironie.

Arendt provozierte ein Sich-Wiedererkennen im Feind – schockierend, da wir durch das Nachvollziehen von ihrer Eichmann-Schilderung nicht automatisch eine Apologie oder Kritik abzuleiten vermögen, sondern zunächst die Möglichkeit in Betracht ziehen müssen, mit Eichmann etwas gemeinsam haben zu können, nämlich einerseits böse und andererseits tugendhaft (zumindest relativ für unsere Zeit) zugleich zu sein. Mit Blick auf Eichmann sind wir zur Frage gezwungen: Wer sind wir in der Perspektive des Bösen gegen das Gute, die das Tribunal der Verzeitlichung, die Geschichte, einst auch an uns anlegen wird? Eine Frage, die sich im Alltag kaum stellt, zumindest nicht abseits des Zeigefingers historisch gewachsener Moralität und Anstand (die wir oftmals als die kleinen Geschichten von Gut und Böse empfinden). Dass das Böse jedoch unterschwellig auch in uns vorkommen könnte und wir uns seiner Präsenz sowie der von uns damit verschuldeten permanenten Wiederholung nicht bewusst sein könnten, ist die Eventualität, vor die uns Arendts Denken stellt.

Fünfzig Jahre nach dem Eichmann-Prozess ist dieser Typus des Vollstreckers noch durchaus gegenwärtig: Immer noch befinden wir uns auf der Suche nach dem möglichen »dämonischen« Bösen. Diese schockierende Möglichkeit liefert uns die postmoderne Variante des banalen Bösewichts, wie sie in »Inglorious Basterds« von Christoph Waltz Oscar-prämiert verkörpert wird. Tarantino hat in seinem Film eine Art doch-dämonischen Eichmann gezeichnet. Die Figur des »Judenjägers« Hans Landa verbindet die Idee eines technokratischen Vollstreckers mit dem Konzept des Bösewichts, der sich der ideologischen Tragweite seines Handelns bewusst ist, der Ideologie zwar folgt, sie im Grunde aber nicht aus tiefer Überzeugung teilt.

Landa wird als Post-Ideologe dargestellt, der zwar Eichmanns Hang zu einer gewissen »Effizienz« teilt, allerdings nicht aus einem bürokratischen Eifer und aus einer Sachlichkeit (der vermeintlich wahren Ideologie Eichmanns) heraus, sondern in vollem Bewusstsein der historischen Relativität von Ethik und Moral. Indes kommt hinzu, dass Landa bei seinen Taten sichtbar eine perfide Freude empfindet. Dieser Genuss seiner Taten ist es, der ihm eine Boshaftigkeit zu eigen werden lässt; zeigt uns doch die Befriedigung, die er bei seiner Arbeit verspürt, objektiv die Amoral seines Handelns, dass es nicht nur eine technokratische Notwendigkeit für ihn gibt, nicht nur Befehle, die ausgeführt werden müssen, sondern solche, die er auch ausführen *will*.

Ob Eichmann eine solche Freude bei der »Pflichterfüllung« empfunden hat, werden wir wohl nie gänzlich erfahren. Dennoch ist in jüngerer Vergangenheit durch die Erschließung von neuen Dokumenten, die Hannah Arendt nicht zugänglich waren, vor allem der sogenannten Sassen-Protokolle, ein neuer Blick auf Eichmann möglich geworden. Nach dem eingängigen Studium dieser Quellen beschreibt Bettina Stangneth ihn gar als einen »Weltanschauungskrieger«⁴. »Hätte Hannah Arendt die ›Sassen-Protokolle‹ gekannt«, schreibt Franziska Augstein im Nachwort zur 2007 erschienenen Neuauflage von Arendts Vorlesung »Über das Böse«, »hätte sie das Wesen des Nationalsozialismus vielleicht anders beschrieben, als sie es tat.«⁵

Obwohl Arendt über diese Quellen nicht verfügte, wird ihre Überlegung dadurch nicht obsolet. Zuletzt blieb für sie lediglich die Möglichkeit, sich von einem Selbstapologeten täuschen zu lassen. So hat sie anschließend, anders als ihr von Zeitgenossen vorgeworfen wurde, auch nicht versucht, Eichmann zu verteidigen, sondern sie »wollte wissen, was alle wissen wollen, die angesichts der NS-Verbrechen fassungslos sind: wie konnte dies geschehen?«⁶ Die Weigerung, eine dämonische Tiefe des Bösen in Eichmanns Charakter automatisch von der Größe seiner Verbrechen abzuleiten, hatte nichts mit Apologie zu tun, da der Determinismus, den das vermeintlich passive Agieren

4 Bettina Stangneth, Eichmann vor Jerusalem, S. 17.

5 Franziska Augstein, Taten und Täter, in: Hannah Arendt, Über das Böse. Eine Vorlesung zu Fragen der Ethik, München 2007, S. 185.

6 Ebd., S. 181.

Eichmanns innerhalb einer Ideologie impliziert, nicht die Schuldfrage nach sich zieht, gar einen Freispruch einfordert, sondern den Kern der Urteilsfähigkeit über das Böse generell berührt. Arendt verlangte vom Rechtsstaat lediglich, nicht dem Maßstab einer Pseudoempathie zu erliegen und zu behaupten, man könne einem Menschen nachweisen, aus tiefster Seele schlichtweg überzeugt böse zu sein. Wenn es darum ginge, würde das Eichmann-Tribunal ein Schauprozess werden, so warnte Arendt, der nicht der einer höheren Moral, sondern lediglich der eines anderen Systems wäre. Eichmann war seiner Taten schuldig, daran zweifelte sie nicht, aber ihr ging es um die Motivation dahinter. Im Gerichtssaal können wir mit den Methoden des Rechts eben nicht jenen Beweis für Freude, Intention und damit tiefe reflektierte Überzeugung erbringen, den uns Tarantino mit den Techniken des Kinos offeriert, wenn er uns Landa bei seiner Arbeit lächelnd und genießend zeigt.

Es ist dabei der Widerspruch unserer Zeit, dass wir die wahren Ideologen, die Überzeugungstäter von einst, allzu leicht als lediglich fehlgeleitete Extremisten, weil Anhänger einer unpassenden, falschen (aber großen) Erzählung, abtun können und den unreflektierten Schreibtischtätern, zu denen Arendt Eichmann (zwar wohl fälschlicherweise) rechnete, zwar ihre Passivität vorwerfen, aber sie nicht zu verteufeln vermögen. Wir haben heutzutage keine wirklich bösen Figuren mehr, nur Fehlgeleitete auf der einen und Getriebene auf der anderen Seite.

Doch wo ist er dann, der Dämon der Postmoderne? Die Ironie liegt nun darin, dass das Böse in der Postmoderne wiederkehrt in der Eigenschaft der Postideologie; eben in der Figur eines Mannes, der an gar nichts glaubt, wie es Friedrich Dürrenmatt in »Der Richter und sein Henker« beschreibt: in der Möglichkeit eines Mannes, »der nun wirklich ein Nihilist« ist – und der, möchte man hinzufügen, sich dessen, gepaart mit völliger Selbstzufriedenheit, auch bewusst ist. »Ein Böser, der böser ist als die Vertreter des absolut Bösen und zugleich trivialer, nämlich einer, der überhaupt nicht an Ideologie, an das Reich und die Rasse denkt, sondern nur an sich selbst.«⁷ Tarantinos Version des willigen Vollstreckers ist ebenso wenig ein Schurke wie »Jago«, »Macbeth« oder »Richard III.« – jene literarischen Beispiele, derer sich Hannah Arendt bedient –, sondern ein *homo oeconomicus*, ein egoistischer und beliebiger Rationalist, den Frank Schirrmacher »Nummer 2« nennt und mit ihm und seinem technokratisch selbstverständlichen Egoismus den Idealtypus unserer Gegenwart karikiert.⁸ Es ist ebenso ironisch, dass in der Zeit, in der wir leben, nach den vermeintlich großen Ideologien, jene Eigenschaften, die als Tugenden gelten, ebenso die zentralen Eigenschaften eines radikalen Bösen sein können. »Das größte Böse«, schrieb Arendt, »ist nicht radikal,

7 Seeßlen, S. 197.

8 Vgl. Frank Schirrmacher, *Ego. Das Spiel des Lebens*, München 2013, S. 58 f.

es hat keine Wurzeln, und weil es keine Wurzeln hat, hat es keine Grenzen, kann sich ins unvorstellbar Extreme entwickeln und über die ganze Welt ausbreiten.«⁹

Denn schockierend ist für uns vor allem, wozu Landa seine Tugenden (oder die Eigenschaften, die noch als Tugenden gelten) befähigen. Heute erscheint das Böse besonders konturenscharf, wenn Menschen das Bewusstsein über die Relativität von Ideologien nutzen, gleichzeitig im Arendt'schen und Heidegger'schen Sinne zum Denken im Stande sind und sich, wie Landa im Film, wechselnden Ideologien und Systemen anpassen. Die Nazis zu entdämonisieren und ihre Taten nicht als Folgen einer bösen Urgewalt zu erklären, sondern als das *Close-up* des »Judenjägers«, den wir in »Inglorious Basterds« aus nächster Nähe, mit all seinen Regungen bei seiner Arbeit beobachten können, erzeugt die Ironie eines dämonischen Eichmanns. Damit bietet Tarantino eine postmoderne Variante des Bösen.

9 Arendt, Über das Böse, S. 77.



Jöran Klatt, geb. 1986, ist Mitarbeiter am Göttinger Institut für Demokratieforschung. Seine Schwerpunkte sind kulturwissenschaftliche Theorie und Semiotik sowie Wissensgeschichte.